

Migration in biographischer Perspektive

**Am Beispiel von Migrations- und Integrationsverständnis der in den
Städten Reutlingen und Tübingen ansässigen iranischen Migranten**

INAUGURAL-DISSERTATION

zur

Erlangung der Doktorwürde

des

**Fachbereichs Erziehungswissenschaften
der Eberhard Karls Universität Tübingen**

**Vorgelegt von
Reza Shenavari**

Reutlingen (2009)

Migration in biographischer Perspektive

**Am Beispiel von Migrations- und Integrationsverständnis der in den
Städten Reutlingen und Tübingen ansässigen iranischen Migranten**

INAUGURAL-DISSERTATION

zur

Erlangung der Doktorwürde

des

**Fachbereichs Erziehungswissenschaften
der Eberhard Karls Universität Tübingen**

**Vorgelegt von
Reza Shenavari**

Reutlingen (2009)

Vom Fachbereich Erziehungswissenschaften der Eberhard Karls Universität Tübingen als Dissertation
angenommen
am:

Abschluss der mündlichen Prüfung am: 06. Juli 2010

1. Gutachterin: Frau Professor Dr. Maja Heiner
2. Gutachterin: Frau Professor Dr. Barbara Stauber

Fremd ist nicht mehr
fremd.
Heimat ist nicht mehr
Heimat.
Keine unaufhörlichen Träumereien mehr
von der Heimat
in der Fremde.
Weder will ich
das eine
noch
das andere.
Ich will beides
als ein Ganzes.¹

¹ Gedicht einer in Deutschland lebenden Türkin zit. nach Handan 1996: 38
Vgl. auch URL: http://cdl.niedersachsen.de/blob/images/C45249582_L20.pdf, S. 49

Ich widme diese Arbeit meinen Interviewpartnern und allen anderen Migranten

Danksagung

Ich danke allen Menschen, die mich in der Zeit dieser Promotionsarbeit begleitet, unterstützt, ermuntert und ertragen haben. Ohne sie hätte ich diese Arbeit nicht schreiben können.

Einen besonderen Dank bin ich meinen Mitmigranten verpflichtet, die sich in bis zu drei anstrengenden Kennenlern- und Interviewsitzungen meinen Fragen ausgesetzt haben und mir dadurch Zugang zu ihren Migrationsgeschichten verschafft haben. Ohne sie wäre diese Untersuchung nicht möglich gewesen.

Ebenfalls besonderer Dank gilt *Frau Professor Dr. Maja Heiner* für ihr Vertrauen und für ihre engagierte Geduld während meines langjährigen Arbeitsprozesses.

Das bisher nicht veröffentlichte Manuskript *Frau Heiners*, das sie mir freundlicherweise zur Verfügung gestellt hatte, war mein ständiger Begleiter bei der Auswertungen meines empirischen Materials.

Neben der Erstgutachterin *Frau Professor Dr. Heiner* gilt zudem der Dank *Herrn Professor Dr. Sigfried Müller*, der sich als Zweitgutachter bereit erklärte, die vorliegende Arbeit zu begutachten.

Ebenso besonderen Dank möchte ich für *Frau Dr. Tina Themls* unermüdliche Unterstützung aussprechen. Sie war mir nicht nur sprachlich eine wertvolle Unterstützung; sie war auch an der Sache selbst interessiert und half oft in uneigennütziger Weise. Besonders in der Schlußphase meiner Arbeit - bei wesentlichen Sprachkorrekturen. Ohne ihre fruchtbare und intensive Begleitung wäre diese Arbeit weniger flüssig zu lesen und bestimmt schwieriger eingängig.

Vielen Dank sage ich auch meiner Lebensgefährtin *Frau Evelyn Groß*, *Frau und Herr Pollitz*, *Frau Zohreh Pour Hassen Mahmoud Abadi* und auch allen, die mir die Arbeit teilweise gegengelesen haben und mich vor vermeidbaren Fehlern bewahrt haben.

Für eventuell aufgetretene, immer mögliche wissenschaftliche Mängel, erkläre ich selbstverständlich mich persönlich als verantwortlich.

Zusammenfassung

Die Auseinandersetzung mit den empirischen Forschungen zur Integration der (iranischen) Migranten in Deutschland führte zum Ergebnis, dass die Integrationsleistungen und die Bewältigungsfähigkeiten der Iraner unzureichend berücksichtigt werden. Demzufolge wurde das Untersuchungsdesign der vorliegenden Studie gezielt darauf angelegt, die Verläufe und Ursachen gelungener Integration zu verdeutlichen.

Die hiermit vorgelegte Untersuchung bietet vor diesem Hintergrund zunächst eine konzeptionelle Klärung des Begriffs der Integration auf der Grundlage der dazu einschlägigen soziologischen Theorien und Konzepte. Danach werden durch eine stärkere Akzentuierung der Differenzen grundlegende Unterschiede einiger Modelle verdeutlicht. Das „biographische Kapital“ wird dabei als spezielle Ressource der Migranten und Ausdifferenzierung ihres sozialen und kulturellen Kapitals begriffen, das sie möglicherweise in besonderem Maße befähigt, sich in der Wirklichkeit globalisierter Gesellschaften zurechtzufinden. Inwiefern lebensgeschichtliche Prägungen bereits vor der Migration bestanden und die unterschiedlichen Migrationsbiographien erklären, war im Rahmen dieser Dissertation nicht zu klären, da sie nur auf die Rekonstruktion der Migrationsbiographie, nicht der gesamten Biographie angelegt ist.

Den Abschluss bildet der Bezug der empirischen Ergebnisse zum vierdimensionalen Integrationsmodell. Die strukturelle Integration (Bildung, Beruf, Erwerbseinkommen, Einbürgerung) ist erstaunlicherweise auch der Flüchtlingsmigranten gelungen. Im Bereich der kulturellen Integration (Sprachkompetenz/ Familienbild/ Geschlechterrollen), lässt sich eine sehr starke Angleichung (mit assimilativen Tendenzen) bei den in Deutschland geborenen oder aufgewachsenen Kindern feststellen. Bezogen auf die Soziale Integration (Primärkontakte, soziale Netzwerke) war keine Tendenz zur Ghettoisierung, Kolonienbildung oder zum Aufbau von Parallelgesellschaften festzustellen. Die Einschätzungen der Interviewten hinsichtlich der Integrationsbereitschaft weisen bezogen auf Privatpersonen einen hohen Differenzierungsgrad auf, Pauschalisierungen fehlen, negativ beurteilt werden eher die öffentlichen Institutionen. Bezogen auf die Dimension der identifikatorischen Integration besteht (von einer Person abgesehen) ein eindeutiges Heimatgefühl weder bezogen auf den Iran noch auf Deutschland – obwohl die meisten Interviewpartner

angaben, sich in Deutschland wohl oder sogar sehr wohl zu fühlen. Zutreffender ist das Konzept der „zweiten Sozialisation“, bei der die erste Sozialisation nicht abgelegt wird, sondern Werte und Normen beider Kulturen im Prozess der Annäherung an die Aufnahmegesellschaft integriert werden.

Die Untersuchung zeigt sehr deutlich, dass eine identifikative Integration (und ein entsprechendes Gefühl der Zugehörigkeit) längere Zeiträume, zumeist mehr als eine Generation und entsprechende Erfahrungen mit Identifizierungsangeboten der Aufnahmegesellschaft benötigt.

Abstract

The discussion about the empirical research on the integration of the (Iranian) immigrants in Germany led to the conclusion that the efforts of the Iranian migrants towards integration and their management capabilities are not taken into account sufficiently. Consequently, the research design of the present study was created specifically to illustrate the patterns and causes of successful integration.

Against this background the study presented here offers a conceptual clarification of the term integration on the basis of the relevant sociological theories and concepts. Subsequently the fundamental differences of some models will be illustrated by a stronger accentuation of these differences . The “biographical background” of the migrants is understood as a special resource, which broadens their social and cultural resources and might make migrants more capable in coping with the challenging realities of globalised societies. It is not clarified in this thesis to what extent the impressions caused by life histories existing before the migration contribute to explaining the different migration biographies, since these only apply to the reconstruction of the migration biography, not the entire web it created.

Finally there is the relation of the empirical results to the four-dimensional integration model. Surprisingly, refugee migrants also proved to be capable of achieving structural integration (integration in the fields of education, profession, income and naturalization). In the field of cultural integration (integration in the fields of language skills, models of family life and gender roles) a tendency towards assimilation is visible among children who were born or grew up in Germany. Concerning the social integration (primary social contacts, social networks) no tendency to live in colonies or ghettos among their distinctive migrant groups or to build a so called “parallel society” could be seen. The assessments of the interviewees based on the readiness towards integration of private individuals show a high degree of differentiation. Generalizations are missing, it is rather public institutions which are judged negatively. A clear sense of home, is neither apparent towards Iran nor Germany in relation to the dimension of identificatory integration (apart from one single person) - even though most interviewees specified, that they feel comfortable or very comfortable living in Germany. Much more likely is the concept of "second socialization", in which the first

socialization is not abandoned, but the values and norms of both cultures can be integrated within the host society in a process of convergence.

The investigation shows very clearly that an identificational integration (and a corresponding sense of belonging) requires longer periods of time, usually more than a generation, and also adequate experience of the offers of identification coming from the host society.

Inhaltsverzeichnis

0 Einleitung	1
I Migrationsalltag exemplarisch.....	4
1.1 Leben mit den Deutschen.....	4
II Theoretischer Bezugsrahmen.....	42
2.1 Das Phänomen Migration / Versuch einer Annäherung	42
2.2 Begriffsdefinitionen.....	42
2.2.1 Ausländer	42
2.2.2 Migranten.....	42
2.2.3 Migration.....	43
2.3 Das Lebensmittelpunkt-Model.....	44
2.4 Ursachen von Migration	45
2.5 Migrantentypologien.....	47
2.5.1 Flüchtlingsmigranten	48
2.5.1.1 Flüchtlingsgruppen	50
2.5.2 Arbeitsmigranten (Gastarbeiter)	53
2.5.2.1 Historische Erkenntnisse.....	53
2.5.3 Aussiedler / Spätaussiedler	57
2.5.4 Bildungsmigranten	59
2.5.5 Menschen mit Migrationshintergrund.....	60
2.6 Kirchenasyl	61
2.6.1 Zur Entstehung des Kirchenasyls.....	63
2.6.2 Unter welchen Voraussetzungen kann Kirchenasyl gewährleistet werden?...	64
2.7 Deutsche Migrationspolitik.....	65
2.7.1 Migrationsdebatte seit Mitte der 80er Jahre.....	66
2.7.2 Die Zuwanderungsdiskussion von 1998 bis 2002	69
2.8 Migration heute	76
2.8.1 Aktuelle Situation	77
2.8.1.1 Zuwanderungsänderungsgesetz	79
2.9 Theoretische Vorüberlegungen zum Integrationsverständnis.....	86
2.9.1 Begriffsdefinitionen	87
2.9.1.1 Akkulturation	87
2.9.1.2 Integration	88
2.9.1.3 Assimilation	88
2.9.1.4 Separation	89
2.9.1.5 Marginalität.....	89
2.9.1.6 Segregationstheorie.....	90
2.9.1.7 Parallelgesellschaft	93
2.9.2 Eingliederungsmodellansätze	95
2.9.2.1 Integration versus Assimilation	96
2.9.2.1.1 Race Relation Cycle.....	96
2.9.2.1.2 Gordons Assimilationsmodell.....	99
2.9.3 Zusammenfassung.....	100

III	Forschung zur Migration von Iranern.....	103
3.1	Lebenssituation der Iranischen Migranten in Deutschland.....	103
3.2	Stand der Forschung	105
3.3	Problemindikation.....	110
IV	Empirisch fundierte Rekonstruktion des Migrationsalltags:	
	Forschungsdesign.....	112
4.1	Qualitative Sozialforschung.....	112
4.2	Biographieforschung.....	115
4.3	Hypothesen / Fragestellungen.....	121
4.4	Auswahl der Erhebungsmethode	123
4.4.1	Episodisches Interview	124
4.4.1.1	Konzeption des Interview-Frageleitfadens	126
4.5	Interviews und Interviewte	128
4.5.1	Auswahl und Beschreibung der Stichprobe (Sampling).....	128
4.5.2	Interviewstruktur und Interviewführung.....	132
4.5.3	Einführung ins Interview	134
4.6	Datenauswertung und Interpretation.....	136
4.6.1	Materialbasis, Auswertungsdesign und Auswertungsmethoden.....	136
4.6.2	Thematischer Aussagenvergleich	137
4.6.3	Einzelfallinterpretationen („ <i>Kasuistische Interpretationen</i> “).....	137
4.6.3.1	Auswahl der zu interpretierenden Interviews	138
4.6.3.2	Auswertungsschritte der Einzelfallinterpretationen.....	139
V	Thematischer Aussagenvergleich.....	150
5.1	Sozialstrukturelle Zusammensetzung der Interviewpartner.....	150
5.2	Migrationserleben und -empfinden von der Anfangszeit bis heute	153
5.2.1	Die Gruppe der Flüchtlingsmigranten	153
5.2.2	Die Gruppe der Nachzügler (Familienzusammenführung).....	159
5.2.3	Die Gruppe der Bildungsmigranten	162
5.2.4	Deutscher mit iranischem Migrationshintergrund	164
5.3	Migrations- und Integrationsverständnis und Zukunftsentwurf	165
5.3.1	Die Gruppe der Flüchtlingsmigranten	165
5.3.2	Die Gruppe der Nachzügler (Familienzusammenführung).....	169
5.3.3	Die Gruppe der Bildungsmigranten	171
5.3.4	Deutscher mit iranischem Migrationshintergrund	173
VI	Einzelfallinterpretationen	174
6.1	Frau M.....	175
6.2	Herr J.....	194
6.3	Frau S.....	206
VII	Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse.....	215
A	Anhang.....	226
A.1	Transskripte.....	226
A.1.1	Frau M.....	226
A.1.2	Herr J.....	249
A.1.3	Frau S.....	269
A.2	Kategorisierung Und Thematische Zuordnung.....	284

A.3 Interview-Frageleitfaden.....	285
A.4 Einverständniserklärung.....	287
VIII Literaturverzeichnis	288

0 Einleitung

Die vorliegende Studie geht der Frage nach, welche gesellschaftlichen und subjektiven Faktoren das Migrations- und Integrationsverständnis von iranischen Migranten beeinflussen. Dabei soll aufgezeigt werden, wie sich Menschen, die im Orient bzw. im Iran aufgewachsen und sozialisiert sind, in der deutschen Industriegesellschaft zurechtfinden, und wie sie mit ihrer Migrationssituation umgehen.

Die zentrale Fragestellung der Untersuchung lautete somit: Wie nehmen iranische Migranten ihre Lebenssituation wahr und inwieweit haben ihre Migrationserfahrungen und die damit verbundenen Empfindungen Auswirkungen auf ihr Migrations- und Integrationsverständnis? Dabei war es mir wichtig, sowohl die Anfangszeit nach ihrer Migration, ihre heutige Gegenwart und ihre Zukunftsperspektive zu berücksichtigen.

Als wesentliche Aspekte des Migrationsalltags wurden somit die Erfahrungen und Erlebnisse in der deutschen Mehrheitsgesellschaft, die aus diesen Alltagserfahrungen und -erlebnissen resultierenden Befindlichkeiten, die Bewältigungsstrategien und die aktuellen Migrations- und Integrationsempfindungen erfasst.

Obzwar derzeit ca. 110.000 iranische Migranten in Deutschland leben und damit die größte Gruppe der aus Asien stammenden ausländischen Mitbürger von Deutschen darstellen, scheinen Iraner als Einwanderungsgruppe kaum wahrgenommen zu werden.¹

Wie bei der Entwicklung des vorliegenden Forschungsvorhabens deutlich wurde, wurden in der deutschen Migrations- und Integrationsforschung bislang nur unzureichend Ansätze zur Erfassung des Migrations- und Integrationsverständnisses der iranischen Migranten angeboten. Bei der Literaturrecherche wurde somit ein deutlicher Mangel an Fachliteratur zum vorliegenden Thema deutlich. Als Grundlage für das zentrale Thema der vorliegenden Studie musste daher die vorhandene, sehr begrenzte wissenschaftliche Literatur dienen. Darüber hinaus wurde ein breites Spektrum von Informations-Grundlagen erhoben, indem eine Vielzahl von Texten, Diplomarbeiten, Dissertationen, Büchern und Zeitschriften recherchiert und aufbereitet wurde.

Die Multidimensionalität des Themas Migration und Biographie machte es nötig, auch andere wissenschaftliche Disziplinen wie z.B. Soziologie, Psychologie und Medizin einzubeziehen.

¹ Vgl. Ghasemina 1996: 19

Ein zentrales Anliegen der Untersuchung war es, einen Wechsel der Blickrichtung, der Forschungsperspektive und des Forschens selbst zu erreichen. Der Gegenstand der Untersuchung sollte explizit aus der Migrantensperspektive erläutert und thematisiert werden. Ich möchte hierzu auch darauf hinweisen, dass ich in der Datenerhebungsphase bewusst auf eine Konzipierung und Durchführung von Experteninterviews verzichten wollte, da meiner Auffassung nach meine Interviewpartner die Experten und Theoretiker ihrer selbst sind.² Ebenso deshalb sollte die Perspektive der deutschen Aufnahmegesellschaft in dieser Forschung nicht von Relevanz sein.

Während der ersten Kennlerngespräche mit den Interviewpartnern wurde ersichtlich, dass auch sie diese Vorgehensweise als eine angemessenere Art der Erhebung von subjektiven Daten empfanden. Jedes Mal, wenn ich mein Vorhaben einem Interviewpartner vorstellte, wurde ich von diesem zu dieser Arbeit ermutigt. Wie sie mir oft mitteilten, sehnten sie sich danach, über sich selbst, vor allem aber auch über ihre Erfolge reden zu können. Oft hatte ich das Gefühl, dass es meinen Informanten gut tat, endlich jemanden vor sich zu haben, der nicht nur in ihrer Vergangenheit, und somit in ihre Wunden „herumbohrte“. Ihnen gefiel, dass das Hauptanliegen bzw. der Fokus der Arbeit auf ihrem Migrantendasein, ihrer Handlungsweisen in ihrer Alltagsbewältigung und auf ihrem aktuellen Migrations- und Integrationsverständnis lag.

Während der Auswertung des erhobenen empirischen Datenmaterials stellte ich fest, dass sich die Mehrheit meiner Informanten insgesamt als zufrieden bis sehr zufrieden mit ihrer Integration in Deutschland äußerte. Dabei wurde mir klar, dass ich mich von dem dominierenden Forschungsfokus und der allgemeinen Wahrnehmung von den defizitären, auffälligen und benachteiligten (iranischen) Migranten lösen musste. Im Mittelpunkt meiner Arbeit steht als Resultat die Darstellung und Analyse der migrationsspezifischen Biographien von eher integrierten, unauffälligen und erfolgreichen (iranischen) Migranten.

Bei allen Rekonstruktionsschritten - von der Entstehung des Forschungsdesigns bis hin zur Darstellung der Forschungsergebnisse - war es mir sehr wichtig, Distanz und Nähe zu bewahren und bewusst auf meine eigenen subjektiven Wahrnehmungen und

² Vgl. Schütze 1983: 285

Empfindungen zu achten, damit die Wirklichkeitsherstellung - soweit es mir möglich war - nicht durch meine Stimmungen beeinflusst werden konnte.

Der Lesbarkeit halber werde ich in der vorliegenden Arbeit die vollständige Schreibweise wie Flüchtling/Flüchtlingsfrau, Migrant/Migrantin, er/sie usw. auf eine männliche Schreibweise reduzieren. Es sind jedoch immer beide Geschlechter in dieser Schreibweise miteinbezogen.

Die in der Untersuchung eingeflossenen Zitatblöcke werden in der Schriftgröße 10 und der Schriftart „Arial“ angegeben.

I. Migrationsalltag exemplarisch

Um die Migrationsbedingungen von iranischen Migranten, die mehrheitlich als Flüchtlinge nach Deutschland kamen, exemplarisch beschreiben zu können, habe ich in diesem ersten Kapitel die Methode des „*Geschichtenerzählen*“¹ gewählt.

Omid / Eine Migrationsgeschichte

Omid ist eine Phantasiefigur. Ich erfand ihn, als ich an meinen Interviews arbeitete. Auf einmal hatte ich die Idee, eine Figur darzustellen, die die Inkarnation vieler (iranischen) Migranten sein könnte.

*Omid*s Geschichte basiert also auf aus 17 Interviews gewonnenen Daten. Sie ist also eine Zusammenführung mehrerer biographischer Interviews, die ich in persischer Sprache geführt und auf Kassetten dokumentiert habe. Ich beschreibe *Omid* und seinen Alltag so, wie meine Informanten und nicht zuletzt ich selbst das Migrationsleben erlebten, erleben und empfinden. *Omid*s Geschichte steht am Anfang dieser Studie, weil ich es für sinnvoll erachtet habe, die Leser zunächst einmal zum Nachdenken und Sicheinfühlen in den (iranischen) Migrationsalltag und somit zum Weiterlesen anzuregen.

1.1 Leben mit den Deutschen

Es war Spätnachmittag, als ich mitten in Berlin auf dem Alexanderplatz stand. Ich wusste nicht, wo ich hingehen sollte. Hinzu kamen meine Sprachschwierigkeiten. Ich konnte ja nur Schul-Englisch. Ich war nicht in der Lage, die Ereignisse um mich herum richtig wahrzunehmen. Das Gefühl der Einsamkeit und Perspektivlosigkeit war immer noch mein einziger treuer Begleiter, der mich keine Sekunde im Stich ließ. Ich war sehr erschöpft und hatte schwere Beine. Seit Tagen hatte ich keine Ruhe gefunden und war ständig auf der Achse und unter Strom. Ich ging in eine Pension und nahm ein billiges Zimmer.

«*Das Zimmer müssen Sie mit jemandem teilen. Ab 22 Uhr ist Nachtruhe*», sagte der Mann an der Rezeption in gebrochenem Englisch.

In der Pension konnte ich kein Auge zumachen. Nicht nur wegen der durchgelegenen Matratze und muffigen Bettlaken -und decken. Ich war sehr aufgeregt und musste die ganze Nacht an meine morgige Vorstellung bei der deutschen Behörde denken.

¹ Vgl. Baacke/Schulze 1993

Ich wusste nicht, was mich morgen erwarten würde und hatte irgendwie ein komisches, ungutes Gefühl. Ich musste auch an die Ereignisse der letzten Wochen denken. Dazu kam, dass mein Zimmernachbar, ein älterer nach Alkohol stinkender Mann, schnarchte. *«Sie nehmen die Buslinie 3, und sagen Sie dem Fahrer, wohin Sie fahren möchten. Er lässt Sie dann an der richtigen Stelle aussteigen»*, verriet mir der Mann an der Rezeption, nachdem ich ihn am frühen Morgen nach dem Weg zur Ausländerbehörde gefragt hatte.

Ich fuhr dann mit dem Bus zur *„Zentralen Aufnahmestelle für Asylbewerber“*. Es gab eine Menge Flüchtlinge aus aller Welt dort. Von Arabern und Asiaten bis hin zu Afrikanern und Osteuropäern; ewige Menschenschlangen, die darauf warteten, registriert und *„erstinterviewt“* zu werden. Es war nicht schwer, da Iraner zu erkennen. Ab jenem Moment, an dem ich (Ost-)Deutschland betreten hatte, hörte ich immer wieder das Wort *„Asylantenheim“*. Hier war es ja noch extremer. Es gab fast keinen Satz, in dem dieses Wort nicht vorkam. Ich glaube, dass das erste deutsche Wort, das ich lernte, *„Asylantenheim“* war.

Erschöpft und genervt von den Anstrengungen der letzten Zeit, hatte ich irgendwie keine Energie und Lust, mich mit meinen anwesenden Landsleuten zu unterhalten. Am liebsten hätte ich mich in eine Ecke verkrochen und wäre eingeschlafen. Zum Glück war ich es ja von unserem Land her gewohnt, Schlange zu stehen. Es vergingen mehrere Stunden, bis ich endlich an der Reihe war und den *„Antrag auf Asyl“* stellte.

Nach Erledigung einiger Formalitäten bekam ich dann einen vorläufigen Ausweis, ein Stück amtliches Papier, das mit einem fettgeschriebenen Satz, der auf meine *„Residenzpflicht“* hinwies, versehen war. Außerdem erhielt ich eine Busfahrkarte und ein Blatt, auf dem eine Adresse niedergeschrieben war.

«Sie müssen diesen Ausweis immer bei sich tragen. Passen Sie gut darauf auf. Das ist Ihr Ticket in der zivilisierten Welt; das ist die Adresse Ihrer vorläufigen Bleibe und diese Fahrkarte dient dazu, dass Sie damit dorthin kommen», sagte mir der Beamte hinter dem Glas mit erhobener, ja herabwürdigender Stimme in gebrochenem Englisch. Ich nahm die Sachen, bedankte mich beim überaus unfreundlichen Beamten, der mich immer noch schief bäugte, und fuhr ins mir zugewiesene Heim, das ehemals als US-amerikanische Kaserne fungierte.

In der Kaserne waren viele Menschen aus verschiedenen Ländern der Welt, Familien und Ledige. Ich weiß nicht genau, wie viele Menschen in diesem Lager untergebracht

waren. Vielleicht waren nur ein paar Hunderte oder vielleicht auch Tausende. Weit und breit registrierte ich Menschen aus aller Welt. Irgendwie war das sehr spannend und interessant für mich, dort der ganzen Welt zu begegnen. Ja tatsächlich waren dort Menschen aus aller Welt präsent; von ganz weiß bis ganz schwarz. Auffallend bemerkenswert war, dass die afrikanischen Flüchtlinge die Mehrheit der im Lager untergebrachten Flüchtlinge repräsentierten. Bei diesem Anblick musste ich immer wieder daran denken, wie sehr die Afrikaner unter Apartheid und Unterdrückung litten. Irgendwie fühlte ich mich sehr geborgen und ich fand meine neue Umgebung zunächst einmal gar nicht so befremdend. Dieses Heim gefiel mir. Ich fand es schön, Menschen zu begegnen, die trotz ihrer tragischen Biographien und Geschichten so fröhlich und lebhaft wirkten.

Das Heim und somit eben auch wir wurden rund um die Uhr bewacht. Dafür gab es den Kasernen-Wachposten, in dem sich rund um die Uhr ein Wächter aufhielt, der das ganze Gelände bzw. den Hof und die umliegenden Straßen und Wege dann per Videoüberwachung unter Aufsicht hatte. Zu meinem Trost musste ich feststellen, dass die Bewachung auch dazu diente, uns vor ausländerfeindlichen Übergriffen der Neonazis zu beschützen und um zu verhindern, dass diese das Gebäude in Brand setzten.

Besonders hart war, dass mehrere Menschen auf engstem Raum zusammengepfercht wurden. Dabei wurde auf kulturelle und politische Unterschiede keine Rücksicht genommen. So trafen für ein islamisches Regime kämpfende Flüchtlinge aus Afghanistan oder Pakistan mit linksgerichteten bzw. marxistisch-leninistischen Oppositionellen aus dem Iran aufeinander. Glücklicherweise waren wir alle erst seit ein paar Tagen in Deutschland und somit sehr euphorisch über das, was unsere Zukunftsperspektiven anging, darüber hinaus wusste jeder von uns, dass das Zusammenleben in dieser Kaserne nur ein Provisorium war und, dass wir alle bald woanders hinverlegt werden würden. So bissen wir in den sauren Apfel und duldeten diesen Zustand.

Ich wurde in ein Singel-Männer-Zimmer verlegt, in dem außer mir noch sieben anderen Flüchtlinge, zwei Afrikaner, ein Araber, ein Inder, ein Afghane, ein Indonesier und ein anderer Iraner untergebracht waren. Die Zimmer waren ursprünglich für vier Menschen vorgesehen. Aus Platzmangel hatte man aber dann jeweils ein zweistöckiges Bett an

jede Ecke gestellt. Diese beengte Lebenssituation und die enorme Heterogenität führte manchmal zu Spannungen und aggressiven Auseinandersetzungen.

Von einem meiner Zimmer-Mitbewohner bekam ich später mit, dass der Vermerk „Residenzpflicht“ in unserem Ausweis bedeutete, dass wir den Landkreis, in dem wir leben mussten nicht ohne Erlaubnis verlassen durften.

Wir bekamen Bettwäsche, ein Essenstablett, einen Metallbecher und Besteck. Fast jedes Ritual in dieser Kaserne erinnerte mich an meine eigenen Militärtage. Die Verpflegung entsprach zwar nicht unserer Essenskultur, schlecht oder gar unzureichend war das Essen aber auch nicht. Es gab Frühstück, warmes Mittagessen und Abendessen. Allerdings lag die Essensausgabe einige Gebäuden entfernt vom Heim. Drei Mal am Tag mussten wir mit unseren Tablett raus aus dem Lager gehen, und einige Meter über die Straße laufen, um das Essen zu holen und mit dem Essen auch wieder zurück. Es war mir sehr peinlich, dass die Leute uns so sehen konnten. Ich schämte mich arg, zumal einige nicht wenige uns so anstarrten, als ob wir hierher geflüchtet waren, um bloß zu essen. Am Anfang hatte ich ein bisschen Geld und konnte mir etwas zu essen kaufen. Danach holte ich mir manchmal das Essen von der Kantine. Manchmal verzichtete ich auf das Essen, weil mich der Anblick der Nachbarn und Passanten, die uns anstarrten oft auch an die Schlagzeilen vieler Zeitungen und Zeitschriften erinnerte, die Flüchtlinge als „Wirtschaftsflüchtlinge“, „Schmarotzer“ u. ä. brandmarkten.

Im Hinblick auf die Hygiene war die Situation im Heim ekelhaft, ja unerträglich. Ich vermutete eher aufgrund der Ansammlung sehr vieler Menschen in dieser Kaserne. Es gab keine abschließbaren Türen in den Duschräumen. Einige Frauen erzählten, dass immer eine Mitbewohnerin mit zum Duschen musste, um hinter der Tür Wache zu halten. *«Ich habe beim Duschen ständig Angst, dass jemand herein kommt. Unsere Zimmereinrichtung, vor allem aber auch die Betten sind so dreckig, dass meine Kinder Hautallergien bekommen haben»*, teilte mir Amara, eine aus Eritrea stammende Frau im Kasernenhof mit.

Bei uns Männern stellten die nichtabschließbaren Duschtüren kein großes Problem dar, obwohl wir Iraner selbst als Männer es gewohnt waren, gewisse Schamgefühle zu haben. Darüber hinaus mussten wir uns nicht so sehr darüber Gedanken machen, sexuell belästigt oder gar misshandelt zu werden.

Trotz vielen Unannehmlichkeiten, mit denen ich mich auseinandersetzen musste, fühlte ich mich insgesamt aber besser. Ich war sehr froh, nun endlich in einem sicheren, demokratischen Land gelandet zu sein. Der einzige Gedanke, der mich viel beschäftigte, war, dass ich mich bei meiner Familie melden sollte, um ihnen mitzuteilen, das ich gut angekommen war. Ich war ja schon seit Wochen unterwegs und hatte bis jetzt keine Gelegenheit und Möglichkeit, mich bei ihnen irgendwie zu melden. Ansonsten war ich wirklich sehr froh, in Deutschland zu sein. Allein die Tatsache, dass ich keine Angst um meine Existenz hatte, gab mir ein Gefühl von Ausgeglichenheit. Ich hatte keine Grenz-, Pass- und so weiter- probleme mehr. Dachte ich mir. Und diese Gedanken verliehen mir ein Gefühl von Zufriedenheit.

Es gab auch hier in Deutschland Spaltungen in den wichtigsten hiesigen politischen Organisationen Irans, denen auch viele Heimbewohner angehörten. Jeder wollte jeden für sich gewinnen. Da ich aber mit anderen Gedanken gekommen war, versuchte ich langsamer zu machen und mich irgendwie zu stoppen. Das heißt ich wartete darauf, was passierte, was ich überhaupt machen konnte. Ich wollte erstmals mit keiner der Gruppierungen arbeiten. Dennoch versuchten die Leute mir irgendwie zu helfen, zum Beispiel in Beziehung auf unsere Heimangelegenheiten, oder was die Dolmetscher – oder Übersetzungsarbeiten anging. Es war in dieser Beziehung sehr gut. Sie halfen mir wirklich. Zwar war die iranische Gemeinschaft politisch zerstritten, nett war das aber irgendwie noch immer. Darüber hinaus gab es im Heim einen regen Info- und Wissensaustausch zwischen den Iranern, die schon etwas länger im Lager waren und uns Neulinge über die hiesige und dortige Politik, aktuelle Nachrichten und vor allem über die deutsche Gesellschaft und ihre Regeln und Normen informierten. Ich hatte das Gefühl, in einer großen Familie zu sein. Jeder half jedem und es gab eine enorme, ja übernatürliche Solidarität zwischen den Flüchtlingen.

Dieser Optimismus und die Leichtigkeit lag einerseits in meiner persönlichen Art, mit den Unannehmlichkeiten umzugehen, andererseits an der Anfangseuphorie, die jeder von uns Flüchtlingen in sich trug. Wir hatten ja alle sehr schwierige Zeiten hinter uns. Wir hatten eben alle auch eigene private Probleme und Traumaerlebnisse. Das hier war ja trotz allem wie eine Fatahmorgana für uns. Ich hatte also noch keine spezifischen migrationsbedingte Probleme. Das waren eher meine seelischen Beeinträchtigungen, die mich seit dem Krieg und seit meiner Flucht in meinem Körper und Geist begleiteten und mich sehr quälten. Ich konnte und wollte meine Probleme aber keinem Iraner, oder

keinem Deutschen erzählen. Ich meine keinem Laienmenschen. Ich hatte den Wunsch, mich darüber mit einem Psychologen, einem Fachmann zu unterhalten. Da gab es aber das Problem mit dem Dolmetscher.

Etwa ein Monat später war es wieder so weit. Ich wurde verteilt und in ein Lager nach Karlsruhe geschickt. Dieses Lager befand sich ebenso in einer alten Kaserne außerhalb der Stadt. Es war ein riesiges baufälliges Haus, in dem etwa 230 alleinstehende Flüchtlinge unterschiedlichen Alters aus allen Krisenländern der Welt untergebracht waren.

Ich bekam in diesem Heim ein ca. zwölf Quadratmeter großes Zimmer zugewiesen, welches ich mit drei anderen Landsleuten teilen musste. Der jüngste von uns war ich und der älteste war Ghasem, ein neununddreißigjähriger Gymnasiallehrer aus *Isfahan*. *Hendrik*, unser nächster Zimmermitbewohner war Angehöriger einer religiösen Minderheit (armenischer Christ). Keiner von uns hatte damit Probleme, einen Christen als Zimmermitbewohner zu haben. Davon abgesehen, dass wir es ja vom Iran aus gewöhnt waren, mit den religiösen Minderheiten friedlich zusammenzuleben. Hassan unser anderer Zimmermitbewohner war nach seinem Abitur zur Weiterbildung an eine Universität in einem Nachbarland unseres Heimatlandes gegangen. Dort hatte er bis Ende des Jahres 1984 studiert. Nach Erlangung seines Diploms in Bauingenieurwesen war er dann nach Deutschland weitergewandert und hatte hier einen Asylantrag gestellt, da er wegen des in dieser Zeit stattgefundenen Krieges zwischen Iran und Irak nicht in den Iran zurückkehren wollte.

An den beiden langen Seiten unseres Zimmers stand je ein Doppel-Stockbett, in der Mitte des Zimmers stand ein Tisch mit vier Stühlen. Außerdem gab es an einer Ecke ein Waschbecken. Jeder hatte einen kleinen abschließbaren Blechschrank. Es war nicht leicht, in einem so kleinen Zimmer zu viert zu wohnen, vier völlig unterschiedliche, sich fremde Menschen mit unterschiedlichen Lebensrhythmen und Interessen. Von der Anfangseuphorie und großer Solidarität war nicht mehr viel übriggeblieben. Ich konnte aber da eine kleine Verbesserung hinsichtlich des Platzmangels und der Heterogenität wahrnehmen, nachdem ich mir die Zimmer-Umstände im Berliner Heim vor Augen fuhr. In dieser Hinsicht war das eine kleine positive Veränderung.

Die Hygiene in diesem Lager war noch schlimmer als in Berlin. Eines Tages sah ich im Badezimmer Kakerlaken. An einem anderen Tag sah ich dort Mäuse herumspazieren.

Ich hatte zwar keine Angst, versuchte aber dennoch soweit es ging diesen Raum zu vermeiden. Es war mir halt unangenehm, zumal es auch um die Gesundheit und Wohlbefinden ging. Darüber hinaus konnte ich im ganzen Gebäude keinen Spiegel finden, wenn es darum ging mir den Bart zu rasieren und so weiter. Ich kaufte mir einen kleinen Handspiegel und erledigte meine Pflegeangelegenheiten in unserem Zimmer am Waschbecken. Für die Hygieneangelegenheiten unseres Zimmers waren wir ja selbst verantwortlich. Wir hatten dafür einen Putzplan aufgestellt.

Wir bekamen zweimal in der Woche „*Essenspakete*“, deren Inhalt aus beinahe abgelaufenen Lebensmitteln bestand. Ich denke, dass diese Lebensmittel von größeren Firmen aufgrund des Verfallsdatums billig abgekauft worden waren. Jeder von uns bekam ca. 60 DM im Monat als Taschengeld, das zum Kaufen von Monatsfahrkarten, allen Gegenständen des persönlichen Bedarfs einschließlich der Hygieneartikel usw. diente.

Ich hatte immer noch Alpträume und konnte nicht ruhig schlafen. Nächtelang grübelte ich über alles mögliche, über meine Vergangenheit, meine Familie, die Flucht,....

Es gab einen Abstellraum von einem Meter Breite und zweieinhalb Metern Länge im Lager. Ich war erst seit drei Tagen in diesem neuen Heim, als ich mich dann entschied, in diesen Raum umzuziehen. Ich konnte es in unserem Gemeinschaftszimmer nicht mehr aushalten, zumal meine Zimmerkollegen mir immer wieder zum Vorwurf machten, dass ich nachts schrie und mit mir sprach. Ich sah es ein. Es war mir ja bewusst, dass ich Alpträume hatte, und dass es sehr unangenehm war, mit mir in einem Zimmer übernachten zu müssen. So zog ich in diesen Raum um, nachdem ich mir die Erlaubnis unseres Heimmeisters eingeholt hatte. Mit viel Mühe schaffte ich es, dort mein Bett unterzubringen. Meinen Blechschrank musste ich aber in unserem Gemeinschaftszimmer stehen lassen.

In dem kleinen Vorstadt-Ort gab es wenige Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung. So gab es z.B. keine Sporthalle, keinen Park usw.. Und wir durften weder arbeiten, noch staatlich geförderte Schulen besuchen. Die Mehrheit der Heimbewohner verbrachte meiste Zeit im Lager, was teilweise grundlose Konflikte verursachte.

Ich hatte den ganzen Tag nichts anderes zu tun, außer ab und zu den ca. vier Kilometer langen Weg in das Stadtzentrum zu Fuß zu gehen und abends dann wieder nach Hause zu kommen. Vielen meiner Heimitbewohnern war dies nicht möglich, da sie entweder

schwer traumatisiert waren, oder weil ihre noch kleinen Kinder es nicht fertig bringen konnten, den insgesamt ca. acht Kilometer langen Weg zunächst in die Stadt hin und dann zurück in unser Flüchtlingslager zu laufen.

Als ich nach einer Woche Leben im Lager mein erstes Monatstaschengeld von 60 DM bekam, kaufte ich mir eine Monatsfahrkarte der öffentlichen Verkehrsmittel und versuchte mir so ein gründliches Bild der Stadt und des Lebens der Deutschen zu machen und die Stadt und ihre Möglichkeiten zu erkunden. Von nun an traf ich fast überall, wo ich mich aufhielt, die Lagerbewohner. Offensichtlich hatte sich jeder eine Monatskarte gekauft. Die Sehnsucht nach sozialen Kontakten, nach einer Beteiligung am (deutschen) Leben war allzu groß.

Ich hätte auch gerne eine Monatskarte für's Schwimmbad gekauft, das Geld reichte aber nicht aus. Ab und zu, wenn ich das nötige Geld übrig hatte, ging ich trotzdem schwimmen. Es tat mir gut, nach so vielen Monaten endlich einmal wieder meiner Leidenschaft nachgehen zu können. Ich ging auch regelmäßig in die Stadtbibliothek. Ich wollte gerne so schnell wie möglich die deutsche Sprache erlernen, um mich so gut wie möglich in meine neue Umgebung integrieren zu können und somit das Beste aus meiner Situation zu machen. Außerdem fand ich es grundsätzlich interessant und schön, so viele Sprachen sprechen zu können wie möglich. Mit Hilfe von Kassetten und Büchern fing ich an, die Sprache zu lernen. Die Teilnahme an einem täglichen Deutschkurs konnte ich mir nicht leisten. Zum Glück gab es einen von der Caritas angebotenen, kostenlosen Kurs, zwei Unterrichtsstunden, einmal in der Woche, den ich dann regelmäßig besuchte.

Obwohl ich wöchentlich zwei Stunden Sprachunterricht bekam und selbst viel lernte, konnte ich die deutsche Sprache nur sehr langsam lernen, da die Lernbedingungen aufgrund der Verhältnisse im Heim sehr schlecht waren. Davon abgesehen, dass ich die deutsche Sprache sehr schwer fand. Dazu kam, dass ich auf Grund meiner Isolation keine Möglichkeit hatte, meine bereits erlangten Kenntnisse einzusetzen und mich in der deutschen Sprache einzuüben. Es machte mich sehr wehmütig, wenn ich manchmal dachte, dass ich diese Sprache nie lernen konnte.

Eines späten Abends, als ich und einige meiner Landsleute von einem Stadtausflug zurück aus der Straßenbahn ausstiegen und wir uns gerade auf den Weg nach Hause machten, hielt plötzlich neben uns eine Polizeistreife an. Zwei Polizisten sprangen heraus, fragten, wer wir seien, wohin wir wollten, forderten unsere Papiere, ließen uns

gegen eine Hauswand stehen und durchsuchten uns. Wahrscheinlich vermuteten sie Drogen oder Waffen. Redete ich mir ein und versuchte somit meinen Wut zu dämpfen. Nach wenigen Minuten war der ganze demütigende Spuk vorbei. Einer unserer Mitbegleiter war dermaßen aufgeregt und wütend, dass er nicht aufhören konnte zu schimpfen und herumzuschreien «*Scheiß Wichser, Naziarschlöcher*», als die Polizisten wegfuhrten. Wir konnten ihn mit viel Mühe zu Ruhe bringen. Später erzählte er mir, dass er in jenem Moment gar nicht mehr wusste, was er sagte. Die Erniedrigungen der deutschen Polizei hätten ihn an seine Erlebnisse in seiner Heimat erinnert.

Was meine Kontakte zum deutschen Volk anging, ließ dies zum Wünschen übrig. Man muss sich Karlsruhe so vorstellen, ich fuhr mit der Straßenbahn hierhin und dahin. Also hatte ich mit einer Maschine, mit einem Gerät zu tun. Oder man geht in einen Supermarkt, kauft ein, schaut auf sein Geld, zahlt und geht. Kontakte zu den Menschen hat man ja nicht. Und ich wollte keine Kontakte haben. Vielleicht auch deswegen, weil ich die Sprache nicht kannte. Was hätte ich denn sagen können. Wie hätte ich mich denn mitgeteilt, eingebracht. Ich fragte höchstens ab und zu mal nach einer Adresse. Ich hatte deshalb hauptsächlich mit Behörden zu tun, das heißt, ich hatte Kontakt zum Beispiel zur Polizei, zum Ausländeramt, Einwohnermeldeamt und ähnlichem. Die zwischenmenschlichen Begegnungen der Beamten mit mir - im Bezug auf die Erledigung der Formalitäten - und ihre Verhaltensweisen mir und übrigen Ausländern gegenüber waren meiner Ansicht nach sehr hart. Ihre Blicke, ihre Ansprachen, ihr Ton, ihre anfängliche Melodie war scharf, ja aggressiv. Ich musste in solchen Momenten dann an die Aussagen vieler anderer Flüchtlinge denken, die mir von ähnlichen Empfindungen berichteten. Vielleicht waren nicht alle so, aber die, mit denen ich zu tun hatte schon.

Die einheimischen Bewohner der Ortschaft versuchten offensichtlich Distanz zu halten und keinen Kontakt mit uns aufzunehmen. Beispielsweise erlaubten sie ihren Kindern nicht, mit den Flüchtlingskindern zu spielen, die im Lager vor sich hin vegetierten.

Ab und zu gab es Gelegenheiten, mit jemandem ins Gespräch zu kommen. Die erste Frage war dann, wo ich her komme. «*Woher kommen Sie?*» war also die erste Frage. Und man könnte meinen, dass sie doch keine Diskriminierung beinhaltet. Die zweite Frage war aber: «*Wann gehen Sie zurück?*» Das ist meiner Meinung nach eine Frage, die einen verletzt und an die man sich im Laufe der Zeit gewöhnt. Ich konnte immer

voraussehen, dass im Laufe des Gespräches irgendwann mal diese Frage gestellt wird, egal wer mein Gesprächspartner war.

Anfänglich versuchte ich ziemlich genau zu erklären, warum ich hierher gekommen war. So sagte ich, dass meine Einreise nach Deutschland nicht gewollt war, sondern ich es tun musste. Und ich habe immer betont, dass ich auch so schnell wie möglich zurückgehen werde. *«Ich werde nicht hier bleiben. Ich werde zurückgehen, sobald sich die Situation in meiner Heimat verbessert»*, sagte ich immer. *«Und, wenn Sie mir diese Frage jetzt stellen, fühle ich mich als unerwünschter Gast hier.»*, sagte ich vor allem dann dazu, wenn ich das Gefühl hatte, dass ich mit einem besonders doofen Gesprächspartner zu tun hatte. Das heißt, dass ich einerseits versuchte, meinen Ärger über derartige Fragen mitzuteilen, andererseits mich zu rechtfertigen. Ich hatte dann oft das Gefühl, dass mein Gesprächspartner erleichtert war. Das war mein Gefühl. Ich dachte, dass ihm meine Antwort, dass ich nicht die Absicht hätte, hier zu bleiben, gefallen hatte.

Es gab auch Momente, in denen einer mich schief beäugte, ich nahm es aber gelassen und versuchte mir vor Augen zu führen, dass man mich manchmal selbst in meiner Heimat schief beäugte. *«Vielleicht schaute man mich an, weil ich was besonderes war»*, versuchte ich mir einzureden und mich so positiv einzustimmen. Im großen und ganzen waren meine anfänglichen Eindrücke also sehr ambivalent, ja eher negativ. Ich hatte insgesamt keinen so guten Eindruck von Deutschland, mochte jedoch aber auch nicht wegen ein paar Leuten alle Deutschen in einen Topf werfen. So hatten solche Ereignisse keine große Bedeutung für mein Leben.

Die einzigen Deutschen, die zu uns kamen und - wenn man es so sagen kann - sich für uns interessierten, waren die Zeugen Jehovas. Sie betrieben jedoch eher religiöse Propaganda und brachten den Lagerbewohnern sogar religiöse Bücher in ihrer jeweiligen Sprache mit. Manchmal halfen sie uns aber auch; z.B. unterrichteten sie uns in Deutsch, oder brachten zu Nikolaus Schokolade für die Kinder oder gebrauchte Kleidung mit und verteilten sie an diejenigen, die sie wollten bzw. brauchten. Es war sehr schwer für mich, von fremden Menschen Klamotten zu bekommen. Ich genoss aber ihre Besuche und ihre Anwesenheit. Schließlich hatte ich ja Kontakt zu (den) Deutschen und konnte mich bereichern, was meine Erkenntnisse über die deutsche Mentalität, Kultur und Lebensanschauungen anging. Darüber hinaus war es eine gute Möglichkeit für mich, meine Deutschkenntnisse aufzufrischen und mir Hilfestellungen zu holen. Was

Zeugen Jehovas religiöse Ansichten anbelangt, hatte ich allerdings nur Glück, dass ich von meiner Person her kein Mensch bin, der solche existentielle Lebensphilosophien nicht kritisch hinterfragt. Ich muss aber auch zugeben, dass sie mir als Menschen sehr sympathisch waren.

Es vergingen so fast zwei Jahre bis zu meiner ersten Anhörung beim „*Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge*“. Ich war sehr aufgeregt, weil ich nicht wusste, was auf mich zukommen würde. Ich hatte mir vorgestellt, dass die ganze Sache in einem großen Gerichtssaal stattfinden würde. Statt dessen wurde ich in einen kleinen Raum gerufen, wo mich ein Anhörer, ein Protokollant und ein Dolmetscher erwarteten. Der Dolmetscher war ein Afghane, der mit einem mir fremden Dialekt persisch sprach. Während der ganzen Anhörung war ich mir nicht sicher, ob er korrekt dolmetschte. Die Anhörung, welche für mein weiteres Schicksal entscheidend war, dauerte etwa eineinhalb Stunden.

Nach Monaten des Wartens erhielt ich endlich den ersehnten Einschreibebrief vom Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge. Ich war einem Zusammenbruch nahe, als ich das Wort „*Ablehnung*“ las. Den übrigen, in kompliziertem Amtsdeutsch geschriebenen Text verstand ich derzeit noch nicht. Ich versuchte die Nerven zu behalten. Aber ich war so fertig, dass ich am ganzen Körper zitterte und mir das Schlimmste ausmalte. Jetzt hatte ich zusätzlich zu meinen alten Alpträumen und Sorgen eine weitere Last zu tragen, mir erschien alles ausweglos. Ich bat den Hausmeister, mir die Bedeutung des Briefes zu erklären. Er bemerkte meine Unruhe und versuchte mich zu trösten. «*Das macht nichts, bis zu einundneunzig Prozent aller Erstanträge werden abgelehnt.*»

Innerhalb von zwei Wochen musste ich einen begründeten „*Widerspruch*“ gegen den Bescheid einlegen. Ich hatte aber alle meine Gründe bereits bei der Erstanhörung genannt. Was hätte ich noch sagen können? Da kam mir meine Deutschlehrerin *Karin* in den Sinn und ihre Worte. «*Falls Ihr Probleme in Asylangelegenheiten habt, könnt Ihr Euch an die Beratungsstellen des Diakonischen Werks wenden.*»

Ich ging also zur Diakonie und erzählte der Beraterin dort von meinem Problem. Mit Hilfe der Diakonie fand ich einen Rechtsanwalt, bei dem es möglich war, die Anwaltskosten in Raten zu bezahlen. Ich legte also Widerspruch ein und wartete in Ungewissheit, was das Schicksal bringen würde.

Von nun an musste ich auf meine Monatsfahrkarte, das Schwimmen und anderen „Luxus“ verzichten, um monatlich 50 von meinen 60 DM für den Anwalt auf die Seite legen zu können.

Das Heim lag außerhalb der Stadt. Für den langen Fußmarsch ins Zentrum fehlte mir nun der Antrieb und die Energie. Zum Deutschkurs ging ich schon lange nicht mehr. Meine ganze Energie und meine Gedanken waren auf mein Schicksal konzentriert. Ich fing an zu rauchen. Eigentlich wusste ich, dass dies keine Lösung für meine Probleme war. Aber ich tat es trotzdem - vielleicht, weil fast alle Heimbewohner es auch taten.

Anfangs sammelte ich die Kippen, die auf der Straße auf dem Boden lagen. Ich schnitt deren Filter und die Teile, die schon geraucht und verkohlt waren ab, dann rieb ich die Tabakreste raus aus den Kippen in eine Dose. Manchmal, wenn ich gerade irgendwo am Bau oder als Putzmann schwarz gearbeitet hatte und ein paar Mark übrig hatte, kaufte ich Billigtabak. Ich hing nur herum, rauchte, saß vor dem Fernseher und wartete, dass etwas passierte. Die Tage und Nächte zogen sich dahin. Es war langweilig und demotivierend, den ganzen Tag im Heim zu verbringen. Ich sah nur noch schwarz. Richtig schlafen konnte ich seit langem sowieso nicht mehr. Ich nickte nur noch von Zeit zu Zeit aus lauter Erschöpfung kurzzeitig ein.

Endlich, nach einer langen Zeit von etwa einem Jahr seit Einlegen des Widerspruches, wurde ich zur *zweiten Anhörung* beim Verwaltungsgericht vorgeladen. Zwei Monate später hatte ich die *zweite Ablehnung* in der Hand - mit der Begründung, dass die im Widerspruch genannten Gründe nicht zulässig seien. Mit Hilfe meines Anwaltes legte ich erneut Widerspruch ein und verlangte, dass mein Fall beim Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge wieder aufgenommen wird. Einer der Ablehnungsgründe waren meine für das Gericht fehlenden Identitätsnachweise. Ich nahm Kontakt auf mit Exil-Iranern der iranischen Nationalpartei. Sie bestätigten mir meine Mitarbeit im Iran und in Deutschland als aktiver Sympathisant der Partei und stellten mir einen Mitgliedsausweis aus. Diesen Ausweis gab ich dann zur Weiterleitung an das zuständige Gericht meinem Rechtsanwalt. Wieder folgte eine lange Zeit des Wartens, der Frustration. Mittlerweile lebte ich schon seit fast dreianderthalb Jahren in Deutschland, ohne mich und meine Pläne vorantreiben zu dürfen. Noch immer hatte ich weder Aufenthalts- noch Arbeitserlaubnis. Ich besaß eine Duldung, die mir nur ein Dahinvegetieren erlaubte. Ich wurde noch depressiver, zog mich von allen Menschen um mich herum zurück, mied jeden Kontakt zu meinen Mitmenschen und geriet immer

mehr in die Isolation. Ich verlor jegliche Freude und Lust am Leben und vegetierte nur noch vor mich hin.

Da ich bereits zweimal abgelehnt worden war, hatte ich jegliche Hoffnung verloren. Mein Anwalt bestätigte mir auch, dass ich kaum eine Chance auf Anerkennung hätte. *«Wir müssen nun alles daransetzen, Zeit zu gewinnen. Sie müssen von nun an versuchen, soviel neue Beweismittel wie möglich zu sammeln. Wir werden unter anderem einen Folgeantrag stellen müssen. Es wird Sie viel Geld kosten, da Sie alle anfallenden Kosten selbst tragen müssen. Es gibt keine Möglichkeit, Beihilfe für Sie zu bekommen»* fügte er hinzu.

Ich sah keine andere Möglichkeit, als diesen Weg zu gehen. Wieder musste ich meine Familie belasten und sie um Geld bitten. Während meiner deprimierten Grübeleien musste ich an die Leute denken, die sich nach jahrelanger Verzweiflung das Leben genommen hatten oder in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen worden waren. Ich fühlte mich nutzlos, träge und eben abgelehnt. Nicht einmal mein Anwalt glaubte mehr an meine Geschichte, oder vielleicht besser gesagt, konnte er sich so eine Situation mit dermaßen fehlenden Menschenrechten in unseren beiden Ländern nicht richtig verstehen.

Ich war gerade 24 Jahre alt, als ich zu jenem Zeitpunkt zum ersten Mal an Selbstmord dachte. Ich hatte zeitweise nicht einmal die Energie, mich selbst zu pflegen. Mein Zustand erinnerte mich an einen Zimmernachbarn aus meiner Anfangszeit im Lager, den die Depression so weit gebracht hatte, dass er nur noch auf dem Bett lag und kiffte. Eines Tages mussten wir ihn mit Kleidern unter die Dusche stellen, da er dadurch, dass er sich seit langem nicht mehr gewaschen hatte, sehr stank. Nun war ich selbst bald soweit.

Eines Tages bemerkte ich auf der Toilette, dass ich Blut im Stuhl hatte. Schon seit längerem hatte ich häufig Magenschmerzen - aber in meinem Zustand hatte ich dem keine Beachtung geschenkt. Nun war ich aber doch beunruhigt und ging zum Arzt. Er stellte ein Magen- und Zwölffingerdarm-Geschwür fest. *«Dies ist häufig eine Folge von Stress und psychischer Belastung»*, sagte er. Ich sollte so weit es geht Stress vermeiden. Aber wie hätte ich das tun sollen? Es war ja unmöglich, einen Tag ohne Stress, Grübeleien und Aufregung zu Ende zu bringen. Ich hatte in meinem ganzen Leben nur die ersten jungen Jahre ohne Stress leben können. Trotzdem versuchte ich die Empfehlung des

Arztes zu befolgen und „cool“ zu bleiben. Auf dem Flohmarkt kaufte ich mir ein altes Fahrrad und fuhr viel damit herum. Ich ging wieder regelmäßig in die Bibliothek, fing wieder an Deutsch zu lernen und versuchte Kontakte zu Deutschen zu knüpfen, was jedoch sehr schwierig war, zumal ich keinen besonders glücklichen und offenen Eindruck machte und die Deutschen selbst sich mir gegenüber sehr distanziert zeigten. Wenn es mir überhaupt gelang, jemanden kennen zu lernen, wurde die Person spätestens dann abgeschreckt, wenn sie erfuhr, dass ich in einem Flüchtlingslager wohnte und aus dem Iran kam. Man kannte meine Heimat und ihre Menschen durch die Medien als zurückgeblieben, fundamentalistisch und terroristisch.

Eines Tages beschimpfte mich eine ältere Frau, als ich eine leere Tabakschachtel in eine vor ihrem Haus stehende Mülltonne warf. Sie schrie mich an und drohte mir, die Polizei zu holen, wenn ich meinen Müll nicht sofort entfernte. Sie jagte mir einen solch großen Schrecken ein, dass ich nur «*ja, ja*» sagte und meine leere Schachtel aus der Mülltonne holte. Später ärgerte ich mich über mich selbst, dass ich mir durch mein umweltbewusstes Verhalten einen solchen Ärger eingeheimst hatte.

So vergingen Tage und Nächte. Endlich nach einer langen Zeit bekam ich eine neue Einladung zur Anhörung. Dieses Mal waren richtige Richter in entsprechender Kleidung da. Zum ersten Mal war auch mein Rechtsanwalt dabei.

Ich war entsetzt, als der Richter sagte, dass Deutschland mir kein Asyl gewährleisten könne, weil der Iran von der Bundesrepublik Deutschland von nun an als ein „*sicheres Herkunftsland*“ angesehen wird. Es mochte sein, dass es zu jener Zeit einige Reformen im Iran gegeben hatte. Der Richter ignorierte jedoch, dass es zu jenem Zeitpunkt in meiner Heimat einen (auch) vom Westen aufgezwungenen Krieg zwischen Iran und Irak gab, und dass ich dementsprechend als junger Mann dort gefährdet war. Außerdem ignorierten sie mich als Individuum und betrachteten meinen Fall nicht als „*Einzelfall*“, sondern völlig verallgemeinert. Am liebsten hätte ich den Richter angeschrien und ihm gesagt, was ich von ihm und den menschenunwürdigen Gesetzen und Entscheidungen halte. Ich versuchte jedoch, meine Nerven zu behalten und nicht irgendetwas zu tun, was meine Lage noch weiter verschlimmern würde. Sie hätten mich ja wegen Beamtenbeleidigung dann gleich einsperren können. Also schluckte ich meine Wut und meinen Hass herunter. Der Richter teilte mir mit, dass meine Akte nun endgültig geschlossen sei. Er forderte mich auf, das Land innerhalb von vier Wochen freiwillig zu

verlassen. Diesen Entscheid würde ich auch noch schriftlich mitgeteilt bekommen, fügte er dann hinzu.

Mir kamen die Erlebnisse der letzten Zeit wieder hoch. Ich zitterte am ganzen Körper und war nicht einmal in der Lage, mir eine Zigarette zu drehen. So saß ich stundenlang vor dem Gerichtsgebäude auf der Treppe und schaute ins Leere. Meine Selbstmordgedanken, die ich seit einiger Zeit hatte, verstärkten sich. Lieber würde ich hier sterben als abgeschoben zu werden. Erstmals kamen mir auch Fluchtgedanken - aber wohin? Und wie sollte ich das realisieren? Außerdem fehlte mir der Mut. Ein falscher Pass wäre nicht das Problem gewesen. Auch der Gedanke an eine Heirat war mir nicht mehr ganz fremd. Schien mir aber im jenen Moment nicht realisierbar. Irgendwann schaffte ich es, aufzustehen und mich in Richtung meiner Unterkunft zu bewegen. Zum Glück waren meine Mitbewohner nicht da. Ich ließ mich auf mein Bett fallen und zog die Decke über den Kopf.

Es vergingen weitere furchtbare Tage. Irgendwann mal fing ich an, meinen ersten Joint zu rauchen. Ich hatte immer wieder gehört, dass das beruhigen sollte. Ich versank in einem Trancezustand und schwebte im Raum. Es tat mir gut, weil ich zum ersten Mal seit meinem dreizehnten Lebensjahr in der Lage war, richtig abzuschalten, mich von den Problemen meines Umfeldes loszulösen und nicht nachzudenken oder zu grübeln. Ich kaufte mir nur noch Marihuana und betäubte mich jeden Tag.

Eines Tages klopfte es laut an meiner Zimmertür. Ich war sehr erschrocken und fragte, wer da sei. Als ich die aggressive Aufforderung «*Polizei, machen Sie sofort auf*» hörte, wusste ich, dass die Polizei gekommen war, um mich abzuschieben. In meinem Dauerrausch hatte ich den Brief, in dem ich zur Ausreise aufgefordert worden war und die Aufforderung meines Rechtsanwaltes, mich unverzüglich bei ihm zu melden, völlig verdrängt und vergessen. Die Rechtsanwaltsmonatsraten gab ich ja nun für den Kauf von Marihuana aus. Somit hatte er auch keine Motivation, mir hinterher zu laufen.

Ich war froh, dass ich mir seit langer Zeit angewöhnt hatte, meine Zimmertür abzuschließen, um jeden Kontakt mit anderen Leuten zu vermeiden. Geistesgegenwärtig sprang ich aus dem Fenster, nahm mein Fahrrad und raste davon.

Unterwegs erinnerte ich mich daran, dass ich damals in Karlsruhe immer wieder von unserer Deutschlehrerin *Karin* etwas von der Kirche und *Kirchenasyl* gehört hatte. Ich selbst bin zwar nicht religiös im Sinne von der Kirche, oder so, glaube aber fest und tief an die Schöpfung und einen einzigen Schöpfer, an den Urknall, die Natur, an....

So ging ich ab und zu in die Kirche. Ich liebte die Stille und die spirituelle Atmosphäre dort und fühlte mich danach immer viel besser. Es gab dort einen Pfarrer, der mich jedes Mal anlächelte, mich mit einer netten Beugegeste und ohne Worte grüßte und verabschiedete, obwohl ich mich weder bekreuzigte, noch eine Bibel in die Hand nahm. Ich saß jedes Mal am selben Platz, nahm eine meditative Haltung ein, schloss meine Augen und begab mich in das Universum. Manchmal hatte ich nasse Augen, vor allem, wenn ich an meinen inzwischen verstorbenen Vater dachte, von dem ich nicht Abschied nehmen konnte.

Es gab eine innige Kommunikation zwischen mir und dem Pfarrer. Ich wusste und spürte, dass er mich mochte, und dass ich ihm sympathisch war. Bestimmt wusste und spürte er das gleiche, weil ich ihn auch sehr nett und sympathisch fand. Ich fuhr also zu ihm, erzählte ihm meine Geschichte und bat ihn darum, mich in die Gemeinde mitzunehmen und dafür zu sorgen, dass ich Kirchenasyl bekam. Ich bat ihn außerdem darum, sich um drei meiner Freunde, die ich aus dem Wohnheim kannte, und die ebenfalls eine Ausreiseaufforderung erhalten hatten, zu kümmern.

Der Pfarrer brachte mich sofort in seine Gemeinde und sorgte dafür, dass mir Zuflucht gewährt wurde. Kurz darauf gewährte die Gemeinde auch meinen Freunden *Muharem*, *Ali* und *Sedrik* Zuflucht. Nach einigen Tagen entschieden wir uns dann dazu, einen Hungerstreik zu beginnen, um damit die Öffentlichkeit auf unsere Situation aufmerksam zu machen. Dies war allerdings unsere einzige Chance, die die Regierung dazu bewegen konnte, uns auch längerfristig nicht abzuschieben. Noch am selben Tag begannen wir mit einem Hungerstreik. Wir aßen nichts, nahmen aber Flüssigkeit zu uns. Um die ganze Sache öffentlich zu machen, wurden die Medien eingeschaltet. Es erschienen Artikel in den Zeitungen und es gab Interviews und Berichte über uns und unsere Situation im Radio und im lokalen Fernsehen. Es war eine sehr harte Zeit. Wir waren alle körperlich sehr geschwächt und hatten an Gewicht verloren. Zum Glück hatte ich dort keine Möglichkeit, an Drogen heranzukommen. Ich rauchte jedoch weiter Zigaretten, viel mehr als sonst.

Mehrmals kam es vor, dass Vertreter der Regierung zu uns kamen und versuchten, uns mit leeren Versprechungen zum Aufgeben zu bewegen. Wir waren jedoch alle fest entschlossen, von unseren Forderungen nicht abzuweichen. Nach mehreren Verhandlungen zwischen den Kirchenleuten, uns und Zuständigen des Bundesamtes erreichten wir nach fünfzig Tagen endlich die Zusicherung, dass unsere „*Einzelfälle*“ nochmals überprüft und die Abschiebungen vorerst ausgesetzt werden würden.

Außerdem erhielten wir die Erlaubnis, ab jetzt in einer uns von der Kirchengemeinde zur Verfügung gestellten Wohnung zu wohnen und statt Essenspaketen Essensgutscheine zu bekommen, was uns zumindest dazu befähigte unseren Wünschen nach Lebensmittel einzukaufen. Wir mussten uns mit diesem Kompromiss zufrieden geben, zumal der Gesundheitszustand unseres Kameraden, *Muharem* sehr kritisch war. Die uns betreuenden Ärzte hatten die Befürchtung geäußert, dass er ins Koma fallen könnte, würde er noch weiter machen. Außer dem seelischen Schaden trug jeder von uns auch einen körperlichen davon. So lebt *Muharem* heute mit einer Niere. *Ali*, *Sedrik* und ich haben noch immer Verdauungs- und Magenprobleme.

Zunächst schien es, als wäre alles gelungen, wie ich es mir gewünscht hatte: ein Leben ohne Angst vor Abschiebung zu führen, und dies in einer einigermaßen menschenwürdigen Umgebung. Meine Lebensgeister erwachten wieder, ich ging wieder zum Deutschkurs und bekam viel Lob von meiner Lehrerin für meine Fortschritte. Ich fühlte mich gut, war wieder offen für andere Leute, machte Besuche, kochte, und vieles andere mehr. Am schönsten war es aber, als ich zum ersten Mal auf Deutsch träumte. «*Wenn Ihr anfangt in Deutsch zu träumen, könntet Ihr dann sagen, dass Ihr gut Deutsch könnt*» sagte uns unsere Deutschlehrerin *Karin*. Ich war dermaßen froh und glücklich, dass ich als erstes *Karin* aufsuchte und ihr meinen Traum mitteilte. Sie lud mich dann zum Essen ein. Das war einer der schönsten Momente meines Migrantenslebens.

Manchmal hatte ich aber auch ein schlechtes Gewissen, da ich wusste, dass es außer uns noch viele, viele Menschen gab und gibt, denen diese Dinge versagt sind. Ich schämte mich dafür, in einer Wohngemeinschaft abseits der Flüchtlingswohnheime zu wohnen und ein relativ privilegiertes Leben führen zu dürfen. Da draußen kämpften meine Gleichgesinnten um ein viel kleineres Stück Normalität.

Es vergingen so mehrere Monate, ohne dass wir etwas über unser weiteres Schicksal erfuhren - aber wir waren voller Hoffnung.

Eines Tages bekam ich eine Einladung zu einer erneuten Anhörung. Diese verlief wie üblich. Ich hatte das Gefühl, dass es auch diesmal wieder nur darum ging, zu pauschalisieren und nicht auf meinen Einzelfall näher einzugehen. Ich hatte kein gutes Gefühl. Es täuschte mich nicht: Nach mehreren Monaten des Wartens erhielt ich wieder eine Ablehnung. Auch diesmal mit der Anmerkung, dass ich gegen diesen Bescheid innerhalb von vier Wochen Einspruch erheben könne. «*Mein Gott*», dachte ich, sie

haben uns zwar nicht abgeschoben, aber die Methoden zur Abschreckung scheinen sich zu wiederholen. Eine Woche darauf entzog man uns sogar die Sondergenehmigung, in unserer Wohngemeinschaft weiterhin wohnen zu dürfen. Ich persönlich fühlte mich dort nie richtig zu Hause. Meine Freunde bzw. Mitbewohner taten mir aber sehr leid, weil ich das Gefühl hatte, dass sie gerne in dieser Wohnung wohnten.

Sie schickten uns in ein Dorf, das in der Umgebung einer kleinen Stadt in der Nähe von der Grenze zur Schweiz lag. Meinem Eindruck nach war unsere neue Bleibe des Heimleiters eigene ehemalige Scheune, die er in mehrere Zimmer umgewandelt und an das Sozialamt vermietet hatte. Jedes Zimmer, das etwa 16 Quadratmeter groß war, wurde mit 3 Personen belegt. Immerhin waren die Zimmer größer als die in Karlsruhe. Außer uns wohnten dort andere männliche Flüchtlinge, die bereits seit einigen Wochen dort lebten. Es war auch ein achtzehn jähriger Junge dabei. Der Arme! Man nahm auch in dieser Hinsicht keine Rücksicht. Eigentlich war ich ja mit meinen mittlerweile 24 Jahren bis zu jenem Moment schon der Jüngste gewesen. Und nun musste der ganz junge Ahmad auch noch mit viel älteren Menschen, zu denen er gar keine Beziehung hatte, einige nicht wenige Monate, unter Umständen sogar Jahre lang zusammenleben. Er hatte ja völlig andere Interessen und Lebenserwartungen, etc..

Nach einer Weile wurden die meisten von uns krank, weil es in der Scheune feucht, kalt und dunkel war. Nachdem wir sehr viel mit dem Hausmeister geredet und gesagt hatten, dass es so nicht gehe, und nach massiven Protesten und Vorlagen von Attesten, sagte der Hausmeister dann: *«okay! Ihr könnt in ein anderes Haus ziehen, das auch sonnig ist, vorausgesetzt, ihr wohnt weiterhin zu dritt dort. Die Zimmer sind allerdings nur 13 Quadratmeter groß.»* Wir sagten: *«aber Herr, das geht doch nicht»* Er sagte: *«Nein! Entweder hier oder dort»*. Wir besprachen uns und entschieden, das Angebot anzunehmen. In einem anderen nahegelegenen heruntergekommenen, abbruchreifen Haus wohnten bereits einige Flüchtlingsfamilien. Außer bei unseren gemeinsamen wöchentlichen Einkäufen hatten wir aber keine Verbindung zu einander. Das Benehmen und die Art des Heimleiters, der seine Bleibe eigentlich in Roth hatte, bei uns im Erdgeschoss ein Zimmer hatte und hin und wieder zur Kontrolle zu uns kam, war sehr seltsam. Er hatte halt einen VW-Bus, der sich für den Transport von mehreren Menschen und für Großeinkäufe gut eignete. Alle Lagerbewohner mussten für den Einkauf einmal in der Woche mit ihm in die Nachbarstadt fahren, da unsere Essensgutscheine in seinem Besitz waren. Warum? Weiß ich auch heute noch nicht! Ich

persönlich hatte damals andere Probleme, und war weder sprachlich, noch persönlich so fit, dass ich mich für meine Rechte und die Rechte der Anderen hätte einsetzen können. Für ihn waren alle Leute, die zusammen in einem Zimmer wohnten, eine Familie. Wir drei zählten also als eine Familie. Aus jeder Familie musste eine Person mit in die Stadt fahren. Ich ging immer zum Einkaufen mit, da die anderen keine oder besser gesagt niemals Lust dazu hatten. Sie konnten den Herrn da nicht leiden. Bei jeder Angelegenheit schickten sie mich immer vor. Es gab eben die Sache mit dem Essensgutschein und so weiter, was wieder sehr schlimm für uns alle war. Wir schämten uns so sehr in den Einkaufsläden. Der Heimleiter behandelte uns als ein paar würdelose Malochen und kommandierte uns herum. Er versuchte natürlich auch, dass man irgendwie mit ihm zurecht kommt, aber man hätte sich für ihn und seine Wünsche engagieren müssen, vor allem als Frau. Im Dorf gab es dementsprechend einige Gerüchte über ihn. Die Mehrheit nahm ihn aber nicht sehr ernst und antwortete sogar sehr aggressiv auf seine Äußerungen und Forderungen. Von daher war er nicht gerade begeistert von vielen von uns. Er zog es vor, dass wir nicht im Heim sind. Vor allem, weil wir dort auch mal einen Streik mitorganisiert hatten. Die Situation dort war sehr schlimm, vor allem für die arabischen oder afghanischen Familien. Sie lebten in viel schlechteren, unwürdigeren Wohnverhältnissen. Unsere waren ja verhältnismäßig gut.

Um diese Unannehmlichkeiten zu umgehen, fuhren die meisten von uns wo anders hin und verbrachten diese unendliche und perspektivlose Wartezeit bei Freunden oder Verwandten. Ich fuhr oft zu meinen Freunden nach Tübingen. Sie lebten auch im Heim. Aber das Heim dort unterschied sich von unserem. Ich nahm diese Hürde auf mich und fuhr per Autostop den ganzen weiten Weg nach Tübingen. Wir gaben dem Heimleiter unser Monats Taschengeld, damit er der Behörde nicht mitteilte, dass wir nicht da sind. Wir hatten ja eigentlich Residenzpflicht. Er nahm das Geld. Und wir in der Tat machten uns auf den Weg nach ein bisschen Leben, mit sehr wenig Geld, oder mit leeren Taschen. Wir lebten dann mit unseren Freunden manchmal sogar zu sechst oder siebt in einem Zimmer. Aber wir waren zufrieden, weil wir uns dort wohl fühlten. Unser eigenes Heim war ja auch weit ab vom Schuss. Es gab nichts dort, und wir waren dort auch sehr isoliert. Dazu kam, dass die Menschen dort mit ihren Nerven so am Ende waren, dass es immer häufiger zu kleineren Reibereien kam. Ich hatte vor Freude feuchte Augen, als ich einige Jahre nach meinem offiziellen Umzug nach Tübingen hörte, dass es den Heimleiter und das Heim als solches dort nicht mehr gab.

Einerseits war da das Verhalten dieses Mannes, aber andererseits gab es dort auch eine Sozialarbeiterin, die *Ute*, und einen Sozialarbeiter, den *Beno*, die ich nie vergessen werde. Das waren zwei sehr nette Menschen, die die Lagerbewohner gelegentlich besuchten. Später hörte ich, dass die beiden sich ehrenamtlich für sozial benachteiligte Menschen engagierten. *Beno* mochte mich und meine Zimmer-Mitbewohner besonders gern. Er sei schon mal im Iran gewesen und habe eine besondere Beziehung zu dem Iran und den Iranern, teilte er uns einmal mit. Eines Tages nahm er uns mit in eine große Stadt, nach Freiburg. Anschließend lud er uns bei sich zu Hause ein. Dort musste ich mein Vorurteil, dass alle Deutschen ihre Eltern ins Altenheim schicken, sobald sie hilfsbedürftig werden, revidieren. Wir fanden es sehr toll von ihm, als er uns mitteilte, dass er noch immer zu Hause bei seinen Eltern wohne, weil sie nun älter geworden seien, und weil ihnen seine Anwesenheit dort gut tue. Ich vergesse vor allem den Anblick seiner Mutter nicht. Sie bekam mit, dass wir Flüchtlinge waren. Sie stand fast die ganze Zeit wortlos da, und schaute uns mit einem bemitleidenden Gesichtsausdruck an. Ich konnte weder meinen Tee, noch meinen Kaffee richtig genießen, weil sie uns die ganze Zeit mit so trauriger Miene anschaute. Vielleicht erinnerten wir sie an die Nazi- und Kriegszeit in Deutschland. Benos Vater, ein Untergrundkämpfer in der Nazizeit, hatte einen kleinen Juwelierladen in Freiburg. Er schenkte uns jeweils ein indisches Armband aus Messing. «*Das ist gut fürs Wohlbefinden*», sagte er dazu, als er selbst die Armbänder an unsere Handgelenke band. Es war für uns so ein unvergesslicher Moment. Ich registrierte auch bei meinen Zimmerkameraden feuchte Augen, den Kloß im Hals und ein Gefühl der Überwältigung. Diese Menschen und die Begegnung mit ihnen verglich ich mit unserem Heimleiter. Es waren in der Tat und überhaupt zwei seltsame Begegnungen für mich und ich denke auch für meine Mitbewohner. Die eine dort war nicht akzeptabel und diese Leute hier waren mehr als nett und warmherzig. Das waren meiner Meinung nach zwei der wichtigsten Ereignisse in meinem Flüchtlingsleben, die mich sehr geprägt haben und die auch heute noch für mich präsent sind. Die Bedeutung dieser beiden Ereignisse spiegelt sich seitdem in meinem gesamten Lebensverlauf. So versuchte ich vor allem in meinen damaligen depressiven Phasen mich zusammen zu raffen, an meine gesamten Lebenserlebnisse, also nicht nur an die in Deutschland zu denken und sie alle Revue passieren zu lassen. Mir wurde nun endgültig bestätigt worden, dass es überall auf der Welt solche und solche Menschen gibt. Ich hatte Nächstenliebe und zugleich die Ellbogenmentalität, die ja nicht nur typisch für

Deutschland ist begriffen, und konnte somit besser mit manchen Unannehmlichkeiten fertig werden.

Im November 1991 erhielt ich per Einschreiben einen Brief vom Bundesamt. Ich konnte kaum glauben, was ich da las: Mir wurde das „*Kleine Asyl*“ gewährt worden. Die ganze Prozedur dauerte vier Jahre und neun Monate. Mein Gott, das heißt, dass man mich erst nach vier verdammten Jahren und neun Monaten anerkannte, und sie gaben mir dann so einen beschissenen Reiseausweis nach *Art. 28 Genfer Konvention*. Ich wusste gar nicht so recht, ob ich mich über diesen besonderen Pass freuen oder ärgern sollte, oder ob ich weinen oder lachen sollte. Wahrscheinlich würde ich mich eher dafür schämen müssen, wann auch immer ich ihn vorzeigen musste, weil er mich als einen „*Asylanten*“, einen „*Schmarotzer*“, einen „*Sozialbetrüger*“ und so weiter und so fort brandmarkte. Dachte ich mir, wann immer ich auf den Negativtrip zurückgeworfen wurde.

Fast fünf Jahre meines Lebens hatte ich auf diesen Augenblick gewartet. Nun hatte ich einen Rechtsstatus. Ich durfte machen, was ich wollte. Fünf Jahre lang war mein sehnlichster Wunsch, das Flüchtlingslager, seine Umgebungen und alles, was ich damit verband, zu verlassen. Nun fiel es mir schwer, einfach zu gehen. Ein Teil von mir war fest verbunden mit diesen verdammten Orten. Ich hatte in fast allen Heimen auch gute Freunde gefunden, Deutsche und Menschen aus aller Welt. Mittlerweile kannte ich einige nette Menschen. Alternative, andersdenkende Deutsche aus der Zeit meines Hungerstreiks und aus den Zeiten und Phasen, in denen es mir relativ gut ging und ich mich anderen Menschen gegenüber offen verhielt. Meine Deutschlehrerin *Karin* war mir so was wie eine Schwester, eine vertrauensvolle Freundin, der ich fast alles erzählen konnte. *Farid*, mein irakischer Lagernachbar, und mein „*Kriegsgegner*“, der mit seiner Frau und seinen drei Kindern im Dorflager wohnte und meiner Ansicht nach ein unbekannter Philosoph war. *Beno* und seine Freundin *Ute*. Ich würde sie alle sehr vermissen, dachte ich mir nun, als ich mich mit den Gedanken auseinandersetzte, zu gehen.

Ich wusste nicht, ob mir diese neue Identität ermöglichte, meine Erlebnisse zu verarbeiten; die Verletzungen an Leib und Seele zu heilen. Das musste sich erst zeigen. Ich wusste nur, dass es mir seit meiner Einreise nach Deutschland eigentlich nicht viel besser ging. Meine innere Leere musste erst noch gefüllt werden, und es gab neue Probleme, die ich zu bewältigen hatte. Ich musste mein Leben wieder in die Hand

nehmen, musste gegen die Heimatlosigkeit und das Heimweh ankämpfen, mir neue Ziele setzen,....

Ich muss erst mal darüber schlafen, redete ich mir dieses schöne deutsche Sprichwort ein, und erinnerte mich dabei an meine deutschen Freunde, die es mir empfahlen, wann immer ich verzweifelt gewesen war. Am Abend dann feierte ich so schön es ging. Ich kaufte eine Menge Marihuana und Süßes, ging ins „Asylantenheim“ und kiffte mit meinen Kifferfreunden bis in den frühen Morgen. Es sollte ja mein letztes Mal sein. Beschloss ich schon beim Kauf des Zeuges. Irgendwann mal am späten Nachmittag wachte ich aus meinem Trance-Schlaf auf, duschte mich ein letztes Mal in der versifften Dusche, packte meine sieben Sachen, nahm meinen blauen Pass, das Ticket ins neue Leben, nahm den Zug und fuhr nach Tübingen. Ich kannte Tübingen ja bereits und hatte einige Freunde dort. Vor allem aber hatte ich dort ja einen Freund, den ich bereits aus dem Iran kannte. Sozusagen einen Freund aus der Sandkastenzeit. Außerdem war Tübingen eine Universitätsstadt, und ich liebte Unis. Ich liebte auch die Altstadt, die Natur und das Grüne dort.

«Als erstes musst Du Dich beim Einwohnermeldeamt und beim Sozialamt melden. Du wirst zunächst einmal Sozialhilfe beantragen müssen, bis Du eine Arbeit findest, einer Ausbildung nachgehst oder studierst», sagten mir meine Freunde, als ich in Tübingen ankam. Trotz meiner nicht allzu guten Erfahrungen mit den deutschen Behörden, musste ich ja wohl diese Hürde nehmen und mich wieder beim Einwohnermeldeamt und Sozialamt kundig machen. Am darauffolgenden Tag ging ich also erst zum Einwohnermeldeamt und danach zum Sozialamt und stellte mich dort vor. Dort gab es eine Frau, an die ich keine gute Erinnerung habe. Ich sehe sie leider immer noch hin und wieder in Tübingen. Sie war meine zuständige Sachbearbeiterin im Sozialamt. Diese Frau wurde rot, wann immer sie mich sah. Ich wusste überhaupt nicht, warum. Ich hatte nur das Gefühl, dass sie mich nicht leiden konnte. Ich hatte eine Wohnung gefunden, besser gesagt, meine Freunde hatten mir eine gefunden. Ich musste ja auch vom Sozialamt eine Zusage über die Mietkostenübernahme einholen, bevor ich die Wohnung mietete.

«Warum sind Sie überhaupt nach Tübingen gekommen?», fragte mich die erwähnte Sachbearbeiterin unmittelbar nach meinem Eintritt in ihr Büro im Sozialamt, oder besser gesagt, nach dem sie meinen blauen Pass erblickte. Ich fasste mich nach meinem anfänglichen kurzen eingeschüchtert sein zusammen und antwortete ebenso

eingeschnappt *«warum denn nicht. Was meinen Sie eigentlich überhaupt? Ich bin ein freier Mensch und warum sollte ich nicht hierher kommen dürfen?»* Ich merkte, dass sie erst schlucken musste, als sie merkte, dass ich die deutsche Sprache spreche, ja mich wehrte und behauptete. *«Nein! Sie sind in wo anderes gewesen und Sie hätten auch dort bleiben sollen»*, erwiderte sie. *«Ich glaube Ihnen nicht»*, setzte ich eins drauf. Es verging noch eine Weile so mit weiteren Einschüchterungsversuchen ihrerseits und dem Erwidern meinerseits, bis sie schließlich aufgab. Sie schrieb auf einen Notizzettel einen Termin und sagte mir - während sie ihn mir gab: *«Ich komme mit Ihnen nicht klar. Sie müssen mit meinem Chef sprechen. Bringen Sie dann Ihren Pass wieder mit, damit wir Ihnen eine Rückfahrkarte ausstellen können.»* Ich sagte okay und ging demonstrativ verärgert raus aus dem Zimmer. Erst draußen, nachdem ich mich von dieser neuen Sorte Demütigung erholt hatte, merkte ich, dass sie mir einen Termin für zweieinhalb Wochen später gegeben hatte. *«Ganz ruhig, Omid! Bleib mal cool und überlege erst, was jetzt angemessen ist und handele dann»* redete ich mir ein, um nicht etwas zu machen, was meine Lage verschlimmerte. Allein der Gedanke, wieder dorthin zurückgehen zu müssen, wo ich selten schöne Zeiten erlebt hatte, war für mich sehr schlimm. Auf einmal erinnerte ich mich an *Simone*, eine deutsche Bekannte von uns, die im „*Freundeskreis*“ sehr aktiv war. Ich rief sie an und erzählte, was mir im Ausländeramt passiert war. *«Das gibt's net. Das ischt omöglich. Du hascht nu 'nen Pass und kannscht überall in Deutschland lebe»*, sagte sie mir mit aufgeregter Stimme. *«Ja, das weiß ich schon, aber die im Sozialamt will mich halt hier nicht haben. Das ist mein Eindruck, und da brauche ich Verstärkung»*, teilte ich *Simone* mit. *«Okay, dann komm i Di morge abhole; mir ganget dann zusamme na.»*

Wir waren die ersten im Sozialamt, die darauf warteten, ins Zimmer gerufen zu werden. *Simone* war sehr verärgert. Unsere zuständige Sachbearbeiterin und ihr Chef waren bereits vor Ort, als wir das Büro betraten. Unverzüglich und mit erhobener Stimme fragte *Simone* die Sachbearbeiterin, mit welchem Recht sie mir so Geschichten erzähle. Die Sachbearbeiterin versuchte zu relativieren und sagte, dass es in Tübingen keinen Platz mehr für neue Einwohner gebe. Die Einwohnerzahl hier sei zu hoch und so weiter und so fort. *Simone* wurde dann noch lauter und sagte: *«so ein Quatsch. Dieser Mensch hat das Recht zu wohnen, wo er möchte.»* Es verging ungefähr eine halbe Stunde, und ich schaute dem Schlagabtausch zu. Bemerkenswert war für mich, dass der Sozialamtchef gar nichts sagte und bloß zuguckte. Vielleicht war er selber entsetzt vom Verhalten seiner Mitarbeiterin, redete ich mir positiv ein. Mir gefiel die selbstbewusste,

kämpferische Art, mit der sich *Simone* artikulierte. Schon lange davor begriff ich, dass man sich auch in Deutschland seine Rechte erkämpfen muss. Ich hatte gelernt, mich beweisen und behaupten zu müssen. Vor allem als „*Fremder*“ erfährt man erst dann Achtung und Respekt, wenn man einem klar macht, seine Rechte zu kennen. Anschließend sagte *Simone* zu den beiden, dass sie mit rechtlichen Konsequenzen zu rechnen hätten, wenn sie ihre Absicht vollziehen würden. Die Sachbearbeiterin schaute auf zu ihrem Chef, der die ganze Zeit neben ihr stand und kein Ton von sich gab. Es schien, als ob er von der ganzen Debatte erschlagen worden war. Widerwillig gab mir die Sachbearbeiterin ein Formular, das ich ausfüllen und unterschreiben musste. Nun hatte ich - solange ich noch auf der Arbeitssuche war oder mich danach orientierte, ob ich eine Ausbildung mache, oder ein Studium nachgehen möchte, einen Anspruch auf Sozialhilfeleistungen.

Vom diesem Tag an musste ich für jede Kleinigkeit zum Sozialamt. Meine Sachbearbeiterin wollte alles genau wissen. Das war mir sehr unangenehm. Ich versuchte so wenig wie möglich mit ihr zu tun zu haben. Dies hatte für mich die Konsequenz, dass ich auf viele meine Rechte verzichtete. Manchmal musste ich aber doch hin. Die Sachbearbeiterin wurde dabei immer rot. Ich denke, sie hasste mich. Ich fühlte das. Ich weiß nicht genau, warum, aber vielleicht auch, weil sie dachte, dass ich ihr hier auf der Tasche lag. Vielleicht war mein Gefühl nicht berechtigt, aber ich fühlte das halt einfach. Deswegen wollte ich niemals zum Sozialamt gehen.

Das Geld, oder besser gesagt, die Sozialhilfe, die ich vom Sozialamt bekam, war sehr wenig. Ich strebte ja eigentlich auch danach, überhaupt keine Sozialhilfe mehr zu beziehen. So versuchte ich dann, so schnell wie möglich einen Job zu finden, um auch meine Schulden, die ich in den letzten Monaten gemacht hatte, zu begleichen. Ich fing an, in einem Restaurant in der Küche zu arbeiten. Damit ich auch einen Deutschkurs besuchen bzw. finanzieren kann, fing ich an, nebenbei hier und da als Aushilfsarbeiter zu arbeiten.

Laut vielen Menschen, die mir begegneten, sprach ich ein gutes, fließendes Deutsch. Im Schreiben und Lesen war ich aber noch schwach. Deshalb schrieb ich mich für einen Deutschkurs an der Uni ein, der die ausländischen Studienbewerber auf das „*Deutsche-Sprachführungs-Zeugnis*“ vorbereitete. Im Kurs lernte ich eine Italienerin kennen, die mir half, weitere Jobs zu finden. Und ich arbeitete so viel ich konnte. Angefangen vom Putzen, bis Restaurantarbeit, und so weiter. Ich war nun auch in der Lage, meine

politischen und sozialen Aktivitäten zu pflegen, und an Veranstaltungen, Demos, und so weiter teilzunehmen.

Zum Glück hatte ich mit dem Arbeitsamt nicht viel zu tun. Da war nur eine Sprachschule, die sie mir anboten. Ich hatte mich ja aber für den Kurs an der Uni entschieden, da ich sonst hätte einige meiner Aushilfsjobs, die ich vormittags nachging aufgeben müssen. Ich kann mich aber auch nicht daran erinnern, dass ich in Deutschland arbeitslos war, außer in der Zeit, in der ich - nach den Vorschriften des sogenannten „*Asylbewerberleistungsgesetzes*“ - nicht arbeiten durfte. Und selbst in dieser Zeit bezog ich ja Sozialhilfe. Auf jeden Fall hatte ich nie mit den Beamten vom Arbeitsamt zu tun. Deshalb verhielten sie sich mir persönlich gegenüber nicht schlecht. Vielleicht auch deshalb, weil sie in Erfahrung gebracht hatten, dass ich ein iranischer Akademiker war. Aber später, wann immer ich als Dolmetscher für die anderen Iraner dort auftauchte, erlebte ich einige Unannehmlichkeiten, die meine Landsleute über sich ergehen lassen mussten.

Drei Monate später, nachdem ich an der Uni das „*Deutsche-Sprachführungs-Zeugnis*“ der „*Oberen Mittelstufe*“ erworben hatte, entschied ich mich dafür, zu studieren. Ich empfand es als diskriminierend, gesagt zu bekommen, dass die Abiturzeugnisse derjenigen, die nicht aus einem europäischen Land kommen - und somit eben auch meine iranischen Schulzeugnisse - hier nicht voll anerkannt sind. Um mich überhaupt an einer Universität oder Fachhochschule einschreiben zu dürfen, musste ich sozusagen ein deutsches Abitur bzw. eine „*Deutsche Hochschulzugangsberechtigung*“ erlangen. Nicht einmal meine im Iran erworbenen Zusatzqualifikationen und -zeugnisse hatten hier eine Bedeutung und konnten mir helfen, mich von dieser Regelung befreien zu lassen. Um an einer Hochschule diese Zugangsberechtigung erlangen zu dürfen, musste ich eine „*Aufnahmeprüfung*“ ablegen, in der festgestellt werden musste, ob ich über ausreichende Kenntnisse in einigen Abiturfächern verfügte. Ich hatte ja Glück, dass noch nicht so viele Jahre zwischen meiner Abiturprüfung und der hiesigen Aufnahmeprüfung lagen. So konnte ich ohne weiteres die Prüfung bestehen und zum zweisemestrigen „*Ausländerstudienkolleg*“ zugelassen werden. Mich ärgerte um so mehr, als ich mitbekam, dass meine älteren Landsleute und die anderen „*Nichteuropäer*“ sich durch die Prüfung quälen mussten. Nicht selten kam es vor, dass sie die Prüfung nicht bestanden. Da hatte man sich einfach keine Gedanken darüber gemacht, dass es da studieninteressierte Menschen gab, die bereits etliche Jahre in ihren

Heimatländern sowie in Deutschland verloren hatten. Sie waren nun alte Menschen, deren Schulkenntnisse aufgrund ihrer Flucht- und Migrationserlebnisse verschütt gegangen waren. Keineswegs bedeutete dies aber, dass sie nicht in der Lage waren, einen neuen Lernprozess zu vollziehen. Später bekam ich mit, dass manche Fachärzte, Ingenieure, Pflegepersonal u. a., die nicht aus Europa kommen, in Deutschland in Fabriken, Restaurants oder höchstens in ihren eigenen Läden schufteten. Ich musste somit erleben, dass mir (uns) rechtlich gesehen zwar viele Integrationsmöglichkeiten zustanden, aber unser Überlebenskampf andauerte. Unsere Diskriminierungserfahrungen hatten halt eine andere Form und ein anderes Niveau angenommen. Wieder einmal musste ich also die Erfahrung machen, dass wir anderes - anderes als die europäischen Ausländer - behandelt werden und einen Integrationssonderweg gehen müssen.

Nach einem weiteren verlorenen Jahr am „*Ausländerstudienkolleg*“ - das ja nur für Ausländer der zweiten Klasse bestimmt ist, hatte ich die ersehnte „*Hochschulzugangsberechtigung*“. Ich schrieb mich an der Uni Tübingen für das Fach Politikwissenschaften ein. Als Nebenfach wählte ich die Philosophie.

Die Zeit an der Uni war die beste und schönste Zeit meines Lebens überhaupt. An der Uni begegnete ich sehr vielen netten Menschen. Ebenso sehr nett fand ich die Beamten der Universitätsbehörden. Ich hatte einen sehr guten, positiven Eindruck von den Menschen dort, und konnte mich dort entfalten. Ich kam mit den Dozenten und allen Beteiligten gut zurecht und ich genoss die tolle zwischenmenschliche Atmosphäre. Am schönsten waren aber meine Erlebnisse mit den ausländischen Studenten. In ihrer Nähe fühlte ich mich verstanden, angenommen und dazugehörig. Selbst bei den ausländischen Studenten aus Europa. Irgendwie teilten wir alle das Gleiche. Meine Begeisterung vom Studentenleben und Studentendasein war so groß, dass ich meine Wohnung kündigte und ins Studentenwohnheim einzog.

Mittlerweile hatte auch mein nichtstudentischer Alltag einen anderen Lauf genommen. Ich hatte nun völlig andere Probleme als in der Zeit vor meiner Anerkennung. Ich denke, dass ich damals eher die Probleme der Vergangenheit mit mir trug. Das waren Flucht- und Traumaerlebnisse, die ich verarbeiten musste, und das waren die neuen, in Deutschland hinzugekommenen Diskriminierungserfahrungen, Existenzängste und -probleme. Mit meinem Umzug nach Tübingen jedoch nahm das Leben einen gewöhnlichen Lauf. Wenn ich Probleme hatte, waren das vielleicht private Probleme, oder vielleicht lagen sie an meine Sehnsüchte nach meiner Heimat und nach meiner im

Iran lebenden Familie, oder an meinem Ärger mit studentischen Ferien- und Aushilfsjobs. Diese konnten in meinem Befinden eine Rolle spielen. Das wichtigste dabei war, dass ich nun keine Existenzängste mehr hatte. Ich hatte nun die Energie, mir über die Ereignisse und Erlebnisse um mich herum Gedanken zu machen, ja zu unterscheiden, was davon zu einem jeden Leben gehörte und was vielleicht mit meiner Nationalität zu tun hatte.

Kurz nach meinem Studium, als ich mich gerade in einer Migrationskonferenz in Berlin befand, rief mich ein Freund an. Er sagte: *«Komm und arbeite mit uns als Deutschlehrer.»* Die Sprachschule, in der einige meine Freunde als Honorarkraft arbeiteten, suchte einen Lehrer. Mein Freund *Thomas* wusste, dass ich seit einiger Zeit an der Volkshochschule als Persischlehrer fungierte. Außerdem kannte er mich gut und hatte Vertrauen zu mir. So dachte er sich, dass ich bestimmt auch in der Grundstufe einen Deutschkurs anbieten könnte. Ich war ein bisschen überrascht und dachte mir, *«Deutschlehrer? Ich kann es doch nicht. Ich kann doch nicht so gut als Deutschlehrer sein»* Ich hatte keinerlei Erfahrungen in diesem Bereich. Dazu kam, dass ich mittlerweile einen kleinen Sohn hatte, den ich tagsüber betreute, da meine Frau tagsüber in der Arbeit war. Das alles waren eigentlich keine guten Voraussetzungen. So bat ich *Thomas* um eine kurze Bedenkzeit.

«Okay, ich werde kommen und schauen wie das ist», teilte ich *Thomas* mit, nachdem ich meine anfängliche Unsicherheit überwunden hatte. Dieses Angebot verstärkte mein wiedererlangtes Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein. Das machte mich überaus glücklich, zu realisieren, dass ich diesen Job nur deshalb bekam, weil meine deutschen Freunde auf mich zählten. Das waren meine Freunde, zu denen ich bis heute noch eine gute Freundschaft pflege. Das waren Leute, die ich aus meiner Zeit der sozialpolitischen Aktivitäten in der Flüchtlingsarbeit kannte. Auf jeden Fall nahm ich diese Tätigkeit an und arbeite auch heute noch dort. Anfänglich arbeitete ich als Honorarkraft. Es war sehr schwer für mich, meinen Sohn zu einer Tagestädte bringen zu müssen. Aber ich bereute meine Entscheidung nie. Es war sehr angenehm, als wir anfangen zusammen zu arbeiten. Wir arbeiteten jahrelang zusammen und wir hatten keine Probleme miteinander. Dann haben sich unsere Arbeitsverhältnisse zu festen Stellen entwickelt. Ein guter Freund und Kollege hat uns dann verlassen, da er eine andere Arbeit gefunden hatte, bei der er nebenbei auch noch studieren durfte. Wir blieben und erhielten nach einer Weile je nach Wunsch eine halbe oder eine siebzig Prozent Stelle. Dann fand auch *Thomas*, der an unserer Schule die Leitungsposition hatte, einen Job als Leiter eines Jugendhauses und

ging fort. So dass ich die Leitungsfunktion übernehmen durfte. Der Umgang meiner nun überwiegend neuen Kollegen mit mir war ebenso immer respektvoll und freundlich. Es gab eine Frau, die ihre Doktorarbeit bei uns schrieb. Ich hatte das Gefühl, dass das für sie aber ein bisschen schwer war, unter meiner Führung zu stehen. Wir konnten nicht gut miteinander arbeiten. Ich musste mir immer in Erinnerung rufen, dass es überall solche und solche gibt. «*Entweder stimmt die Chemie oder eben nicht*», musste ich mir immer wieder einreden. Das war ziemlich anstrengend. Ich kann aber wirklich nicht sagen, dass die Spannungen zwischen mir und dieser Frau wegen meiner Nationalität waren. Es gibt halt gute und schlechte Dinge im Leben. Allgemein ging und geht es bei uns also nicht darum, aus welchem Land man kommt, oder welche Hautfarbe man hat. Das heißt in der Tat, dass das keine Rolle spielt. Ich gehe deshalb sehr gerne meiner Arbeit nach. Ich lerne sehr viel dort. Das ist sehr bereichernd für mich. Früher gab es Sprachverbände. Jetzt gibt es Integrationskurse.

Hin und wieder spielte ich mit dem Gedanken, meine Arbeit zu wechseln. Das war am Anfang, denke ich. Ich wollte von dort weggehen. Aber im Laufe der Zeit und mittlerweile habe ich mich irgendwie an den Ort gewöhnt, und meine Arbeitstelle ist ein zweites zuhause für mich. Meine Arbeit bedeutet mir sehr viel. Und ich sehe einen Sinn darin. Es hat sich eine große Leidenschaft entwickelt, so das ich nun bleiben möchte, vor allem aber deshalb, weil mein Sohn auch größer geworden ist und ich keine Probleme mehr mit seiner Betreuung habe.

Auf jeden Fall habe ich ein gutes Gefühl zu meiner Arbeit. Ich denke auch nicht, dass es derzeit so viele Arbeitsplätze gibt, dass man mich überall willkommen heißt, vor allem in meinem Alter. Derzeit beschäftigt mich eher das Problem der Arbeitslosigkeit in Deutschland.

Manchmal hatte ich ein schlechtes Gewissen und geriet in leichte Depressionen. Ich dachte an die vergangene Zeit und an die Flüchtlinge, die nicht mal das Recht hatten zu sein, wie sie wollten. Ich hatte Glück, dass ich mir schon seit meinem Erlebnis beim Sozialamt neue Bewältigungsstrategien angeeignet hatte. Ich hatte gelernt, keine Schwäche zu zeigen, nicht nachzugeben und mich zu beweisen und zu behaupten. Ich musste stark sein, ich musste allen beweisen, dass auch ein Flüchtling, ja ein Iraner in der Lage ist, sich positiv zu entwickeln. Nur so könnte ich - wenn überhaupt - irgendeinem Mitmenschen helfen, dachte ich in derartigen Situationen und war in der Lage, mich schnell zusammenzunehmen - wenn auch sporadisch. Ich hatte Lust, mich

für die Rechte der Flüchtlinge stark zu machen. Am liebsten hätte ich in einer großen Flüchtlingsorganisation wie zum Beispiel „Pro Asyl“ gearbeitet. Meine derzeitige Arbeit machte mir aber auch viel Spaß. *«Ich muss aber etwas für die anderen Flüchtlinge tun, sonst komme ich nie richtig zur Ruhe»*, dachte ich schon seit einer Weile. Eines Tages kontaktierte ich also *Simone* und teilte ihr meinen Wunsch nach aktiver Mitarbeit in der Flüchtlingsinitiative mit, in der sie ebenso sehr aktiv mitarbeitete. Ich wurde mit voller Begeisterung in die Initiative aufgenommen und durfte mich von nun an für die Interessen meiner Gleichgesinnten einsetzen. Ich war zwar nicht direkt in der Politik, meine Flüchtlingsarbeit betrieb ich aber sehr intensiv und versuchte somit einen kleinen Beitrag zu Gunsten der Flüchtlinge zu leisten.

Es hat sich vieles geändert innerhalb der vergangenen zwanzig Jahre. Mittlerweile lebe ich länger in Deutschland als ich im Iran gelebt habe. Ich verfüge nun über die doppelte Staatsbürgerschaft, und ich kann behaupten, dass ich Deutschland und seine Bürger mindestens genau so gut kenne wie den Iran und die Iraner. Ich fühle mich mittlerweile auch überwiegend wohl. Ich habe ja auch meinen Sohn hier. Das heißt, dass ich sehr viele Gründe habe, hier zu bleiben hier. Mein Sohn sieht sich überhaupt als ein Deutscher an. Er unterscheidet sich gar nicht von den deutschen Kindern, und er ist sehr integriert bei ihnen und bei ihren Familienmitgliedern. Er wird sogar eingeladen in diese und jene Stadt. Auf jeden Fall ist er sehr beliebt und ihm fehlt in dieser Beziehung nichts. Es ist sehr leicht für ihn, zu den Deutschen Beziehungen aufzubauen. Und er kann sich bei ihnen sehr leicht einbringen. Meiner Meinung nach hat er eher Probleme mit dem Beziehungsaufbau zum Iran und zu den Iranern. Da sehe ich Schwachpunkte bei ihm. Die Sprache ist der andere Faktor. Mein Sohn ist ein Kind, das über perfekte Deutschkenntnisse verfügt und sich in persisch aufgrund seines schwachen Wortschatzes eher mühsam unterhalten kann. Meiner Meinung nach gibt es Sachen, Angelegenheiten für mich, wie, was weiß ich, meine Beziehung zum Iran und zu Iranern. Sie unterscheiden sich sehr von seinen. Das heißt, dass ich, aufgrund meines sozialen Umfeldes, oder aufgrund meiner Arbeit, vor allem, weil es da viele Ausländer gibt, andere Erlebnisse habe, andere Dinge sehe, positive und negative. Gut, das ist für ihn gar kein Thema. Er ist halt noch ein Kind. Er ist noch nicht so weit, dass er das sehen kann, dass er das analysieren kann. Meine Beziehungen sind ein Gemisch aus Beziehungen zu den Iranern, zu den anderen Ausländern und zu den Deutschen. Seine sind hauptsächlich deutsch. Ich denke er hat es viel leichter als ich. Im großen und

ganzen würde ich behaupten, dass es ihm sehr gut geht. Auf jeden Fall denke ich, dass er sehr zufrieden und sehr glücklich ist, und keine Probleme hat.

Meine Beziehung zu den Nachbarn ist ebenso gut, sehr gut. Es gibt zum Beispiel eine Familie, zu der wir enge Beziehungen pflegen. Seitdem wir hierher gezogen sind, pflegen wir ein Kommen und Gehen - das sind immerhin schon elf Jahre. Das sind Menschen, die ebenso wie wir an Reisen; Kultur, Politik, und ähnlichem interessiert sind. Sie zeigten schon von Anfang an, Interesse an gemeinsamen Unternehmungen. Wir verreisen also sogar miteinander. Wie gesagt, haben wir eine enge Beziehung zueinander. Wenn was ist, sind wir für sie da und eben sie sind für uns da, wenn wir Hilfe benötigen. Selbstverständlich haben wir so eine Beziehung nicht mit den ganzen Nachbarn im Haus.

Ich denke, dass sich meine ehemals vielen negativen Eindrücke und Empfindungen aus meiner Gesamtsituation als Flüchtling bzw. aus meinen besonders erschwerten Lebensbedingungen resultierten Unsicherheiten und Schwächen speisten. Ich litt unter mir erzwungenem Dahinvegetieren und Isolation, war der deutschen Sprache nicht mächtig, kannte die deutsche Mentalität und Kultur nicht so innig, und hatte noch nicht begriffen, dass ich mich in meinem Migrationsleben zu wehren, zu behaupten und zu beweisen habe. Ja richtig, ich habe lernen müssen, dass ich mich - nicht nur hier - wehren, behaupten und beweisen muss. Was eben alle meine Mitmenschen machen müssen, deutsche und nicht deutsche. Das gehört für mich auch zu einer gelungenen Integration, auch wenn ich diese Mentalität persönlich für nicht richtig finde. Ich lebe ja hier und ich möchte halt anerkannt und respektiert werden. So erkämpfe ich mir meine Rechte, wie es alle tun. Wenn mich zum Beispiel heute jemand fragt: «*Woher kommen Sie?*», sage ich dann: «*Aus Tübingen.*» Dann sagt er: «*Ursprünglich?!*», dann sage ich: «*Was meinen Sie damit?*», und so weiter, und so fort. Ich versuche ein bisschen zu spielen mit seinen Fragen, so dass er zu sich kommt. Manchmal bin ich über mein eigenes Verhalten verärgert, weil ich dann denke, dass der Arme es vielleicht gar nicht so meint, wie ich denke. Aber, das verletzt mich halt, weil ich es mir seit eh und je anhören muss. Ich sag' also manchmal auch: «*Nein! Ich möchte hier bleiben, weil ich eben keinen Grund habe zurückzugehen. Ich lebe und arbeite hier und ich bleibe auch so lange ich will. Und, wenn und wann ich es will, gehe ich auch weg von hier. Ich zahle meine Steuern genau so wie die anderen. Allerdings erst seitdem es mir überhaupt erlaubt ist, zu arbeiten.*» Heutzutage kann ich also anders damit umgehen. Damals hatte

ich eine defensive Haltung. Ich erzählte, dass ich zwangsläufig hierher gekommen war, und dass ich bald wieder zurück gehe. Vielleicht rechtfertigte ich mich, weil ich mich selbst auch als ein „Nichts“ empfand. Tatsächlich schämte ich mich damals für mich und meine Landsleute. Wir durften ja hier nur die Luft schnuppern. Arbeiten, an dem deutschen Leben teilnehmen und das soziale Leben mitgestalten, war uns ja systematisch vorenthalten. Viele von uns waren eben aus Gründen dieser unfreiwilligen Isolation ein wenig gestört und verhielten sich dementsprechend auffällig. Ich mache deshalb noch heute die deutsche Migrations- und Integrationspolitik und die Behörden, die die dieser Politik entsprechenden ausländerrechtlichen Repressalien durchführen für das Elend vieler Migranten verantwortlich, aber nie die deutsche Normalbevölkerung. Dabei betrachte ich vor allem die deutsche Asylpolitik als eine Abschreckungspolitik bzw. eine Politik der Defizitorientierung und systematischen Vernichtung der menschlichen Würde und Ressourcen.

Ich möchte nun im Hinblick auf die oben aufgeführten Passagen versuchen, die Integrationsproblematik der (iranischen) Migranten in Deutschland sehr differenziert anzugehen.

Wenn ich mein Leben beispielsweise in den letzten Tagen oder in den letzten Wochen betrachte, merke ich jedoch, dass es normal voran geht in Tübingen. Das heißt, dass mir heutzutage nichts passiert, von dem ich sagen könnte, es ist ein extrem feindliches Ereignis oder da steckt Ausländerhass dahinter. Ich kann aber auch nicht sagen, dass ich beim Bäcker zum Beispiel schlecht behandelt würde, oder, was weiß ich, beim Busfahrer und ähnlichem. So was passiert mir nun wirklich selten. Was für mich allerdings noch immer seltsam erscheint, ist, dass viele Menschen in Deutschland distanziert, trocken, ja kalt sind - vor allem zu Migranten. Dieses Bild hatte und habe ich immer noch, zum Beispiel von den deutschen Verkäufern. Das hat sich nicht so sehr verändert. Sie begegnen den Kunden sehr strikt und trocken. Es gibt weder ein Lächeln, noch ein Hallo, noch ein kurzer zwischenmenschlicher Austausch. Ich habe versucht, an meinem Eindruck zu arbeiten, zu einem anderen Eindruck zu gelangen, aber das geht nicht. Ich denke das wäre etwas Künstliches, etwas Unwahres, wenn ich gerade in dieser Beziehung sagen würde, dass diese spezifische Mentalität mir nichts ausmacht. Irgendetwas fehlt mir hier. Was ich in den anderen Ländern nicht vermisse. Es ist nicht herzlich. Das ist - nicht nur für mich - sehr schlimm. Dazu kommt, dass, wenn ich als ein dunkelhäutiger in einen Laden hineingehe, - sei es in einen Supermarkt, oder ein Kaufhaus - sind alle Blicke auf mich gerichtet und nicht auf die Einheimischen. Ich habe

oft das Gefühl, dass sie mich kritisch, ja skeptisch anschauen. Ich fühle die Schwere der Blicke, die mich seit eh und je begleitet. Das belastet mich vor allem deswegen so sehr, weil ich ja schon seit einer ganzen Weile hier lebe. Ich kann die deutsche Sprache und kenne die deutsche Kultur und Mentalität einigermaßen. Und ich empfinde mich ja als einer, der hier zumindest teilsozialisiert ist. Ich habe solche Erlebnisse zwar auch in anderen Ländern. Dort bin ich aber sozusagen ein wahrer „*Fremder*“ - ich bin doch dort mehr Ausländer, als ich hier bin -. Daher belasten mich die Blicke, der Druck dort nicht so wesentlich.

Ich bekomme aber auch mit, dass meine Mitmenschen Diskriminierungserfahrungen machen. Das erlebe ich z.B. bei meinen Schülern. Vor etwa eineinhalb Monaten z.B., als ich mit ihnen ins Museum ging. Die Museumsangestellte bemängelte unbegründet die Eintrittskarten. Meine Schüler hätten normale Eintrittskarten vorzeigen müssen, da diese ihrer Meinung nach nicht nach Schüler ausgeschaut hätten. Das Interessante oder besser gesagt das Schlimme daran war, dass sie gar kein Interesse zeigte, auf die nun von manchen meiner Schüler als Beweismittel vorgeschobene Schülersausweise zu schauen. Ich merkte, dass sie sich offensichtlich sehr fremdenfeindlich verhielt. Sie war meiner Ansicht nach so unmöglich unfreundlich und ihr Verhalten war so dermaßen daneben, dass ich laut wurde und sie anschrie, was sie mit dem ganzen bezwecke. Sie merkte meine Wut und versuchte, freundlicher zu wirken. Wir gingen danach hinein und schauten uns alles an. Ich merkte dennoch, dass meine Schüler unsicher geworden waren und dieses Vorkommnis mit sich trugen. Ich versuchte, sie zu beruhigen und die Stimmung zu lockern. Ich sagte ihnen, dass sie sich keine Gedanken darüber machen sollen. Sie selbst sei doch eine Ausländerin und das sei bestimmt ein Missverständnis gewesen. Jedoch wusste ich selbst, dass das eine reine Provokation gewesen war. Als wir mit der Besichtigung fertig waren, ging ich zum Infostand des Museums und fragte Leute nach der Leitung des Museums. Der eine Mann am Stand fragte mich nach dem Grund meines Ersuchens. Ich erzählte ihm kurz, worum es sich handelte. So einige Minuten später kam eine Frau, die Leiterin. Sie hörte sich alles an und konnte fast nicht glauben, dass das wahr ist. Sie war sehr entsetzt darüber und wollte wissen, wer das gewesen ist. Normalerweise mag ich es nicht, jemanden anzuzeigen. «*Aber ich muss es für einmal in meinem Leben machen*», dachte ich mir. So nahm ich die Leiterin zu der Aufsicht dort und zeigte demonstrativ mit dem Finger auf sie und sagte: «*Sie war's!*» Die Leiterin hat sich dann bei uns sehr entschuldigt und versprach uns, die Sache zu klären.

Solche Geschehnisse gibt es immer wieder, wenn wir mit unseren Schülern unterwegs sind, die die Sprache nicht können. Ich bin - nicht zuletzt auch deshalb - immer sehr aufmerksam, wenn ich mit ihnen wohin gehe. In der Bäckerei, Metzgerei, etc.. Ich stelle immer wieder negative Reaktionen fest. Vor allem, wenn die Deutschen merken, dass diese Menschen sich nicht in der deutschen Sprache ausdrücken können. So was kriege ich oft mit. Hier und da. Zum Beispiel, wenn meine Kollegen mit ihren Schülern zum Arbeitsamt, Sozialamt und hier- und dahin gehen und mir von ihren ähnlichen Erfahrungen erzählen. Oder, wenn mir die anderen Migranten davon erzählen. Das ist dann für mich immer ein gutes Beispiel, unseren Schülern vor Augen zu halten, welche Konsequenzen es hat, wenn sie die deutsche Sprache nicht erlernen. *«Man würde euch schlecht behandeln»*, sage ich ihnen.

Bei meinen Fallanalysen stoße ich tatsächlich oft auf die Erkenntnis, dass es meistens dann zu Diskriminierungen kommt, wenn derjenige keine Selbstsicherheit hat, wenn er in einer schwächeren Position ist. Das fängt oft dann an, wenn die Umwelt mitbekommt, dass er ein gutes Opfer ist, einer ist, der sich nicht mal verbal äußern, wehren, ja behaupten kann.

Es ist wirklich nicht so leicht für mich diese Erlebnisse zur Kenntnis zu nehmen. Ich werde immer von Neuem ins kalte Wasser geworfen. Meine eigenen Erlebnisse werden wiedererweckt und ein tiefer inniger Herzensschmerz überwältigt mich. Ich werde in dieser Beziehung bzw. was mein Bild vom Deutschland und den Deutschen angeht in meiner Subjektivität sozusagen negativ beeinflusst. Die Konsequenz solcher Erfahrungen ist eben die, dass mich oft ein komisches Gefühl begleitet. Ein Gefühl der inneren Zerrissenheit. Ich habe meine Freunde, ich habe meine Nachbarn. Ich habe meine Beziehungen, mit Deutschen, mit Ausländern. Dennoch gibt es immer ein unbeschreibliches Gefühl in mir. Ich könnte mir genau so gut vorstellen, wo anders zu leben, wenn ich kein Problem mit der dortigen Sprache hätte. Das heißt, es würde mir nicht so viel ausmachen, wenn ich eines Tages woanders leben müsste. So! Ich könnte auch niemals sagen, dass Deutschland meine zweite Heimat ist. Okay! Immerhin hat man mir nach fast fünf Jahren gewährt, dauerhaft hier zu bleiben. Ich fühle mich auch eher in Deutschland zuhause, als anderswo. Und ich gehöre hierhin. Ich habe es auch sehr gemütlich hier. Ich habe viel mehr Möglichkeiten hier, aber Heimat?! Ne...! Vielleicht weiß ich aber auch gar nicht mehr genau, was Heimat ist. Vielleicht ist dieses Gefühl in mir gestorben. Weil ich es weder für mein „Vaterland“ empfinde, noch für hier. Ich bilde mir nur ein, dass Heimat da ist, wo man sich sehr, sehr wohl fühlt.

Heimat ist vielleicht aber auch dort, wo die Umgebung bzw. die Menschen, die dort leben, einem das Gefühl vermitteln, dass das hier die Heimat ist. Dieses Gefühl hatte ich aber auch in meinem eigenen Land nicht. Ich denke auch gar nicht, dass ich es dort besser hätte als hier. Ich habe mittlerweile zwar keine spezifischen Probleme mehr hier in Deutschland und ich fühle mich auch sehr wohl hier. Aber dieses Gefühl habe ich selbst in mir wachsen lassen. Und das ist gut so. Niemand hat mir zu Verstehen gegeben, dass ich willkommen bin. Mir ist nichts geschenkt worden. Ich habe versucht, es mit meinem Leben, mit dem Studium, mit der Arbeit, und Ähnlichem in mir wachsen zu lassen. Dabei spielen selbstverständlich auch die zwischenmenschlichen interethnischen Beziehungen eine Rolle, die ich in Deutschland hatte. Ich denke, dass eine der größten Chancen meines Lebens war, dass ich sehr viele Migranten kennenlernte. Ich kann behaupten, dass ich mit unzähligen Menschen aus verschiedenen Nationen in Kontakt getreten bin, wegen meines spezifischen Lebens, wegen meiner jahrelangen Aufenthalte in den Flüchtlingsheimen, und wegen meiner Arbeit als Deutschlehrer, in der ich überwiegend Kontakte zu Menschen aus anderen Kulturen habe. Das war und ist die beste Chance, die ich in Deutschland hatte und habe. Im Iran hätte ich vielleicht höchstens ein paar Deutsche, oder Engländer, oder Franzosen kennen gelernt. Das ist sehr positiv für mich in Deutschland.

Wie bereits mehrfach erwähnt, habe natürlich auch ich selbst schlechte Erfahrungen in Deutschland gemacht. Auch ich wurde verbal attackiert, beleidigt und gedemütigt. Selbstverständlich ärgert und verletzt mich eine solche Attacke. Manchmal macht sie mich ja sogar traurig und nachdenklich, dennoch lasse ich nicht zu, dass die Blödsinnigkeit eines Anderen meine Gelassenheit, meinen Frieden in meiner Familie, in meiner Beziehung zu meinem Sohn, zu meiner Frau und zu meinen Freunden und Mitmenschen stört. Davon abgesehen, dass ich nicht genau weiß, warum mich jemand blödsinnig anmacht. Ich kann eben nicht absolut sicher sein, dass das schlechte Verhalten einer Person mir gegenüber unbedingt mit meiner Nationalität zu tun hat. Ich weiß auch nicht, ob diese Person z.B. neidisch auf mich ist, oder ob sie sich vorhin mit seiner Frau gestritten hat und deswegen schlecht gelaunt ist. Und ich kriege das halt zufällig ab. Das könnte doch genau so seinen Landsmann treffen. Also ich kann es nicht herausfinden, sondern nur vermuten. Aber angenommen, ich hätte tatsächlich mit einem fremdenfeindlichen Menschen zu tun. Und es macht mich zum Beispiel ein Busfahrer gleich bei meinem Einsteigen in den Bus an, indem er mich auf eine eigenartige Art und Weise anschaut und mich obendrein fragt *«wo du wollen»*, oder so was ähnliches. Meiner Meinung nach

kann ich mir hier nur helfen, wenn ich selbstbewusst auftrete, wenn ich mich zu wehren, zu behaupten, ja zu beweisen weiß. Ich weiß nicht, vielleicht ist es großkotzig, aber ich - für mich - denke, ich habe als Migrant auch eine Pflicht, was die Aufklärung meiner Mitmenschen angeht. Das kann zwar manchmal sehr provokativ und aufregend sein. Aber derjenige, der attackiert, wird sich schnell merken, dass nicht alle, die anders aussehen wehrlos sind und sich nicht verteidigen können. Der wird merken, dass er immer wieder damit rechnen muss, dass man ihm klar macht, wie bescheuert er ist. Eventuell wird er sich vor allen anderen Mitfahrern für sein Verhalten schämen müssen. Im Idealfall werden diejenigen, die sein Verhalten auch als unfreundlich, ja vielleicht sogar feindselig empfinden, sich trauen, was zu sagen, ja sogar ihn anzuzeigen. Vielleicht wird er sein Verhalten überdenken, und vielleicht sogar wachgerüttelt und so weiter und so fort. Ich weiß auf jeden Fall und aus meinen Erfahrungen heraus, dass so eine Art der Konfrontation ein Prozess in Gang setzt, der einen auch nachhaltig zum Nachdenken zwingt.

Ich wiederhole mich, wenn ich hier erwähne, dass ich wohl davon Kenntnis genommen habe, dass es in Deutschland auch Menschen gibt, die tatsächlich etwas gegen uns „Ausländer“ haben. Ja, es ist wahr, dass manche Menschen mich nicht willkommen heißen, aber das ist für mich persönlich kein Grund zu glauben, dass alle Deutschen gleich sind. Und wenn ich an meine Zeit im Iran zurückdenke, kann ich mich nicht daran erinnern, dass alle Iraner mich mochten. Selbst hier in Deutschland, in der iranischen Gesamtbevölkerung hier. Wie viele Iraner können mich denn leiden? Obwohl ich weder eine Last für sie bin, noch in ihrem Land bin, noch wie man so schön sagt, ihnen auf der Tasche liege. Ich finde beim besten Willen kein Grund, dass mich alle Menschen mögen. Ich mag doch auch nicht alle meine Mitmenschen, oder...? In den zwischenmenschlichen Begegnungen geht es doch um vielmehr, oder...? Ich denke, dass das eine sehr billige Sache ist, zu sagen, jemand ist faschistisch, weil er sich mir gegenüber schlecht benimmt. Nein! Das kann doch eine einfache Dummheit sein. Ich habe selbst mit manchen meiner Landsleute Erfahrungen gemacht, die weit schlimmer sind als die, die ich eben mit manchen Deutschen gemacht habe. Das nicht zugehörig sein und das Fremdheitsgefühl wird einem auch dann vermittelt, wenn er aus der Reihe tanzt. Wenn jemand zum Beispiel Ohrringe oder Schlaghosen trägt, oder wenn die Freundin eine Deutsche ist, und so weiter und so fort. Es gibt auch im Iran Menschen, die sich den Afghanen, Pakistanis, Indern und anderen gegenüber nicht gerade freundlich verhalten. Das ist auch problematisch. Die Mehrheit der iranischen

Bevölkerung jedoch verhält sich freundlich - wie soll ich sagen - okay. Und das wäre auch hier billig, zu sagen, Iraner sind ausländerfeindlich, faschistisch, u. ä..

Ich will damit nur sagen, dass diese Art von inhumanem Verhalten Fremden gegenüber weder spezifisch deutsch, noch made in Germany, noch was weiß ich ist, sondern das gibt es leider überall in der Welt. Wenn wir z.B. sagen er oder sie ist ein Faschist, so müssen wir erst mal definieren, was Faschist bedeutet. Faschistisch zu sein heißt für mich, dass man einen Menschen aufgrund seiner Meinung, seiner Denkweise, seiner Haarfarbe, seiner..., zusammengefasst, weil er anders ist, weil er etwas anders repräsentiert, von sich weist, ihn als minderwertig einstuft und gar verachtet. Aus diesem Verständnis heraus kann ich also dann ableiten, dass, wenn wir Migranten uns systematisch gegen die Normen und Regeln einer Gesellschaft stellen würden, nur weil sie deutsch bzw. westlich, ja anders ist, verhielten wir uns also eben auch faschistisch. Der erste wichtige Schritt für uns ist also, dass wir uns um unsere Integration bzw. um ein besseres Leben bemühen müssen. Dabei spielt die deutsche Sprache eine sehr wichtige Rolle. Gerade, wenn wir uns gegen den bereits erwähnten Faschismus - den es auch in uns selbst geben könnte - einsetzen wollen. Um uns mit dem Gedankengut, der Kultur und Mentalität dieser Personengruppe auseinandersetzen zu können, müssen wir über (gute) deutsche Sprachkenntnisse verfügen. Faschisten haben es nicht nötig, sich mit Persisch oder sonst was zu beschäftigen.

Abschließend möchte ich hier sagen, dass meiner Meinung nach jeder, der seine Heimat verlässt, aus welchen Gründen auch immer, egal, wo auch immer er hin geht, egal wo in dieser Welt er sich aufhält, eben anders ist und auch anders bleibt. Wir sind in der Tat eben anders, und das ist auch gut so. Das Gefühl des Andersseins bleibt bestehen, egal, ob die Einheimischen nett zu Dir sind bzw. ob sie Dich mögen oder nicht. Das ist ein natürliches Gefühl, das wir alle Menschen eben in uns tragen, wenn wir unsere Wurzeln nicht dort haben, wo wir ansässig geworden sind. Das muss ja nicht unbedingt negativ sein. Das ist doch spannend und bereichernd zugleich. Wir müssen nur lernen, damit umzugehen, ja (auch) das positive daran zu sehen. Schlecht ist es - denke ich - wenn man sich fremd fühlt. Wenn man sich nicht integriert bzw. dazugehörig fühlt. Und ich denke, dass die Frage der Integration und Dazugehörigkeit nicht allein damit beantwortet ist, wenn man (bloß) die Sprache lernt. Integriert zusein heißt für mich aber auch auf keinen Fall, dass ich meine eigenethnischen gesellschaftlichen Werte und Normen aufzugeben habe. Integration ist vielmehr ein Prozess des gegenseitigen

Entgegenkommens und Aufeinanderzugehens. Sie ist meiner Meinung nach eine Sache von zwei Polen, von zwei Kräften.

Meine Kritik richtet sich ebenso bezüglich des hier erwähnten Gefühls vom „*sich fremd fühlen*“ an die Regierung bzw. gegen die Migrationspolitik der Aufnahmegesellschaft Deutschland. Es ist angesichts der bereits mehrfach erwähnten defizitären Integrationspolitik eine Utopie von den Deutschen, die nur unzureichend über die Migrations- und Integrationsbedingungen in Deutschland aufgeklärt werden, zu erwarten, für die defizitäre Integration mancher Migranten Verständnis aufzubringen. Fakt ist demzufolge, dass es einen ganz kleinen Prozentsatz der Deutschen gibt, der sich mit dem Thema Migration und Integration auseinandersetzt und dementsprechend über die Ursachen von Desintegration weniger Migranten Bescheid weiß.

Meiner Ansicht nach ist das politische System in Deutschland sehr kapitalistisch ausgerichtet. Es behandelt daher eben auch das Thema der Migration bzw. Einwanderungspolitik in einer marktorientierten Art und Weise. Bei der Auswahl der Einwanderer, ja sogar der Flüchtlinge wird eher darauf Wert gelegt, dass möglichst viele dabei sind, die den Bedarf an Fachkräften und Arbeitern in Deutschland abdecken, ja eben Leistung erbringen können. Dieses Politikum spiegelt sich wiederum in den Anerkennungskriterien für die Flüchtlinge wieder. Es kann ja kein Zufall sein, dass - wenn überhaupt - eher „*privilegierte Flüchtlinge*“ anerkannt werden. Es herrscht also auch da ein System der Profitmaximierung. Alles andere wird dem Zufall überlassen. Migranten werden willkürlich in diese Gesellschaft hineingeworfen. Es wird übersehen, dass sich diese Menschen ohne unterstützende Integrationsmaßnahmen in der Gesellschaft nur schwer integrieren können. Migranten sind sozusagen auf sich gestellt. Ob die Deutschen hier sozialpolitisch auf die Umstände der Migration eingestimmt sind, und ob Migranten unter den vorherrschenden Bedingungen überleben können, interessiert niemanden.

Die Integration der Migranten in Deutschland ist ein Bereich, in dem die Regierung viel mehr investieren sollte. Das System hier hat die Möglichkeit, das Meinungsbild der Deutschen gegenüber den Migranten positiv zu beeinflussen. Wir dürfen nicht außer acht lassen, dass viele Ausländer, die hierher kommen, aus unterschiedlichen Gründen, z.B. aufgrund ihrer Vergangenheit, ihrer mitgebrachten Probleme, ihres hohen Alters,

ihrer Traumaerlebnisse, ihrer finanziellen Situation, etc., nicht in der Lage sind, sich ohne entsprechende unterstützende staatliche Maßnahmen zu entfalten. Ich denke, dass diese Menschen zu ihrer Integration motiviert bzw. ermutigt werden müssen. Vorstellbar wäre dabei, dass man Migranten z.B. durch ein Lob zur Erlangung der deutschen Sprache motivieren kann. Aus meinen Beobachtungen, aber auch aus dem Stand der Wissenschaft, weiß ich, dass ein Mensch, der nach zwei Jahren Aufenthalt in einem fremden Land immer noch dessen Sprache falsch bzw. gebrochen spricht, sehr schwer bis unmöglich in der Lage sein wird, diese Sprache (auch zukünftig) richtig zu erlernen. Anders ausgedrückt ist er ja daran gewöhnt, falsch bzw. gebrochen zu sprechen. Ohne gelungene Kommunikation kann aber gar keine Beziehung zu Stande kommen. Wenn ein Migrant also einem Deutschen begegnet, mit dem er sich nicht oder nur schwer kommunizieren kann, dem er nicht mitteilen kann, wie er eingestellt ist, was er denkt und was er empfindet, entsteht da so ein Dynamik, in dem ebenso der einheimische Deutsche sich nicht mitteilen kann. Die Folge ist dann, dass es zu keinem Austausch und somit zu keinem eventuell weiteren Kontakt zwischen den Beiden kommen kann – egal, wie interessiert die beiden Interaktionspartner sind und egal, wie nett sie jeweils sind. Das ist aus meiner eigenen Erfahrung oft einfach Tatsache, dass da nichts oder zumindest ganz wenig geht. Kommunikation - selbst die nonverbale - erfordert zunächst einmal Kenntnisse über die Sprache, die wiederum den Zugang zu „*Kulturstandards*“ ermöglicht. Nichtgelungene Kommunikation führt zu Missverständnissen und erzeugt normalerweise eine negative Atmosphäre. Was von der Begegnung übrig bleibt, ist Enttäuschung und Frust. Man fragt sich dann bloß: Ist er ein netter Mensch, oder eher ein schlechter? Wie ist er zu unterschiedlichen Angelegenheiten eingestellt? Ist er linksgerichtet, oder rechtsgerichtet? Ist er religiös, oder ist er es nicht?

Fehlende persönliche Kontakte oder gar Beziehungen zu den Menschen mit Migrationshintergrund trägt wiederum dazu bei, dass im Hinblick auf die defizitäre integrationsspezifische Öffentlichkeitsarbeit in Deutschland zumindest einige der Deutschen eher kein positives Bild von derartigen „*Ausländern*“ haben werden, denen sie zunächst begegnen. Diese Enttäuschung und die damit verbundene Ablehnung bzw. Kontaktvermeidung seitens der Deutschen erzeugt dann bei den Migranten ein Gefühl des Unerwünscht- bzw. Fremdseins.

II Theoretischer Bezugsrahmen

2.1 Das Phänomen Migration / Versuch einer Annäherung

„Gegenstand der Migrationsforschung sind - etwas überspitzt ausgedrückt - zugewanderte, ethnisch fremde Unterschichtangehörige.“¹

In diesem Kapitel möchte ich eine kurze Einführung in die Thematik des Phänomens Migration und seine gesellschaftspolitische Relevanz geben. Zum besseren Überblick beschränke ich mich nur auf die für die vorliegende Studie relevanten Themen und Ansätze der Migration, da die Darstellung und Thematisierung der unterschiedlichen Paradigmen und Konzeptualisierungen der gesamten migrationstheoretischen Forschungsansätze den (zeitlichen) Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Im folgenden werde ich somit neben der Erklärung und der Definition der in der Migrationsdebatte verwendeten Begriffe hier nur einige Aspekte der klassischen- und der neuen soziologischen und politischen Migrationsdiskurse und deren Entwicklung darstellen und diskutieren.

2.2 Begriffsdefinitionen

2.2.1 Ausländer

Der Begriff „*Ausländer*“ spiegelt die komplexen Realitäten nur unzureichend wider, wenn man den Begriff nur an der juristischen Bedeutung festmacht.

Viele der Personen, die als „*Ausländer*“ bezeichnet werden, leben bereits seit Jahrzehnten in Deutschland. Viele Angehörige der so genannten zweiten und dritten, ja sogar manche der ersten (Einwanderungs-)Generation sind hier geboren und aufgewachsen. Dazu kommt die steigende Zahl von Personen, die bereits eingebürgert sind. Aus diesen sozialpolitischen Gründen verwende ich in dieser Ausarbeitung den Begriff „*Migrant*“.

2.2.2 Migranten

sind nach UN-Angaben Menschen, die ihren Wohnsitz in ein anderes Land verlegen. Sie unterscheiden sich erheblich. Das betrifft sowohl ihre Migrationsmotive (Arbeitsmigranten, Spätaussiedler, Flüchtlinge, Bildungsmigranten) als auch ihre persönlichen Voraussetzungen, z. B. Bildung oder Gesundheitszustand.

¹ Treibel 2001: 478

Weltweit sind Schätzungen zufolge ca. 40 Mio. Menschen auf der Flucht und Wanderung.

2.2.3 Migration

Laut Duden leitet sich dieses Wort von lateinisch *migratio* = (Aus)wanderung bzw. *migrare* = wandern, wegziehen ab.

Migration ist mehr oder minder ein freiwilliger oder ein unter Zwang stattfindender Wanderungsprozess von einzelnen Personen oder Menschengruppen aus ihrem Heimatland (Geburtsland) in ein anderes Land, um ihren Lebenszustand zu verbessern, oder um einer Verschlechterung ihres Lebenszustandes zu entgehen. Aus diesen Gründen ist es nicht übertrieben, wenn man behauptet, dass das Phänomen der Migration so alt wie die Menschheit selbst ist.

Das Wort „*Migration*“ ist ein eher soziologisch und informationstechnisch (Datenmigration) geprägter Begriff. Dieser Begriff wird im deutschen Sprachraum als Überbegriff für die verschiedensten Formen von menschlichen Wanderungsbewegungen gebraucht.

„Wanderungsbewegungen sind in erster Linie Ausdruck der Lebensbedingungen und der Entwicklung der Bevölkerung in einzelnen Regionen. Die Umstände, die Menschen veranlassen, sich einen neuen Wohnort zu suchen, haben sich in der letzten Zeit dabei ständig ausgeweitet. Sie erstrecken sich von politischer Unterdrückung, lokalen Differenzen auf ethnischer und religiöser Basis, (Bürger-) Kriege bis zu ökologischen Katastrophen, von Arbeitslosigkeit oder allgemeiner gesagt: von äußerst schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen bis hin zu fehlenden Zukunftsaussichten“².

Durch die Migrationsbewegungen erfahren sowohl die Heimatländer der Migranten als auch die Aufnahmegesellschaften sowohl auf der Mikro- als auch auf der Makroebene „*soziale Einschnitte*.“³ Die Migration wirkt sich auf die sozioökonomischen und politischen Strukturen der jeweiligen Länder aus, die wiederum soziale Veränderungen der sozialen Gruppen in den betroffenen Ländern hervorrufen. Hinzu kommen die Auswirkungen einer Migration auf das migrierende Individuum selbst. Der Prozess der Migration ist nicht mit dem bloßen Wohnortwechsel abgeschlossen, sondern zieht langwierige Adaptationsprozesse nach sich. Die Bedingungen, unter denen Migranten in Deutschland leben, haben Einfluss auf ihre Lebenssituation.

² Reichow 1992: 52

Hier erfährt der Migrant neben einer Veränderung seiner sozioökonomischen und kulturellen Lebensbedingungen und -weisen eine Veränderung seiner Identitätsentwicklung, seiner Wahrnehmungs- und Verhaltensweisen, sowie seiner Wertesysteme.⁴ Eine Migration wirkt sich außerdem auch auf die physische und psychische Gesundheit der Migranten-Individuen aus.

Auch *Hegemann/Salman* weisen darauf hin, dass sich neben den Auswirkungen einer Migration auf das migrierende Individuum auch die Zielgesellschaften ändern. Zwar werden die Migrationsbewegungen von den jeweiligen Zielgesellschaften ganz unterschiedlich erlebt, sie haben sich langfristig aber meistens als kulturelle Bereicherung erwiesen. Die mehr oder weniger große innere und äußere Veränderungsanforderungen, die Migration mit sich bringt, können auch Konsequenzen für die psychische Gesundheit der Betroffenen haben.⁵

2.3 Das Lebensmittelpunkt-Modell

Um den Wanderungsprozess zu verdeutlichen, wird an dieser Stelle das „*Lebensmittelpunkt-Modell*“ herangezogen.

In der Soziologie wird Migration als ein Prozess gesehen, der all das betrifft, was durch die Versetzung des Lebensmittelpunkts in Gang gesetzt wird. Migration gilt im Weiteren

„als ein Prozess der räumlichen Versetzung des Lebensmittelpunkts, also einiger bis aller relevanten Lebensbereiche, an einen anderen Ort, der mit der Erfahrung sozialer, politischer und/oder kultureller Grenzziehung einhergeht.“⁶

Sie ist also nicht nur als eine Bewegung von A nach B. Der Lebensmittelpunkt schließt bei dieser Definition mehr als nur ein Wohnort mit ein. An ihm laufen soziale Bezüge von Personen zusammen, er schließt die Aspekte des alltäglichen Lebens, der Wahrnehmung, Werteeinstellungen und Bedürfnisse mit ein. Wo sich der Lebensmittelpunkt einer Person befindet, variiert dabei individuell.

³ Treibel 1999

⁴ Ebd.

⁵ Vgl. Hegemann/Salman 2001: 15

⁶ Oswald 2007: 13

Folgende 5 Bereiche des Lebensmittelpunkts lassen sich dabei unterscheiden:

- Wohnung
- Familie
- Arbeit/Einkommen
- Soziales Netz
- Kulturelle und politische Orientierung

Die Grenze kann dabei nicht nur eine räumliche Grenze darstellen (Nationalstaatsgrenze, Fluss, der 2 Regionen voneinander trennt), sondern auch nicht-räumliche Grenzen, wie sprachliche, religiöse oder kulturell-ethnische Abgrenzungen.⁷

Der Aspekt des Wechsels ist für alle oben genannten Definitionen zentral. Ein Aspekt der variiert, ist hierbei zum Beispiel der der Dauerhaftigkeit.⁸

2.4 Ursachen von Migration

Nach *Treibel* sind die häufigsten Migrationsgründe die Suche nach der Arbeit, Vertreibung oder Schutz vor Verfolgung. Die Entscheidung zu wandern, hängt also von der wirtschaftlichen, politischen und/oder gesellschaftlichen Gegebenheiten des Herkunftslandes wie auch des Aufnahmelandes ab, da der Wanderer die Absicht hat, die eigene Lebenssituation zu verbessern.⁹ Demnach sind die Gründe für Migration u. a. Kriege, politische, religiöse und geschlechtsspezifische Verfolgung, Menschenrechtsverletzungen, ökonomische Ursachen bzw. fehlende Lebensgrundlage, Umweltkatastrophen, Hunger, Unterernährung bzw. Armut, Bildung oder Hoffnung auf ein besseres Leben. In manchen Fällen ist Migration spirituell begründet, wenn Menschen aufgrund von Glaubensüberzeugungen wandern.

Die sozialwissenschaftliche Ursachen- und Motivforschung geht der Frage nach, warum Menschen überhaupt wandern und nicht dauerhaft an einem Ort bleiben. Unter „*Ursachen*“ werden dabei die objektiven Rahmen- und Umweltbedingungen, unter „*Motiven*“ die individuellen Reaktionen auf diese verstanden. Während bei der erzwungenen Migration die Vielfalt der Wahl- bzw. Entscheidungsmöglichkeiten sehr eingeschränkt bzw. nicht vorhanden ist, ist sie bei der freiwilligen Migration umso größer.

⁷ Ebd.: 13-18

⁸ Vgl. Treibel 1999: 19f.

⁹ Vgl. Treibel 1999

Selten sind die Ursachen für komplexe Migrationsprozesse monokausal, was die Forschung über Migrationsentscheidungen sehr schwierig macht.¹⁰

• **Push- und Pull-Modelle** sind abstrakt formulierte Erklärungsmodelle für Ursachen von Migration, die jedoch häufig Verwendung finden. Dabei liegt der Fokus vor allem auf ökonomische und demographische Faktoren (Arbeitsmarktsituation, Lohnniveau, Bevölkerungsentwicklung,...). Das Zusammenwirken dieser Faktoren in der Herkunftsregion mit denen der Zielregion wird dabei als *Push-Pull-Modell* bezeichnet.

Es gibt demnach:

- Push-Faktoren (Faktoren der „Vertreibung“) und
- Pull-Faktoren (Faktoren der Anziehung), die Menschen zur (Aus-)Wanderung veranlassen.

Bei der Annahme von Pull-Faktoren wird davon ausgegangen, dass Migrationswillige im Sinne eines gewinnmaximierenden Individuums ihre Situation verbessern möchten und ihre Wanderentscheidung rational und vor allem unter der Berücksichtigung ökonomischer Faktoren treffen. Es handelt sich also um eine Kosten-Nutzen-Kalkulation mit der Erwartung besserer Lebensbedingungen im Zielland. Push-Faktoren sind dagegen Formen der existentiellen Bedrohung im Herkunftsland, wie (Natur-) Katastrophen, Kriege, Armut, Verfolgung oder Diskriminierung.

„Zentraler Push- wie Pull-Faktor ist die Situation auf dem Arbeitsmarkt, die in der Heimatregion des oder der Wandernden unzureichend und in der Zielregion attraktiver ist.“¹¹

Hierbei sind zwei Aspekte zu unterscheiden:

- Beschäftigungssituation (der Arbeitslosigkeit in der Herkunftsregion stehen geringere/keine Arbeitslosigkeit bzw. Arbeitsplatzangebote in der Zielregion entgegen)
- Einkommenssituation (höhere Löhne in der Zielregion)¹²

Neben ökonomischen und demographischen Faktoren lassen sich jedoch noch weitere Ursachen für eine Migrationsentscheidung heranziehen, wie etwa der Faktor der sozialen, bzw. der Beziehungs-Netzwerke einer Person. Die sozialen und kulturellen Bindungen beeinflussen meist stärker als ökonomische Gründe (wie z.B.

¹⁰ Oswald 2007: 69

¹¹ Treibel 1999: 40

¹² Ebd.: 39f.

Lohnunterschiede) die Entscheidung für eine Migration bzw. die Entscheidung nicht auszuwandern.¹³

„Andernfalls wäre es nicht zu klären, warum die meisten Menschen – Krieg und direkte Vertreibung ausgeschlossen – ihren Lebensmittelpunkt nicht versetzen, sondern bleiben.“¹⁴

Persönliche Beziehungen zu Verwandten und Bekannten, die bereits gewandert sind, und Informationen über die Zielregion sind neben den ökonomischen Faktoren also zusätzliche Stimuli, die eine Wanderung beeinflussen. Hinzu kommen Persönlichkeitsmerkmale, die ebenfalls für eine Wanderungsentscheidung relevant sein können.¹⁵

„Wanderungsprozesse, die das Ergebnis komplexen menschlichen Verhaltens in sehr unterschiedlichen Entscheidungssituationen sind, [können] kaum in einem allgemeingültigen Modell erklärt werden.“¹⁶

2.5 Migrantentypologien

Da es unterschiedliche Gruppen von Migranten gibt, kann Migration nicht als einheitliches Phänomen behandelt und diskutiert werden. Die Verarbeitung des Migrationserlebens von Arbeitsmigranten, Flüchtlingen, Asylbewerbern, Spätaussiedlern und Bildungsmigranten unterscheidet sich strukturell.

Um den meist sehr allgemein gehaltenen Migrationbegriff (siehe die vier oben genannten Definitionen) zu konkretisieren, bzw. zu differenzieren wurden verschiedene Typologien entwickelt, wobei folgende Aspekte unterschieden werden:

Unter **räumlichen Aspekten** (Zielrichtung bzw. zurückgelegte Distanz bei der Wanderung) wird zwischen

- Binnenwanderung oder internen Wanderung (meist vom Land in die Stadt) und
- internationaler oder externer Wanderung unterschieden. Bei letzterer gibt es die Form kontinentaler oder interkontinentaler Wanderung.

¹³ Vgl. Oswald 2007: 73

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Vgl. Treibel 1999: 41

¹⁶ Feithen 1985: 55, zitiert in Treibel 1999: 41

Unter **zeitlichen Aspekten** wird zwischen

- begrenzter oder temporärer Wanderung (etwa der Saisonarbeiter) und
- dauerhafter oder permanenter Wanderung (Einwanderung bzw. Niederlassung) unterschieden.

Bezüglich der **Wanderungsentscheidung** oder der **Wanderungsursache** unterscheidet man

- freiwillige Wanderung (Arbeitsmigration) von der
- erzwungenen Wanderung (Fluchtmigration, Vertreibung)

Bei der Unterscheidung von Arbeits-, bzw. Fluchtmigration ist es jedoch fraglich, ob man die Freiwilligkeit von dem Zwang einer Wanderung generell trennen kann. So fliehen Menschen aus ihrer Heimat, sowohl aus Gründen der politischen Verfolgung oder der Diskriminierung, aber auch aus existentiellen Gründen¹⁷ wie z.B. der Sicherstellung ihrer medizinischen Versorgung, Flucht vor von den Klimaveränderungen und/oder Umweltkatastrophen verursachten Verlust von Gut und Land, Seuchen und Krankheiten und schlussendlich Flucht vor Hungersnot.

Unter dem **Aspekt des Umfangs** der Migration wird zwischen

- Einzel- bzw. Individualwanderung,
- Gruppen- oder Kollektivwanderung und
- Massenwanderung unterschieden.¹⁸

Die unten aufgeführten Typologisierungen sollen ein erster Versuch zur Erfassung einer Migrationssituation sein. Sie sollten nicht als Entweder-Oder-Schema herangezogen werden, der Blick sollte stets auf die ganze Komplexität des Wanderungsprozesses gerichtet werden.¹⁹

2.5.1 Flüchtlingsmigranten

• Definition von „Asyl“

Das Wort „Asyl“ stammt aus den Griechischen. „Asylon“ bedeutet Zufluchtsstätte bzw. Schutzstätte für Verfolgte (z.B. Haus, Tempel, Kirche, Kloster). „Asylos“ bedeutet

„das, was nicht ergriffen werden kann.“²⁰

„Im Asyl sucht der Verfolgte einen Ort des Friedens, wo ihn niemand zurückstößt.“²¹

¹⁷ Treibel 1999: 21

¹⁸ Ebd.: 20

¹⁹ Vgl. Oswald 2007: 68

Es wird unterschieden zwischen internem und externem Asyl.²²

Internes Asyl: wird auch als diplomatisches bzw. exterritoriales Asyl bezeichnet. Es gewährt Flüchtlingen an bestimmten privilegierten Orten Schutz z.B. in Botschaftsgebäuden, Kriegsschiffen des Zufluchtsstaates. Diese Orte befinden sich jedoch im Staatsgebiet des eigenen Heimatlandes (z.B. DDR-Bürger in BRD-Botschaft).

Externes Asyl: auch territoriales Asyl genannt, gewährt einem Flüchtling Schutz außerhalb seines Heimatlandes. Vom Völkerrecht anerkannt wird nur das externe Asyl! Ein Staat hat somit das Recht auf Asyl zu gewähren, ohne dass er mit politischen Übergriffen des Heimatlands des Asylsuchenden zu rechnen hat.

In der BRD gibt es ein im Grundgesetz (Art. 16a, Abs. 1 GG) verankertes Asylrecht:

„Politisch Verfolgte genießen Asylrecht.“

Demnach sind Personen, die in einem anderen Land als ihrem Herkunftsland einen Asylantrag gestellt haben, über den jedoch noch nicht entschieden wurde Asylsuchende bzw. Asylbewerber.²³

Wer aber über einen „*sicheren Drittstaat*“ eingereist ist oder einreisen will, kann sich nicht auf Art. 16a Grundgesetz berufen, sondern wird an der Grenze zurückgewiesen bzw. - sofern der Transitstaat identifiziert und aufnahmebereit ist - dorthin zurückgeschoben. Als „*sichere Drittstaaten*“ gelten alle EU-Mitgliedsländer und faktisch alle anderen Nicht-EU-Staaten, die Deutschland mittelbar und unmittelbar umgeben, wie z.B. die Schweiz, die Türkei, Norwegen, u.a.. Die Bundesrepublik Deutschland ist somit von einem Gürtel potentieller Rücknahmeländer umgeben. Nach der Asylverfahrensrichtlinie können selbst Staaten, die die Genfer Flüchtlingskonvention nicht ratifiziert haben, oder selbst als Länder gelten, in denen die Menschenrechte und Politische Freiheiten sehr marginal existieren als „*sicher*“ qualifiziert werden.²⁴

Um hier ein repräsentatives Beispiel zu nennen, würde ich auf die Verfolgung, Folter, und erhebliche Beeinträchtigungen der Meinungs- und Versammlungsfreiheit der ethnischen und religiösen Minderheiten in der Türkei hinweisen.

²⁰ Freckmann 1989: 13 zit. in Bölke 1990: 2

²¹ Ebd.

²² Bölke 1990: 3

²³ Vgl. Oswald 2007: 75-79

²⁴ Vgl. <http://www.proasyl.de/de/informationen/asyl-in-europa/sichere-drittstaaten/index.html>

• Definition von „*Flüchtling*“

Nach der Genfer Flüchtlingskonvention (GFK) von 1951 ist

„ein Flüchtling eine Person, die aus der begründeten Furcht vor Verfolgung wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung sich außerhalb des Landes befindet, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzt und den Schutz dieses Landes nicht in Anspruch nehmen kann oder wegen dieser Befürchtungen nicht in Anspruch nehmen will...“²⁵

Die Genfer Flüchtlingskonvention von 1951 und ihr Zusatzprotokoll von 1967 ist das wichtigste internationale Abkommen zum internationalen Flüchtlingsrecht. Seit dieser Zeit haben sich die Fluchtursachen aber stark verändert.

In den vergangenen Jahren führten vorrangig Kriege, Bürgerkriege, Vertreibung, ethnische und stammesbezogene Konflikte oder religiös motivierte Gewalttaten, und nicht zuletzt Natur- bzw. Umweltkatastrophen zu diversen Fluchtbewegungen. Hierzu ist zu erwähnen, dass sich aufgrund der schlechten, oft von den Industriestaaten verursachten Umweltverschmutzungen auch in Zukunft die Zahl der „*Umweltflüchtlinge*“ stark nach oben entwickeln wird.

2.5.1.1 Flüchtlingsgruppen

Das deutsche Ausländer- und Asylrecht unterscheidet folgende Gruppen von Flüchtlingen:

Asylbewerber: Menschen, die in Deutschland Schutz suchen, müssen in der Regel ein Asylverfahren betreiben. Im Rahmen dieses Asylverfahrens wird geprüft, ob der Antragssteller als Asylberechtigter anerkannt wird, ob er ein Bleiberecht nach der Genfer Flüchtlingskonvention bekommen kann, oder ob aus humanitären Gründen ein Abschiebungsschutz zur Wahrung der Menschenrechte gewährt werden muss. Das Asylverfahren kann sich über Jahre hinziehen.

Asylberechtigte sind Flüchtlinge, die nach Artikel 16a GG als politisch Verfolgte anerkannt werden sind. Sie haben den Nachweis erbracht, dass sie von gezielten Verfolgungsmaßnahmen durch staatliche Organe im gesamten Gebiet ihres Herkunftslandes betroffen sind. Eine solche Anerkennung kann jedoch widerrufen werden bzw. erlöschen.²⁶

²⁵ Vgl. Oswald 2007: 78

²⁶ „Die Anerkennung als Asylberechtigter und die Feststellung, dass die Voraussetzungen des § 51 I AuslG vorliegen, können widerrufen bzw. zurückgenommen werden. Von einem WIDERRUF spricht man, wenn die Voraussetzungen, die zur Gewährung der Rechtsstellung geführt haben, infolge einer

Das Abkommen über die Rechtsstellung der Flüchtlinge vom 28.07.1951 (Genfer Flüchtlingskonvention (GFK)) definiert als **Konventionsflüchtling** eine Person, die sich aus der begründeten Flucht vor Verfolgung wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung außerhalb des Landes befindet, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzt, und dessen Schutz sie nicht in Anspruch nehmen kann oder wegen dieser Befürchtung nicht in Anspruch nehmen will. Der von der GFK erfasste Personenkreis wird von den Signatarstaaten der Konvention als schutzbedürftig anerkannt.

Kontingentflüchtlinge sind im Rahmen von humanitären Hilfsaktionen aufgenommene Flüchtlinge. Ihnen wird ein dauerhaftes Bleiberecht in der BRD gewährt, ohne dass sie sich zuvor einem Anerkennungsverfahren unterziehen mussten.

Für **Kriegs- und Bürgerkriegsflüchtlinge** wurde durch eine Änderung des Ausländergesetzes mit Wirkung vom 01.07.1993 in § 32a AuslG die Möglichkeit einer vorübergehenden Aufnahme ohne Einzelfallprüfung geschaffen. Der für sie vorgesehene Status ist an die Bedingung gebunden, dass ein Asylantrag nicht gestellt oder zurückgenommen wurde; auch besteht kein Anspruch auf Aufenthalt an einem bestimmten Ort oder in einem bestimmten Bundesland.

De facto-Flüchtlinge sind die größte Flüchtlingsgruppe. Diese Personen haben entweder keinen Asylantrag gestellt oder ihr Asylantrag ist abgelehnt worden.

Ihre Abschiebung wurde vorübergehend ausgesetzt, weil im Herkunftsland eine erhebliche konkrete Gefahr für Leib, Leben oder Freiheit besteht, oder weil dringende humanitäre bzw. persönliche Gründe ihre vorübergehende weitere Anwesenheit im Bundesgebiet erforderlich machen.

Heimatlose Ausländer werden in der Statistik des Bundesministeriums des Innern ebenfalls unter die Kategorie der Flüchtlinge gefasst. Dabei handelt es sich vor allem um Personen, die während des zweiten Weltkrieges verschleppt wurden „*displaced persons*“²⁷ sowie um Nachkommen dieser Personen.²⁸

Änderung der Verhältnisse nachträglich weggefallen sind. Eine RÜCKNAHME liegt dann vor, wenn die ursprüngliche Entscheidung aufgrund unrichtiger Angaben oder aufgrund des Verschweigens wesentlicher Tatsachen objektiv unrichtig war. Auch die Entscheidung, dass ein Abschiebehindernis nach § 53 I, II, IV oder VI AuslG vorliegt, kann zurückgenommen oder widerrufen werden. Die Einzelheiten regelt § 73 AsylVfG“. (Vgl. URL: <http://www.proasyl.de/lit/leitfad/m.htm>)

²⁷ Laut Definition der Alliierten waren dies Personen, die als Zwangsarbeiter oder aus rassistischen, religiösen oder politischen Gründen ihr Land verlassen mussten und jetzt in den vier Besatzungszonen festsaßen.

²⁸ Vgl. Jahresbericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen 2000: 20-21

„Boatpeople“: Als *Boatpeople* bezeichnet man seit den 70er Jahren Bootsflüchtlinge, die über das Meer aus ihrer Heimat fliehen. Der Begriff wurde aus dem Amerikanischen übernommen und galt damals den über 1,6 Millionen vietnamesischen Bootsflüchtlingen, er wird heute aber für sämtliche Flüchtlinge benutzt, die über das Meer fliehen, so z.B. auch für Flüchtlinge aus Afrika, die über das Mittelmeer versuchen, Italien zu erreichen.²⁹

Die meisten Boatpeople flohen nach der Kapitulation Südvietnams 1975 aus Angst vor dem kommunistischen Regime, politischer Verfolgung, Hunger und wirtschaftlichen Missständen. Für viele endete das Elend mit der Flucht nicht: Die Boote waren meist nicht hochseetauglich und trieben wochenlang auf dem Südchinesischen Meer, bis die Vorräte der Insassen längst aufgebraucht waren. Viele wurden Opfer der See oder von Seeräubern, die zumeist vor der thailändischen Küsten auf ihre leichte Beute warteten. Manche wurden von Handelsschiffen oder der „*Cap Anamur*“ gerettet, einem deutschen Frachtschiff, das zwischen 1979 und 1986 10375 vietnamesische Flüchtlinge rettete. Cap Anamur führte bis heute zahlreiche weltweite Einsätze in Somalia, Uganda, Äthiopien, Sudan, Eritrea, Afghanistan, Nordkorea, Bosnien, Mazedonien, im Kosovo und seit August 2006 auch im Libanon durch. Im Juli 2004 geriet das Schiff Cap Anamur in die Schlagzeilen. 37 Flüchtlinge wurden vor der afrikanischen Küste an Bord genommen. Später stellte sich heraus, dass die geretteten Afrikaner falsche Angaben über ihrer Herkunft gemacht hatten. Die deutschen Behörden lehnten die Asylanträge dieser Menschen ab, da sich das Schiff nicht in deutschen Gewässern befand. Cap Anamur erhielt nach einer fast dreiwöchiger Blockade von den italienischen Behörden die Einlaufgenehmigung in den sizilianischen Hafen Porto Empedocle.

Die 37 Flüchtlinge wurden in ein Flüchtlingslager gebracht. Das Schiff wurde kurz nach der Ladung beschlagnahmt, der Kapitän, der 1. Offizier und der Chef der Hilfsorganisation Elias Bierdel wurde wegen „*Beihilfe zur illegalen Einreise*“ festgenommen.³⁰

Umwelt- und Klimaflüchtlinge

Menschen, die aufgrund von Umweltveränderungen oder Naturkatastrophen gezwungen sind, ihre Heimatländer zu verlassen, werden als Umweltflüchtlinge bezeichnet.

²⁹ Vgl. Artikel Boatpeople In: Wikipedia. Die freie Enzyklopädie. (<http://de.wikipedia.org/wiki/Boatpeople>) Vgl. auch Nghia 2005

³⁰ Vgl. (http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Cap_Anamura&oldid=44978856)

Wenn die Ursache der Umweltveränderung die globale Erwärmung ist, spricht man dann von Klimaflüchtlingen.³¹ Aufgrund der globalen Erderwärmung verschlechtern sich seit Jahren die natürlichen Lebensgrundlagen für Millionen von Menschen. Fruchtbares Land verwandelt sich in Wüste, den Bewohnern der Arktis schmelzen Eis-Gletscher weg und der steigende Meeresspiegel führt dazu, dass paradiesische Inseln vom Meer verschluckt werden. Bereits heute sind mehr als 20 Millionen Menschen auf der Flucht vor Naturkatastrophen und die Umweltorganisation Greenpeace prognostiziert, dass die Zahl der Umwelt- bzw. Klimaflüchtlinge bis zum Jahre 2040 auf 200 Millionen ansteigen könnte.

2.5.2 Arbeitsmigranten (Gastarbeiter)

Die Migrationspolitik der Bundesrepublik Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg war aufgrund der prosperierenden Wirtschaft in den 50 und 60er Jahren zunächst vorherrschend bestimmt durch die Rekrutierung von Arbeitskräften (Arbeitsmigration). Der Begriff „*Gastarbeiter*“ bezeichnet also die Gruppe der „*Ausländischen Arbeitskräfte*“, die im Rahmen der Anwerbephase (1955-1973) bzw. für den Wiederaufbau Deutschlands von der BRD angeworben wurden. Die sogenannten „*Anwerbeabkommen*“, die die Bundesregierung mit Italien (1955), Spanien und Griechenland (1960), der Türkei (1961), Marokko (1963), Portugal (1964), Tunesien (1965) sowie mit Jugoslawien (1968) unterzeichnete, sahen zunächst eine zweijährige Laufzeit mit einem sogenannten „*Rotationsprinzip*“ (Verträge für zwei Jahre, danach kommt jemand anderes) vor. Für die Aufnahmegesellschaft Deutschland stand also zunächst einmal der temporäre Charakter des Aufenthalts im Vordergrund. Die „*Gastarbeiterverträge*“ konnten allerdings bei „*guter Leistung*“ auch verlängert werden.

2.5.2.1 Historische Erkenntnisse³²

In den ersten Nachkriegsjahren waren die Deutschen auf sich gestellt. Doch bald hatte es aufwärts zu gehen, und es fehlte an Arbeitskräften. Wieder einmal war die Beschäftigung von Ausländern in Deutschland die Zauberformel. Bereits 1955 schloss die junge Bundesrepublik entsprechende Verträge mit Italien.

³¹ Vgl. (<http://de.wikipedia.org/wiki/Umweltfl%C3%BChtling>)

³² Die Inhalte dieses Unterkapitels speisen sich überwiegend aus den Kommentaren des VHS-Video-Filmes Abgrenzungen - Ausländer in Deutschland 1999

Die italienischen „*Gastarbeiter*“ wurden in der Industrie, der Gastronomie und auf dem Bau eingesetzt. Sie trugen dazu bei, dass „*made in Germany*“ wieder ein gutes Siegel wurde. Das anfängliche Hauptziel der Italiener war es, zu sparen, nach zwei oder drei Jahren mit möglichst viel Geld in die Heimat zurückzukehren, und sich ihre Träume in der Heimat zu verwirklichen. Dafür lebten sie in einfachen Sammelunterkünften äußerst genügsam, machten Überstunden, stellten keine Anforderungen und streikten nicht.

Die Kontakte der italienischen Gastarbeiter mit den Deutschen beschränkten sich auf das Arbeitsumfeld. Mangelnde Sprachkenntnisse erschwerten den Kontakt zu den Einheimischen zusätzlich. Nicht zuletzt deshalb waren die Gastarbeiter auch in Gaststätten nicht gern gesehen. So blieb ihnen nichts anders übrig, als sich nach Feierabend am örtlichen Bahnhof zu treffen, der die heimische Piazza ersetzte.

Obwohl es bereits Anfang der sechziger Jahre erste Anzeichen dafür gab, dass die Gastarbeiter länger bleiben würden, war Integration in Deutschland ein Fremdwort. Schon Anfang der sechziger Jahre holten einige Gastarbeiter ihre Familien nach. Dies wurde von den Arbeitgebern sogar unterstützt, da es ihnen eine hohe Fluktuation und immer neue Einarbeitungszeiten ersparte. Wer eine entsprechende Wohnung nachweisen konnte, durfte mit seiner Frau und seinen Kindern in Deutschland leben. Dass damit der erste Schritt in Richtung Einwanderung unternommen wurde, wurde weder von Migranten selbst, noch von der deutschen Regierung wirklich wahrgenommen.³³

„...Mit dem Tag, als der erste Anwerbevertrag zwischen der Republik Italien und der damals noch jungen Bundesrepublik Deutschland unterzeichnet wurde, beginnt die neuere Geschichte unseres Landes als „Einwanderungsland“. Das mag so nie beabsichtigt und noch weniger geplant gewesen sein, Tatsache ist es dennoch...Die anfängliche Annahme, die Gastarbeiter würden ...in ihre Heimat zurückkehren, erwies sich für beide Seiten...rasch als Illusion. Aus den Gastarbeitern waren Migranten geworden, lange bevor die ersten Wissenschaftler begannen, sie als solche zu bezeichnen...“³⁴

Die westdeutsche Wirtschaft boomte weiter. Deutsche Firmen warben nun in ganz Europa Arbeitskräfte an, auch in der Türkei. Dass diese Arbeitskräfte alle auch

³³ Vgl. auch Lajios 1998

³⁴ Schmalz-Jacobsen 1995: Vorwort. In: Beauftragte der Bundesregierung für die Belange der Ausländer (Hrsg.)

Menschen mit ganz individuellen Vorstellungen vom Lebensglück waren, war für die meisten Unternehmer zweitrangig.

In den sechziger Jahren des 20ten Jahrhunderts wurden auch die Deutschen in der ehemaligen DDR mit den Fremden konfrontiert. Die eher jüngeren Vietnamesen kamen aber nicht als Gastarbeiter. Die sozialistische Regierung holte sie im Rahmen „sozialistischer Bruderkhilfe“ nach Ostdeutschland, um so Nordvietnam im Krieg gegen die USA zu unterstützen.

Die achtziger Jahre hatten gerade begonnen, und die ersten 110.000 ausländischen Werktätigen warteten auf den Weiter-Transport an ihre neuen Arbeitsplätze. Es war nur wenigen auserwählten Vietnamesen möglich, in der DDR zu arbeiten. Dort zu arbeiten galt in Vietnam als Privileg. Die vietnamesischen Arbeitnehmer hießen in der DDR nicht Gastarbeiter, sondern Vertragsarbeiter. Dieser Rechtsstatus wurde ihnen nach der Wende zum Verhängnis.

Freundlichkeit gegenüber Vietnamesen war im Arbeitsalltag nicht erwünscht. Die sechs bis zwölf Wochen Sprachunterricht reichten für eine tiefergehende Verständigung kaum aus. Stattdessen waren Kontrolle und Überwachung allgegenwärtig. Arbeiterinnen, die schwanger wurden, hatten die Wahl zwischen Abtreibung oder Abschiebung. Die Unterbringung war meist erbärmlich. 12 Quadratmeter für vier Personen galt schon als Luxus. Gesellschaftliche Integration fand nicht statt. Vietnamesen fungierten häufig als Sündenböcke für viele Versorgungsengpässe.³⁵

In den siebziger Jahren wuchsen auch im Westen die Vorbehalte gegenüber den ausländischen Arbeitern. Dabei wurde gerne übersehen, unter welch elenden Bedingungen die ausländischen Arbeitnehmer ihr Geld verdienen. Die Gastarbeiter, die Deutschland mit aufgebaut hatten, hatten es schwer, sich in Deutschland zurechtzufinden. Zwar bemühten sich Ausländerbeauftragte und unzählige Institutionen um die Integration dieser Menschen. Die deutsche Öffentlichkeit hatte aber kein wahres Interesse daran, diesen Menschen die Integration zu erleichtern. Der Staat setzte lieber auf Rückkehrhilfen als auf Integrationsmaßnahmen oder gar auf beschleunigte Einbürgerungen.

³⁵ Vgl. Wolf 2007: 2-3

Wie einst die deutschen Einwanderer, die in Amerika Kolonien bildeten, zogen sich auch die ausländischen Zuzügler in Deutschland von der Mehrheitsgesellschaft zurück und bevorzugten es, sich in den eigenen Gemeinschaften zu integrieren, die Schutz und Zusammenhalt boten.³⁶

Das entscheidende Datum in der Geschichte der Ausländerbeschäftigung und der Ausländerpolitik in Deutschland war das Jahr 1973, das den so genannten Anwerbestop in Deutschland markierte. Die weltweite Strukturkrise, die aufgrund des Ölpreisschocks in die Weltgemeinschaft vorgedrungen war, veranlasste den deutschen Staat bzw. die deutsche Industrie zu diesem Entschluss. Dabei erhoffte man sich eine Rückkehr von Ausländern. In Wirklichkeit aber fand etwas statt, was sich vorher schon angebahnt hatte: die Verlagerung des Lebensmittelpunktes in die Bundesrepublik Deutschland. Die meisten Arbeitsmigranten ließen ihre Familie nachkommen. Mittlerweile gab es z.B. Migrantenkinder, die die Heimatländer ihrer Eltern nur aus dem Fernseher oder aus dem Urlaub kannten. Darüber hinaus wirkte sich die weitweite Krise ja auch auf die Ursprungsländer der Arbeitsmigranten aus, die mittlerweile auch dort als Fremde galten. So hatten sie nur die Alternative, auf Dauer zu gehen oder auf Dauer zu bleiben.³⁷

Seit den achtziger Jahren stieg die Zahl der Arbeitslosen in Deutschland an. Die ausländischen Arbeitnehmer wurden seitdem - zusätzlich zu den üblichen Diskriminierungen - auch als Konkurrenz empfunden. Vor allem die Türken stellten nun für viele Deutsche plötzlich die Inkarnation des Fremden schlechthin dar. Deutsche Parteien und Politiker versuchten in den achtziger und neunziger Jahren mit Begriffen wie Heimat, Überfremdung und Asylmissbrauch, die Fremdenangst für sich zu nutzen. Integration schien auf beiden Seiten nicht vorgesehen. So konnte man auch auf der türkischen Seite von offizieller Stelle hören, dass sie für den Transfer der Arbeitskräfte (bloß) mit kraftvollem Lohn rechneten.³⁸ Dies verdeutlicht die Konzepte der damaligen Zeit, die bis heute wirksam sind. Die Leidtragenden sind die Türken in Deutschland, die in Deutschland „*die Türken*“ genannt werden und in der Türkei bereits als „*Allmanci*“, die Deutschländer gelten. Die zweite Generation kennt die Heimat ihrer Eltern nur aus dem Urlaub. Deutschland ist ihr Zuhause. Auch die Älteren, die Gastarbeiter der früheren Jahre, haben nur noch schwache Verbindungen zu ihrer Heimat.

³⁶ Müller200: 3

³⁷ Vgl. Bade 1994

³⁸ Ebd.

So entsteht ein Problem, mit dessen Folgen die leidtragenden Migranten und wir alle heute sehr viel zu tun haben.

2.5.3 Aussiedler / Spätaussiedler³⁹

Sowohl Aussiedler, als auch Spätaussiedler sind nach Art.116 GG deutsche Staatsangehörige oder deutsche Volksangehörige. Sie hatten ihren Wohnsitz vor dem 8. Mai 1945 in den ehemaligen deutschen Ostgebieten.

Sie suchen in Deutschland ihre kulturelle Heimat und wollen

„als Deutsche unter Deutschen leben“⁴⁰

Aussiedler sind Menschen, deren Familien teilweise seit Generationen in Ostmitteleuropa, Osteuropa, Südosteuropa und Asien gelebt haben und die gemäß dem Bundesvertriebenengesetz bis zum einschließlich 31. Dezember 1992 nach Deutschland eingereist sind.

Spätaussiedler sind deutsche Volkszugehörige, die ab dem 1. Januar 1993 ihr Herkunftsgebiet verlassen haben und die sonstigen Voraussetzungen für den Erwerb des Spätaussiedlerstatus erfüllen. Herkunftsgebiete sind die ehemals unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Ostgebiete, Danzig, Polen, die ehemalige Tschechoslowakei, Estland, Lettland, Litauen, die ehemalige Sowjetunion, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien, Albanien und China.⁴¹

Die Mehrheit der heute einreisenden Spätaussiedlerbewerber kommt aus den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion (insbesondere Russland und Kasachstan).

Spätaussiedlerbewerber müssen grundsätzlich vor dem Verlassen des Herkunftsgebietes im Besitz eines Aufnahmebescheids sein.

Zuständig für die Erteilung des Aufnahmebescheids ist das Bundesverwaltungsamt in Köln. Das Bundesverwaltungsamt darf einen Aufnahmebescheid erst nach der Zustimmung eines Bundeslandes erteilen. In Baden-Württemberg wird diese Zustimmung von den unteren Eingliederungsbehörden erteilt.

³⁹ Bei der Schilderung der geschichtlichen Abläufe stütze ich mich im wesentlichen auf folgende Literatur:

Bade/Oltmer (Hrsg.) 2003; Baur/Chlosta/Krekeler/Wenderott 1999; Eisfeld 1992; Dietz/Hilkes 1992; Dietz 1995; Dietz 1997

⁴⁰ Vgl. Treibel 1999: 32

⁴¹ Siehe auch Bundesvertriebenengesetz (BVFGE): § 1, Abs. 2, Art. 3

Sobald der Spätaussiedlerbewerber den Aufnahmebescheid in Händen hält, kann er bei der zuständigen deutschen Auslandsvertretung das zur Einreise ins Bundesgebiet erforderliche Visum beantragen. Nach Erhalt des Visums kann er dann ins Bundesgebiet einreisen.

In Deutschland werden die Spätaussiedler von der Bundesaufnahmestelle Friedland registriert und aufgenommen. Anschließend werden sie vom Bundesverwaltungsamt nach einem festen Schlüssel auf die einzelnen Bundesländer verteilt. Im Rahmen der Aufnahmequote erfolgt die Verteilung unter Berücksichtigung des Grundsatzes der Familienzusammenführung. In einer Landesaufnahmestelle bleiben die Spätaussiedler im Schnitt zwei Tage.

Sie werden dann mit der Zuteilung auf die einzelnen Stadt- bzw. Landkreise in Übergangwohnheime untergebracht. Hierbei handelt es sich um ein freiwilliges Angebot, d.h., dass sie jederzeit, in der Regel sobald sie eine eigene Wohnung gefunden haben, dort ausziehen können. Die unteren Eingliederungsbehörden übernehmen die vorläufige Unterbringung und die Koordinierung der Eingliederungsmaßnahmen.

Der Spätaussiedlerstatus wird auf Antrag des Spätaussiedlerbewerbers von der unteren Eingliederungsbehörde ausgestellt.

Viele, vor allem junge Spätaussiedler kommen mit falschen oder überzogenen Hoffnungen und Vorstellungen nach Deutschland. Zum Teil mag dies auch auf falsche Versprechungen („*Goldener Westen*“) beruhen. Demzufolge ist das Angstpotential erheblich, wenn festgestellt wird, dass die Erwartungen keineswegs in dem Umfang oder in der Zeit erfüllt werden, die man sich im Herkunftsland vorgestellt hatte.

Mit Beginn der 90er Jahre kommt bei den jungen Spätaussiedlern vor allem auch ein zunehmendes Sprachproblem hinzu. Immer mehr Spätaussiedler, vor allem die der jüngeren Generation sind der deutschen Sprache nicht oder nicht ausreichend mächtig.⁴² Mangelnde Sprachkenntnisse sind aber das Haupthemmnis für rasche und erfolgreiche Integration. Fehlende Sprachkenntnisse und damit stark eingeschränkte Kommunikationsmöglichkeiten führen letztlich dazu, dass man stark unter sich bleibt und sich gegenüber seiner neuen Umwelt abschottet. Abgrenzung und Abschottung wiederum leisten Vorurteile und kritischer Betrachtung durch die deutschen Mitbürger Vorschub. Dazu kommt, dass mangelnde Sprachkenntnisse auch einen qualifizierten

⁴² Vgl. Zimmermann 1999

Schulabschluss und eine qualifizierte Berufsausbildung erschweren, wenn nicht gar verhindern.

Kriminologische Studien und die polizeiliche Praxis weisen darauf hin, dass Spätaussiedler unter 21 Jahren nicht nur große Integrationsprobleme haben, sondern auch in Kriminalitätsbereichen, wie z.B. in der Rauschgiftkriminalität überproportionale Anteile belegen.⁴³

Die Zahl der Drogentoten unter den jungen Aussiedlern hat drastisch zugenommen. Ihr Anteil an den Rauschgiftopfern ist überproportional hoch.

Junge Spätaussiedler gelten als besonders suchtfährdet. Der Großteil hat mit dem biographischen Bruch große Probleme und weist eine auffallend geringe Hemmschwelle gegenüber Suchtmitteln mit weitreichenden Folgen auf.

2.5.4 Bildungsmigranten

Zu den Bildungsmigranten gehören neben den ausländischen Auszubildenden so genannte (Computer)Spezialisten, Lehrbeauftragte u. a. vor allem ausländische Studierende. Sie kommen meist aus gut situierten Familien und kehren nach Beendigung ihres Auftrages bzw. ihres Studiums oder ihrer Ausbildung in ihre Heimatländer zurück.

Die Heimatländer der Bildungsmigranten erhoffen sich, dass diese nach ihrer Rückkehr Verständnis und Kenntnis über die soziale, wirtschaftspolitische und nicht zuletzt kulturelle Strukturen des ehemaligen Gastlandes in ihrem Heimatland verbreiten. Bildungsmigranten werden sowohl von ihren Heimatländern als auch seitens der aufnehmenden Länder als Bereicherung bzw. „*kulturelle Vermittler*“ geschätzt. Ihre kulturelle Prägung wird demzufolge von den Gastländern nicht als Gefahr wahrgenommen, sondern als Innovationsfaktor, der Forschung, Lehre und Kultur bereichern kann. Demnach werden - vor allem ausländische Studierende - zugleich als Ausdruck der internationalen Öffnung der Aufnahmeländer sowie als Motor der Globalisierung oder Europäisierung gesehen.

In der BRD wird zwischen Bildungsinländern (Migranten, die in Deutschland ihre Hochschulzugangsberechtigung erworben haben) und Bildungsausländern (Personen, die zum Zweck der Bildung (Studium, etc.) nach Deutschland einreisen) unterschieden.

⁴³ Vgl. Walter/Grübl 1999

Die größte Gruppe unter den Bildungsausländern stellen die Franzosen, gefolgt von Polen, US-Amerikanern, Spaniern, Chinesen und Italienern.

„Der Studierendenaustausch in Europa wird von der Europäischen Union vor allem aus dem Grund unterstützt, da erhofft wird, dass die zukünftigen europäischen Entscheidungsträger durch den Auslandsaufenthalt diejenigen Kompetenzen erwerben können, die sie befähigen, die europäische Zusammenarbeit auf wirtschaftlicher, wissenschaftlicher und politischer Ebene zu intensivieren. Die Idee eines „*geeinten Europas*“ soll durch das Beispiel der Erasmusstipendiaten verbreitet werden und an Akzeptanz gewinnen. Auf diese Weise soll der Studierendenaustausch in Europa auch die Identifikation der Bürger mit der Europäischen Gemeinschaft vertiefen.“⁴⁴

2.5.5 Menschen mit Migrationshintergrund

Die Begriffe „*Deutsche*“, und „*Ausländer*“ machen über einen möglichen Migrationshintergrund keine genaue Angabe. So sind Spätaussiedler Deutsche, die im Ausland geboren sind und später aussiedeln. Auch gibt es Ausländer, die in Deutschland geboren sind oder zugewandert sind und später eingebürgert wurden. Deshalb wurde der Begriff „*Menschen mit Migrationshintergrund*“ eingeführt, um allen Wanderungsbiographien gerecht zu werden. Ein weiterer Grund, warum der Begriff „*Menschen mit Migrationshintergrund*“ weit verbreitet ist, ist dass Aussiedler und Ausländer, die zum Beispiel als Arbeitsmigranten oder Asylsuchende kamen, ähnliche Probleme und Integrationsschwierigkeiten haben.“⁴⁵

Laut des Mikrozensus 2005 haben 15,3 Millionen, bzw. 19% der Bevölkerung in Deutschland einen Migrationshintergrund (ohne Migrationshintergrund: 67,1 Millionen = 81%).

Nach dem Statistischen Bundesamt gehören folgende Personen zu den Menschen mit Migrationshintergrund:

1. Ausländer

1.1 Zugewanderte Ausländer

- Ausländer der 1. Generation

⁴⁴ Vgl. Gür 2006: 3-4

⁴⁵ Vgl. Oswald 2007: 84

1.2 In Deutschland geborene Ausländer

- Ausländer der 2. und 3. Generation

2. Deutsche mit Migrationshintergrund

2.1 Zugewanderte Deutsche mit Migrationshintergrund

- Spätaussiedler
- Eingebürgerte zugewanderte Ausländer

2.2 Nicht zugewanderte Deutsche mit Migrationshintergrund

- Eingebürgerte nicht zugewanderte Ausländer
- Kinder zugewanderter Spätaussiedler
- Kinder zugewanderter oder in Deutschland geborener eingebürgerter ausländischer Eltern
- Kinder ausländischer Eltern, die bei der Geburt zusätzlich die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten haben (ius soli)
- Kinder mit einseitigem Migrationshintergrund, bei denen nur ein Elternteil Migrant oder in Deutschland geborener Eingebürgerter oder Ausländer ist.

Diese Gliederung erfolgt nach Staatsangehörigkeit und Geburtsland. Zusätzlich wird zwischen „Zugewanderten mit eigener Migrationserfahrung“ und nicht Zugewanderten „ohne eigene Migrationserfahrung“ unterschieden. Personen mit Migrationshintergrund schließen somit Ausländer ein und umfassen zugleich bestimmte Teile der Bevölkerung mit deutscher Staatsangehörigkeit.⁴⁶

2.6 Kirchenasyl

„Unter den Geboten Gottes gibt es wenige, die dem Schutzgebot gegenüber Fremden und Flüchtlingen an Gewicht und Eindeutigkeit gleichkommen. Die Fremden stehen unter dem unbedingten Schutz Gottes.“⁴⁷

Nach der Grundgesetzänderung im Jahre 1993 führte die restriktive Praxis des Bundesamtes und vieler Gerichte zu einem Ansteigen der Fälle von „Kirchenasyl“. Kirchenasyl setzt vor allem dann ein, wenn auf der Verwaltungsebene oder auf dem Rechtsweg keine angemessene Entscheidung getroffen wurde. Es gewährt Zuflucht in kirchlichen Räumen (Kirchen, eventuell Gemeindehäuser). Kirchenasyl schützt allerdings nicht vor einer rechtskräftigen Abschiebung.⁴⁸ Mit Kirchenasyl ist also nicht ein dem staatlichen Asyl vergleichbares Rechtsinstitut, sondern eine Beistandshandlung christlicher Gemeinden gemeint.

⁴⁶ Vgl. Migrationsbericht 2006: 157

⁴⁷ Zitat aus: „...und der Fremdling, der in deinen Toren ist“ In: URL: <http://www.ekd.de/EKD-Texte/migration/welcome.html>

Das Engagement von Christen und Gemeinden, die sich durch „*Kirchenasyl*“ einer drohenden Abschiebung in den Weg stellen, richtet sich in erster Linie an Einzelmaßnahmen. Ihre Beistands- und Schutzgewährung ist dabei als „*ultima ratio*“, das heißt als letztes zur Verfügung stehendes Mittel zur Abwendung einer akuten Gefahr für Leib und Leben eines von Abschiebung bedrohten Flüchtlings zu verstehen.

„Unter dem schillernden Begriff (nach kirchlichem Recht gibt es kein institutionalisiertes eigenes Asyl) werden Fälle der Schutzgewährung durch Kirchengemeinden, durch kirchliche Gruppen, aber auch durch Asylinitiativen und Individuen zusammengefasst, wenn eine Gewissensüberzeugung das Handeln leitet. Kirchenasyl ist ein Akt des zivilen Ungehorsams, der seine Rechtfertigung aus einer Gewissens- oder Glaubensentscheidung ableitet. Der Staat bestreitet ein solches individuelles Recht auf Schutzgewährung und hält das Handeln für strafbar. Die Meinung, Kirchenasyl finde auch seine staatliche Rechtfertigung in der Freiheit des Gewissens oder Religionsausübung und einer Nothilfe für den Schutz des Lebens und der körperlichen Unversehrtheit, ist bislang eine Mindermeinung geblieben. Wer es also unternimmt (als Gemeinde oder als Einzelner), Flüchtlinge vor der Abschiebung zu verstecken und dem staatlichen Zugriff zu entziehen, macht sich strafbar. Er kann bestenfalls auf eine milde Strafe hoffen. Schon hieraus ergibt sich, dass Kirchenasyl das letzte eingesetzte Mittel sein kann.

Vorher sind alle staatlichen, nicht nur rechtlichen, Wege mit Fantasie und Zähigkeit zu beschreiten. Gemeinden, die Kirchenasyl gewähren, müssen auch eine klare, illusionslose Zielvorstellung haben. Illusionär wäre es, darauf zu hoffen, den Staat durch Kirchenasyl zur Asylgewährung zwingen zu können. Realistisch ist allenfalls, dem Flüchtling Zeit für eine geordnete Ausreise zu verschaffen, Zeit für die Durchführung eines Asylfolgeverfahrens oder die Organisation einer anderweitigen Lösung. Mehr kann Kirchenasyl zumeist nicht leisten.“⁴⁹

Mit wenigen Ausnahmen konnten für fast alle Aufgenommenen in teilweise sehr schwierigen Verhandlungen mit Behörden und Landesregierungen Lösungen gefunden werden. Wo dies nötig war, haben Synode, Kirchenleitung, Konsistorium und Diakonisches Werk die Gemeinden unterstützt. Inzwischen ist auch eine ökumenische Zusammenarbeit daraus erwachsen. In Gesellschaft und Politik, teilweise auch innerhalb der Kirche, ist die Frage solchen „*Kirchenasyls*“ umstritten.

⁴⁸ Vgl. Broschüre des Diakonischen Werkes Württemberg 1998

⁴⁹ Vgl. <http://www.proasyl.de/lit/leitfad/k.htm>

2.6.1 Zur Entstehung des Kirchenasyls

Jahrelang hatte die Asyllobby sich gegen die Abschaffung bzw. Einschränkung des Art. 16 GG zur Wehr gesetzt und alle Kräfte in diesem Kampf mobilisiert. Dann kam die Niederlage, als im Mai 1993 mit einer Zweidrittelmehrheit im Bundestag dieser Art. 16 in den Grundzügen verändert wurde. Die Neuregelung des Asylrechts hat dazu geführt, dass Flüchtlinge von Ausweisung und Abschiebung bedroht wurden, obwohl viele von ihnen bei einer Rückkehr in ihr Herkunftsland um Leib und Leben fürchten müssen. Nicht mehr die tatsächliche Gefährdung der Asylsuchenden, sondern die Ermittlung ihres Fluchtweges stand im Zentrum der Mehrheit der Asylverfahren. So konnte es trotz möglicher Gefährdung zur Ablehnung eines Asylgesuchs wie auch eines Abschiebungsschutzes kommen. Das hat eine große Welle von Resignation in der Flüchtlingslobby ausgelöst. Viele zogen sich zurück, Flüchtlingsräte und Asylarbeitskreise schmolzen dahin, der Protest verstummte, das Asylthema verschwand nahezu aus der öffentlichen Debatte. In dieser Situation meldete sich die Kirchenasylbewegung zu Wort, begann sich zu organisieren, zu vernetzen, arbeitete in Gemeinden, um Grundsatzbeschlüsse für Kirchenasyle herbeizuführen, erhob öffentlich die Stimme. Rat und Synode der EKD haben ihre Besorgnis um den Bestand des Grundrechts politisch Verfolgter auf Asyl dargelegt und einen Bericht *„Zur Praxis des Asylverfahrens und des Schutzes vor Abschiebung“*⁵⁰ verabschiedet, der die Mängel des geltenden Asylrechts und -verfahrens aufzeigt. Der Caritasverband der katholischen Kirche kam in einem eigenen Bericht im Wesentlichen zu den gleichen Schlussfolgerungen. Somit trat die Evangelische Kirche in Kooperation mit den anderen Kirchen und insbesondere mit der katholischen Kirche für Veränderungen und Verbesserungen des Flüchtlingsschutzes ein. Beistand für einzelne Menschen und Bemühungen um generelle Lösungen gehörten dabei zusammen.

Die Kirchenasylbewegung bekam Fernsehauftritte, gute Einzelbeispiele von Kirchenasyl konnten dort platziert werden und es konnte erklärt werden, welche Gefahren Flüchtlingen im Falle einer Abschiebung drohten. Im Juli 1994 wurde vom Forsa-Institut eine Meinungsumfrage zum Kirchenasyl veranstaltet, in der sich sage und schreibe 62 % der Deutschen für das Kirchenasyl aussprachen.⁵¹

⁵⁰ Vgl. <http://www.ekd.de/EKD-Texte/44651.html>

⁵¹ Vgl. Broschüre des Diakonischen Werkes 1998

Bemerkenswert ist, dass zum Zeitpunkt dieser großen öffentlichen Diskussion insgesamt zwanzig Kirchenasyle bundesweit gewählt wurden. Etwa 60 Flüchtlinge wurden dadurch geschützt - gegenüber 35.000 Abschiebungen im gleichen Jahr. Die Gewährung dieser 20 Kirchenasyle trugen dazu bei, dass die totgeglaubte kritische Diskussion über unser Asylrecht wieder aufgelebt wurde. Und auch die breitere Asyllobby fasste wieder Mut. Es war nicht alles aus. Die Kirchenasylbewegung hatte gezeigt, dass selbst in jenen schlechten Zeiten immer noch etwas zu machen war.

2.6.2 Unter welchen Voraussetzungen kann Kirchenasyl gewährleistet werden?⁵²

Das Kirchenasyl muss verbunden sein mit konkreten Zielen: Zum Beispiel erneute Überprüfung des Einzelfalls; Asyl- Folgeantrag; Gutachten über Folterung bzw. Traumatisierung; Therapie; Weiterwanderung in ein Drittland; freiwillige Rückkehr. Die betroffene Familie oder Einzelperson, der Kirchenasyl gewährt wird, muss vertrauenswürdig, belastbar und kooperativ sein. Wenn Flüchtlinge in der Bundesrepublik politische Ziele verfolgen, müssen sie sich verpflichten, diese gewaltfrei zu vertreten. Der Kirchengemeinderat muss die Überzeugung gewinnen, dass den Hilfesuchenden trotz negativem Ausgang der staatlichen Verfahren geholfen werden muss. Um zu dieser Überzeugung zu gelangen, sollten die Flüchtlinge ausführlich nach der Geschichte ihres Verfahrens befragt werden. Zu den Rechtsanwälten, Beratungsstellen und Unterstützern, die sich bisher um die Flüchtlinge gekümmert haben, sollte sofort Kontakt aufgenommen werden. Im Kontakt mit einer Beratungsstelle und einem Rechtsanwalt sollte geprüft werden, ob die angedrohte Abschiebung die Gefahr einer Verletzung von Menschenrechten und Menschenwürde bietet und ob unter Umständen eine Aufnahme der Hilfesuchenden nötig ist. Vor einer Aufnahme durch die Kirchengemeinde sollte geprüft werden, ob weitere Rechtsmittel eingelegt werden können und ob gegebenenfalls andere Initiativen zum Ziel führen können: z.B. Fürbitten, Mahnwachen, Gespräche mit Behörden, Politikern oder einflussreichen Persönlichkeiten, Petitionen.

Es sollte geprüft werden, ob die Fakten und Argumente ausreichen, um in der Öffentlichkeit Verständnis und Unterstützung für die Aufnahme der Hilfesuchenden in das Kirchenasyl zu gewinnen. Weitere Informationen können z.B. bei kirchlichen Partnern, dem Hohen Flüchtlingskommissariat der Vereinten Nationen, bei amnesty international oder der Gesellschaft für bedrohte Völker eingeholt werden. Eine

⁵² Ebd.

Beistands- und Schutzgewährung kommt nur dann in Frage, wenn der Schutzsuchende sich selbst mit der Bitte um Hilfe an Amtsträger oder andere Mitglieder der Kirche wendet. Weder den Flüchtlingen noch den verantwortlichen Gemeinden darf ein Kirchenasyl aufgenötigt werden. Schließlich hat sowohl der Schutzsuchende als auch der Schutzgewährende jeweils die Letztverantwortung für das eigene Handeln.

Kirchenasyl ist längerfristig kein geeignetes Mittel, um Mängel im geltenden Flüchtlingsrecht auszugleichen. Letztlich muss alles daran gesetzt werden, politische und gesetzliche Lösungen zur Verbesserung des staatlichen Flüchtlingsschutzes anzustreben.

2.7 Deutsche Migrationspolitik

Statusbestimmung und Problemindikation

Seit Beginn des 17. Jahrhunderts beschäftigen sich die Sozialwissenschaften mit dem Thema Migration und seiner Bedeutung als einen Faktor im sozialen Wandel. Bereits in diesem Jahrhundert wurden die ersten historischen Erkenntnisse über allgemeine Folgeerscheinungen und Leiden (Psychologie) im Zusammenhang von Migration gewonnen. Die medizingeschichtlich früheste Beschreibung der Migration (Heimweh) geht aus der Dissertation des Basler Johannes Hofer aus dem Jahre 1688 hervor.

In Deutschland konzentrierte sich die wissenschaftliche Debatte erst seit Mitte der 50er Jahren auf die Forschung der Migrationsbewegungen der sog. Arbeitsmigranten. Spätestens nachdem es nach dem sogenannten Anwerbestopp (1973) klar geworden war, dass Deutschland zwar als kein klassisches Einwanderungsland, wie die USA, Kanada, und der gleichen in Betracht gezogen werden kann, aber sehr wohl als eine Einwanderungsgesellschaft⁵³ strebte vor allem die politische Debatte einerseits danach, die nun in Deutschland ansässig gewordenen Migranten zu integrieren, andererseits ging es sehr stark darum, weitere Migrationsströme nach Deutschland zu verhindern.

Das angestrebte Ziel einer erheblichen Reduzierung der Zuwanderung und einer Abnahme der ausländischen Bevölkerung wurde allerdings verfehlt, denn für viele da gebliebene Arbeitsmigranten stellte die Rückkehr in ihre Herkunftsländer aufgrund der nun fehlenden Option einer möglichen Wiedereinreise in die Bundesrepublik keine Perspektive dar, vielmehr ließen viele von ihnen nun ihre Familienangehörige

⁵³ Vgl. Heckmann 1981

nachkommen. In dieser Konsolidierungsphase ist auch aus Sicht der Migranten aus einer zunächst vorübergehenden Zuwanderung eine faktische *Einwanderung* geworden.⁵⁴ Im Jahre 1978 wurde der erste Ausländerbeauftragte der Bundesregierung und frühere Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, *Heinz Kühn* (SPD), implementiert. Dieser legte 1979 ein Memorandum vor, in dem er die Anerkennung dieser „*faktischen Einwanderung*“ forderte. Ferner stellte er eine Forderung auf, die bis heute unerfüllt geblieben ist, nämlich: Religionsunterricht für muslimische Kinder im deutschen Regelunterricht.⁵⁵

2.7.1 Migrationsdebatte seit Mitte der 80er Jahre

Deutschlands verheerender Rückschritt in Sachen Asyl

In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre wuchs auch die Zahl der Asylsuchenden und Flüchtlinge. Die Flüchtlingsmigranten, die in die Bundesrepublik kamen, erhofften sich hier ein sicheres, menschenwürdiges Leben. Stattdessen stießen sie auf wachsende Ablehnung und Abwehr. Viele Asylsuchende wurden von vornherein als Wirtschaftsflüchtlinge abgestempelt. Der gesellschaftliche Umbruch durch die Wiedervereinigung verstärkte die sozialen Unsicherheiten, insbesondere in Ostdeutschland. In Rostock konnte sich die Gewalt drei Tage lang ungebremsst aufschaukeln und eskalierte schließlich. Viele Nachbarn klatschten, als Molotowcocktails in ein von Vietnamesen bewohntes Haus flogen.⁵⁶

„Deutschland ist mir persönlich bekannt durch die romantische Melodie von Beethoven. In dieser... ja... ja..., in dieser Melodie empfinde ich eine schwebende Seele; Jäh...uhm, die ich wirklich toll empfinde.

Aber danach jedoch, als ich die Berufsausbildung abgeschlossen habe, ist ja dann diese Situation entstanden, wo der Hass herrscht und danach ähm... habe ich daran gedacht, wo bleibt denn diese schwebende Seele, die widergespiegelt wurde hier in dieser Melodie von Beethoven. Und damals dann bleibt in mir ein Gefühl, ein gemischtes Gefühl von Deutschland“⁵⁷

⁵⁴ Vgl. Yeshurun/Nell 2008: 145

⁵⁵ Vgl. Maier-Braun 2002: 46

⁵⁶ Vgl. auch

http://www.welt.de/politik/deutschland/article1349362/Die_schrecklichen_Tage_von_Rostock.html

⁵⁷ Auszug aus dem Interview mit einem vietnamesischen Hausbewohner. In: Abgrenzungen - Ausländer in Deutschland (VHS-Video) 1999

Im Westen kam es noch schlimmer: In Molligen und Solingen wurden Häuser türkischer Familien in Brand gesetzt. Frauen und Kinder wurden vom Feuer im Schlaf überrascht und verbrannten bei lebendigem Leib.

Am 26. Mai 1993 wurde das Grundgesetz auf Asyl geändert. Der damalige CDU/CSU-Fraktionsvorsitzende *Wolfgang Schäuble* wies im Deutschen Bundestag zugleich darauf hin, dass die Verfassungsänderung für den Erhalt des inneren Friedens wichtig sei, und dass es ohne eine „*Ergänzung*“ des Grundgesetzes eine zureichende Steuerungsmöglichkeit (für die Aufnahme von Asylbewerbern) nicht gebe. Schäuble war der Meinung, dass der grundrechtliche Schutz für politisch Verfolgte in Deutschland zu hoch angesetzt worden war. Um für seine Aussagen Argumente abzuliefern, bezog er sich auf die Genfer Flüchtlingskonvention und meinte, dass man die „*Singularisierung der Bundesrepublik Deutschland*“ beseitigen müsse. Das Niveau der Schutzgewähr müsse an das der internationalen Staatengemeinschaft angepasst werden, so fügte Schäuble hinzu. Dabei verwendete er in seiner Rede den in diesem Zusammenhang gern gebrauchten, aber völlig unangebrachten und der geschichtlichen deutschen Verantwortung nicht gerecht werdenden Satz:

„dass auch in der Asylpolitik am deutschen Wesen die Welt nicht genesen sollte.“⁵⁸

Am 1. Juli 1993 trat das neue Asylrecht in Kraft. Mit einer Zweidrittelmehrheit des Bundestages wurde dazu die Verfassung geändert und mit einfacher Mehrheit wurden Begleitgesetze verabschiedet. Dabei handelte es sich um die „*Novellierung des Ausländer- und Asylverfahrensgesetzes*“ und um die Schaffung eines neuen Gesetzes, das am 1. November 1993 in Kraft trat und seither die sozialen Leistungen für Asylbewerber regelt bzw. stark kürzt.

Die Einschränkung des Grundrechts auf Asyl durch den neuen Artikel 16a stellte eine weitgehende Aufkündigung des Status von Flüchtlingen als Rechtssubjekte dar, die künftig wieder stärker Objekte des Staates werden sollten.

Seit dem Inkrafttreten des „*Asylkompromisses*“ hat nur noch eine Chance auf Asyl, wer direkt mit dem Flugzeug einreist. Alle, die über Nachbarländer die Grenze überschreiten, kommen aus Staaten, in denen nicht verfolgt wird. Wer es trotz allem geschafft hat, wird in Container-Lagern untergebracht und muss dort warten, bis über

⁵⁸ Vgl. Leuninger 1999 In: http://www.leuninger-herbert.de/herbert/archiv/asyl/98_weed.htm

ihn entschieden wird. Die wenigsten werden anerkannt. Einige dürfen als Bürgerkriegsflüchtlinge nach UNO bleiben. Die meisten werden abgeschoben.

„Art. 16 a II schließt aus dem dem Wortlaut nach erhaltenen Grundrechtsschutz des Art. 16 a I alle Flüchtlinge aus, die auf dem Landwege über ein Nachbarland einreisen. Sie werden zu „sicheren Drittländern“ erklärt, in denen ein politischer Flüchtling per Definitionen ausreichenden Schutz genießt. Reguläre Chancen auf ein Verfahren hat nur noch, wer über See oder auf dem Luftweg in die Bundesrepublik kommt oder im Rahmen des Schengener-Zusatzabkommens unter die Zuständigkeit der Bundesrepublik fällt. Dabei darf er den Boden eines sicheren Drittlandes nicht berührt haben. So genannte sichere Drittstaaten sind alle EU-Staaten, die skandinavischen Länder, Österreich, die Schweiz, Polen und die Tschechische Republik“.⁵⁹

Das Bundesverfassungsgericht verkündete am 14. Mai 1996 seine lange erwarteten Grundsatzurteile zum neuen Asylrecht und erklärte das neue Asylrecht als „*verfassungskonform*“.

Der Zweite Senat stellte des weiteren fest, dass die Neuregelung sich innerhalb der Grenzen der Unabänderlichkeitsgarantie des Art. 79 Abs. 3 GG halte. Somit stünden auch Grundrechte des verfassungsändernden Gesetzgebers zur Disposition, der dem Bundesverfassungsgericht den Maßstab vorgebe. Nach der Verfassung gehöre das Asylgrundrecht nicht zum Gewährleistungsinhalt des Art. 1 Abs. 1 GG (Achtung und Schutz der Menschenwürde).

Demnach war das Bundesverfassungsgericht der Meinung, dass der verfassungsändernde Gesetzgeber nicht gehindert sei, das Asylgrundrecht als solches aufzuheben.

Daraus ergab sich für das Gericht die Möglichkeit, sich bei folgenden Änderungen innerhalb der Grenzen einer zulässigen Verfassungsänderung zu bewegen: Die Regelungen des Art. 16a GG über den persönlichen Geltungsbereich des Grundrechts zurückzunehmen, den verfahrensbezogenen Gewährleistungsinhalt zu beschränken und die Rechtsschutzgarantie des Art. 19 umzugestalten.

Sowohl für das Bundesverfassungsgericht als auch für den Bundestag stand das politische Ziel einer innereuropäischen Lastenverteilung im Vordergrund. Dies führte zu einer Legitimierung der rigoros umgesetzten Rechtsverschlechterungen.

⁵⁹ Vgl. Leuninger 1999 In: http://www.leuninger-herbert.de/herbert/archiv/asyl/99_Asylrecht_in_Europa.htm#_Toc47483094

Der Rechtsexperte *Victor Pfaff* formulierte es in einer Stellungnahme zu den Asyl-Grundsatzurteilen des Bundesverfassungsgerichtes vom 14.5.1996 so:

„Der Gesetzgeber hat das Asylrecht und die Flüchtlingsaufnahme von Rechts wegen so gut wie beseitigt. Er will tabula rasa machen und ist zur Flüchtlingsaufnahme erst im Rahmen einer gesamteuropäischen Regelung und Lastenverteilung bereit; inzwischen darf auf den Einzelfall keine Rücksicht genommen werden. Die Last, Flüchtlinge aufzunehmen, wird solange abgewälzt, bis sie planmäßig verteilt werden kann“.⁶⁰

Ebenso *Herbert Leuninger*, der Asylrechtsexperte äußerte sich kritisch zu den Maßnahmen, die es Flüchtlingen erheblich erschweren einen Asylantrag zu stellen:

„Während die menschenrechtlichen Ansprüche quantitativ und qualitativ wachsen, haben die Menschen es im Asylbereich also mit einer gegenläufigen Entwicklung zu tun. So gibt es starke Tendenzen, die Rechtslage für Flüchtlinge national und international zu verschlechtern und mehr denn je einzuschränken, indem die vorhandenen Rechtsinstrumente restriktiver ausgelegt werden. Um den hohen Anforderungen der Menschenrechte bei der Aufnahme von Flüchtlingen quantitativ und qualitativ zu entgegen, werden Maßnahmen getroffen, die die Zuflucht von Menschen bereits an der Grenze verhindern.“⁶¹

2.7.2 Die Zuwanderungsdiskussion von 1998 bis 2002

Ist Deutschland ein Einwanderungsland?

Ende des 20. Jahrhunderts ist rein faktisch die Frage, ob Deutschland ein Einwanderungsland ist, mit ja beantwortet. Dennoch blieb die Frage politisch immer noch umstritten.

„Deutschland und Bayern sind kein Einwanderungsland“⁶²,

lautet die Überschrift des ausländerpolitischen Teils des Wahlprogramms der CSU im Jahre 1998.

Durch diesen Satz wurde 1998 die Diskussion um die Zuwanderung nach Deutschland eröffnet. Diese Diskussion soll im folgenden in 4 Phasen unterteilt dargestellt werden:

⁶⁰ Vgl. Pfaff zitiert in: Leuninger, H. 1999 In: http://www.leuninger-herbert.de/herbert/archiv/asyl/98_weed.htm

⁶¹ Vgl. Leuninger 1999 In: <http://www.proasyl.de/texte/hl/menschenr-eu.htm#ein>

⁶² Christlich Soziale Union (1998): Offensiv ins neue Jahrhundert. Mit Bayern gewinnt Deutschland. Entschließung des CDU-Parteiausschusses v. 22.05.1998. Ingolstadt zit. in Hell 2005: 77

- 1. Phase:** Nichteinwanderungsland Deutschland
- 2. Phase:** Anerkennung der Zuwanderung
- 3. Phase:** Zuwanderung als ökonomische Notwendigkeit
- 4. Phase:** Steuerung der Zuwanderung

1. Phase

Bis 1973 galt Deutschland als Nichteinwanderungsland. Erst ab diesem Zeitpunkt wurden die in Deutschland beschäftigten Arbeitnehmer nicht nur als „*Gastarbeiter*“ gesehen, sondern man stellte sich die Frage, ob es sich hier nicht um mehr als nur Gäste auf Zeit handelte.

Im Jahr **1972** hieß es noch:

„Nach den bisherigen Erfahrungen sieht der ausländische Arbeitnehmer seine Tätigkeit in der BRD in der Regel als zeitlich begrenzt an.“⁶³

1973 hieß es dann in der von der Bundesregierung verabschiedeten Leitlinien zur Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer:

„Kein legal beschäftigter Ausländer soll gezwungen werden, in sein Heimatland zurückzukehren (kein Zwangsrotationsprinzip). Die Bundesrepublik Deutschland betrachtet sich aber auch nicht als Einwanderungsland.“⁶⁴

Der Anwerbestopp 1973 bedeutete für viele ausländische Arbeitnehmer sich für eine endgültige Rückkehr in ihr Heimatland, oder für einen Daueraufenthalt in der BRD zu entscheiden, da eine Rückkehr nach Deutschland bei einer Ausreise nicht mehr möglich war. Somit hatte dies auch eine Veränderung der damaligen Ausländerpolitik zur Folge. Hierzu zwei gegensätzliche Stellungnahmen zur Frage nach der Einwanderung (in den späten 70ern):⁶⁵

„Die Bundesrepublik Deutschland ist kein Einwanderungsland. Sie versteht sich als ein Aufenthaltsland für Ausländer, die in der Regel nach einem mehr oder weniger langen Aufenthalt aus eigenem Entschluss in ihre Heimat zurückkehren.“⁶⁶

⁶³ Koordinierungskreis und Länderausschuss „Ausländische Arbeitnehmer“ beim Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (1972): Grundsätze zur Eingliederung ausländischer Arbeitnehmer. Bonn, S.1 zit. in Hell 2005: 79

⁶⁴ Leitlinien zur Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer (1973): In: Weidenhörner, W.: Aktionsprogramm zur Ausländerbeschäftigung. In: Bundesarbeitsblatt, 7/8, S.351 zit. in Hell 2005: 79

⁶⁵ Vgl. Hell 2005: 80

⁶⁶ Bund-Länder-Kommission zur Fortentwicklung einer umfassenden Konzeption der Ausländerbeschäftigung (1977): Vorschläge. Bonn, S. 3 zit. in Hell 2005: 80

„Die künftige Politik gegenüber den heute in der Bundesrepublik lebenden ausländischen Arbeitnehmern und ihren Familien muss davon ausgehen, dass hier eine nicht mehr umkehrbare Entwicklung eingetreten ist und die Mehrzahl der Betroffenen nicht mehr ‚Gastarbeiter‘ sondern Einwanderer sind.“⁶⁷

Eigentlich sollte ja mit dem Einwanderungsdiskurs, die Frage nach dem richtigen Umgang mit den in Deutschland ansässigen „*Ausländern*“ beantwortet werden. Das heißt, dass die Konzepte Integration oder Rückkehrförderung als Alternativkonzepte angesehen wurde. Aufgrund der zweiten Ölkrise Anfang der 80er Jahre und der damit verbundenen wirtschaftlichen Rezession (Arbeitslosigkeit) bildete sich in Deutschland jedoch ein Meinungsbild heraus, dass die in Deutschland lebenden „*Ausländer*“ in ihre Heimat zurückkehren sollten. Dies beeinflusste ebenso die Politik. Im November 1981 erklärt dann die sozialliberale Regierung Helmut Schmidt, dass es darüber Einigkeit bestehe,

„dass die Bundesregierung Deutschland kein Einwanderungsland ist und auch nicht werden soll.“⁶⁸

Das Leitmotiv vom Nichteinwanderungsland etabliert sich und lässt sich bis in die späten 90er Jahre als Grundprinzip bundesdeutscher Ausländerpolitik identifizieren. Z.B. *Helmut Kohl* (1991):

„Die Bundesrepublik ist kein Einwanderungsland.“⁶⁹

2. Phase

Der Regierungswechsel 1998 durch rot-grün (Schröder-Fischer) lieferte einen Bruch in der ausländer- und zuwanderungspolitischen Diskussion, der vor allem durch die Anerkennung der bereits erfolgten Zuwanderung charakterisiert war:

„Wir erkennen an, dass ein unumkehrbarer Zuwanderungsprozess in der Vergangenheit stattgefunden hat.“⁷⁰

⁶⁷ Kühn, H. (1979): Stand und Weiterentwicklung der Integration der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familien in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn, S. 15 zit. in Hell 2005: 80

⁶⁸ Bundesministerium des Inneren (Hrsg.) (1998): Ausländer- und Asylpolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn, S. 10. zit. in Hell 2005: 81

⁶⁹ Kohl, H. (1991): Regierungserklärung v. 30.01.1991, BT-Plenarprotokoll 12/5, S. 84 zit. nach Hell 2005: 81

⁷⁰ Bündnis 90/Die Grünen/Sozialdemokratische Partei Deutschlands (1998): Aufbruch und Erneuerung. Deutschlands Weg ins 21. Jahrhunderts. Koalitionsvereinbarung zwischen der Sozialdemokratischen Partei Deutschland und Bündnis 90/Die Grünen. Bonn, IX zit. in Hell 2005: 95

Die Behauptung vom Nichteinwanderungsland Deutschland wurde mit dieser Feststellung endgültig aufgegeben. Dieser neue Grundsatz wird von Bundeskanzler Gerhard Schröder in seiner Regierungserklärung bekräftigt:

„Die Realität lehrt uns, dass Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten eine unumkehrbare Zuwanderung erfahren hat. Den Zuwanderern, die bei uns arbeiten, sich legal in Deutschland aufhalten, Steuern zahlen und sich an die Gesetze halten, ist viel zu lange gesagt worden, sie seien bloß Gäste. Dabei sind sie real längst Mitarbeiter und Mitbürger geworden.“⁷¹

Angestrebt wurde eine Reform der deutschen Staatsangehörigkeit, welche zum einen die Annahme zu doppelter Staatsbürgerschaften und zum anderen die Einführung der Verleihung der deutschen Staatsbürgerschaft an alle in Deutschland geborenen Kinder hier sesshafter ausländischer Eltern beinhalten sollte. Diese Reformplanung gab den Anstoß für die Überlegung zur Ausarbeitung einer deutschen Zuwanderungsregelung (Rat für Migration). Jedoch gab es viele Negativstimmen hierzu:⁷²

„Die Grenze der Belastbarkeit Deutschlands durch Zuwanderung ist überschritten. ...Deshalb gelte es, die Zuwanderung zu begrenzen; ein Einwanderungsgesetz zum damaligen Zeitpunkt dagegen sei ‚keine Frage, die aktuelle Bedeutung hat.‘“⁷³

Schröder bestärkte die Aussagen seines Ministers in dem er sagte, dass

„zusätzliche Zuwanderung nach Deutschland nicht verkraftbar ist.“⁷⁴

Die CSU brachte zur Verhinderung des Vorstoßes eines Einwanderungsgesetzes einen Antrag auf „*Entschließung zur Begrenzung der Zuwanderung*“ in den Bundesrat ein. Die CDU dagegen führte eine Unterschriftenkampagne im Rahmen der hessischen Landtagswahlen durch, um ihre Ablehnung gegenüber der Hinnahme der doppelten Staatsbürgerschaft zum Ausdruck zu bringen. Mit Erfolg. Rund 5 Millionen Unterschriften wurden gesammelt. Nach diesem Stimmungsbild der Bevölkerung wurde der Reformentwurf insofern verändert, dass die Annahme der doppelten

⁷¹ Schröder, G. (1998): Regierungserklärung v. 10.11.1998. BT-Plenarprotokoll 14/3, S. 60 zit. in Hell 2005: 95

⁷² Vgl. Hell 2005: 95-97

⁷³ „Der Rechtsextremismus ist die größte Gefahr“ (1998): Interview mit Otto Schily. In: Tagesspiegel v. 15.11.1998, S. 4 zit. in Hell 2005: 97

⁷⁴ „Da kommt mir gleich die Galle hoch“ (1998): Interview mit Gerhard Schröder. In: Die Woche v. 26.11.1998, S. 11 zit. in Hell 2005: 97

Staatsangehörigkeiten auf junge Erwachsene unter 23 Jahren beschränkt wurde, und sie sich danach für eine Staatsangehörigkeit entscheiden müssen.⁷⁵ Der Schock über den Erfolg der CDU-Unterschriftenkampagne und die Schlappe bei der Hessenwahl saß vor allem bei den Grünen so tief, dass sie seither äußert zurückhaltend ausländerpolitische Themen aufgreifen.

„Mehr Rechte für Ausländer sind gesellschaftlich nicht durchsetzbar“⁷⁶,

merkte ein grüner Politiker resigniert an.

„Nach der Verabschiedung der Reform des Staatsangehörigkeitsrechts war die Hochkonjunktur ausländerpolitischer Debatten zunächst beendet.“⁷⁷

3. Phase

Den Anstoß für eine wiederaufblühende Zuwanderungsdiskussion gab Bundeskanzler Gerhard Schröder bei der Eröffnungsrede der Computermesse in Hannover, bei der er den Mangel an qualifizierten Spitzenkräften in Bezug auf die boomende IT-Branche ansprach und seine Bereitschaft äußerte, ausländische Fachkräfte anzuwerben:

„Wir sind bereit jene Card zu geben, die in Amerika ‚Green‘ heißt, bei uns würde sie ‚Red-Green‘ heißen.“⁷⁸

Die SPD, die Grünen und die FDP stimmten größtenteils der Einführung der „Green-Card“ zu, wobei die Wirtschaftsverbände, Grüne und die FDP diese nicht nur auf die IT-Branche beschränken wollten, sondern mit der Initiative einen Anstoß für eine umfassendere Zuwanderungsregelung beabsichtigten.

Die SPD sprach sich dagegen aus und erwähnte als Folge einer zur liberalen Green-Card-Regelung die

„Vernachlässigung der Ausbildung von qualifiziertem einheimischem Nachwuchs.“⁷⁹

Unionsparteien (CSU/CDU) lehnten die Initiative zunächst grundsätzlich ab. Der bayrische Innenminister *Günther Beckstein* warnte sogar vor einer bevorstehenden

⁷⁵ Vgl. Hell 2005: 97-98

⁷⁶ Raschke, J. 2001: Die Zukunft der Grünen. Frankfurt, S 263 zit. in Hell 2005: 98

⁷⁷ Hell 2005: 98f.

⁷⁸ Schröder, G. (2000): Rede bei der Eröffnungsfeier der Cebit 2000 v. 23.02.2000. Hannover. In: <http://www.bundeskanzler.de/Reden-.7715.6395/a.html>, Stand zit. in Hell 2005: 115

⁷⁹ Hell 2005: 116

Dauereinwanderung, die angesichts hoher Arbeitslosenzahlen unverantwortlich sei.⁸⁰ Dennoch wurde im Jahr 2000 die „*Verordnung über Aufenthaltserlaubnisse für hochqualifizierte ausländische Fachkräfte der Informations- und Kommunikationstechnologie*“ vom Bundesministerium erlassen. Daraufhin rückte in der politischen Diskussion der Aspekt eines deutschen Zuwanderungsgesetzes zunehmend in den Mittelpunkt.⁸¹

„Wir müssen uns über die Bedingungen der Zuwanderung klar werden und wir müssen sie verbindlich regeln.“⁸²

Die Bundesregierung, wie auch die CDU beschlossen daraufhin, Kommissionen zu diesem Thema einzuberufen. Die verschiedenen Parteien veröffentlichten nacheinander ihre Entwürfe zur gesetzlichen Regelung der Einwanderung. Da diese jedoch nicht zu einem gemeinsamen Nenner fanden, wurde der Gesetzesentwurf vom Bundesministerium des Inneren in die Hand genommen. Am 3. August 2001 wurde der erste Gesetzesentwurf des Zuwanderungsgesetzes durch Innenminister *Schily* präsentiert. Damit wurde die inhaltliche Diskussion um ein deutsches Einwanderungsgesetz beendet. Die politische Verhandlungsphase begann hiermit jedoch.⁸³

4. Phase

Die einwanderungspolitische Debatten und Verhandlungen über das Gesetzesvorhaben wurden durch die Terroranschläge auf das World Trade Center gestoppt.

Die Ereignisse vom 11. September 2001 hatten zur Folge, dass das Thema Terrorismus und somit der Umgang mit den Ausländern in der deutschen Ausländerpolitik zu einem der wichtigen Themen wurde:

„Die Erkenntnis, dass die Attentäter von New York und Washington ihre Anschläge auch in Deutschland vorbereitet und hier ihre Basis und ihren Ruheraum gefunden haben, ist erschütternd und fordert eindeutige Konsequenzen“.⁸⁴

⁸⁰ „Beckstein warnt vor Dauereinwanderung“ (2000): In: Süddeutsche Zeitung v. 26.02.2000, S. 1 zit. nach Hell 2005: 116

⁸¹ Vgl. Hell 2005: 116-117

⁸² Rau, J. (2004): Ohne Angst und ohne Träumereien. Gemeinsam in Deutschland leben. Berliner Rede im Haus der Kulturen der Welt. v. 12.05.2000. In: http://www.bundespräsident.de/top/dokumente/Rede/ix_11961.html. zit. in Hell 2005: 117

⁸³ Vgl. Hell 2005: 117-118

⁸⁴ Stoiber, E. (2001): Ja zur wehrhafter Demokratie und Leitkultur. Regierungserklärung des Bayerischen Ministerpräsidenten v. 09.10.2001. In: <http://www.csu-landtag.de/htmllexport/2493.html>. zit. in Hell 2005: 142

Reaktionen, dass es nun mehr Steuerung und weniger Zuwanderung geben müsse, machten sich breit, und verhiessen nichts Gutes für das geplante Zuwanderungsgesetz. Die Verhandlungen wurden verschoben. Bundesminister *Schily* wollte dennoch zu einer baldigen Verabschiedung des Gesetzes gelangen:

„Wenn wir zu einer Regelung kommen, wird sich die Sicherheitslage nicht verschlechtern, sondern verbessern.“⁸⁵

Als sich die Bundesregierung über den Gesetzesentwurf einig war, wurde dieser den Unionsparteien vorgelegt, die mit diversen Änderungsanträgen reagierten. Vor der Abstimmung im Bundestag wurden einige Kernforderungen der CDU und CSU durch die Bundesregierung geändert (Senkung des Nachzugsalters für Kinder auf 12 Jahre, Abhängigkeit der Aufnahme von Arbeitskräften von der Arbeitsmarktlage). Dennoch stimmten die Unionsparteien bei der Abstimmung im Bundestag (März 2002) gegen das Gesetz, während dieses durch die Mehrheit der SPD und der Grünen beschlossen wurde. Im Juni 2002 wurde das Zuwanderungsgesetz letztendlich durch Bundespräsident *Rau* unterschrieben und verabschiedet, obwohl die Abstimmung des Bundesrats nicht eindeutig ausfiel. Die Unionsparteien reichten daraufhin eine Klage vor dem Bundesverfassungsgericht ein.⁸⁶

Weiterer Verlauf:⁸⁷

Zwar wurde das Zuwanderungsgesetz im März 2002 verabschiedet, die Zuwanderungsdiskussion war jedoch noch lange nicht abgeschlossen. Das Zuwanderungsgesetz wurde nur zwei Wochen vor seinem In-Kraft-Treten durch das höchste deutsche Gericht gestoppt. Nachdem das Bundesverfassungsgericht von sechs unionsregierten Ländern angerufen worden war, gaben die Verfassungsrichter am 18. Dezember 2002 den Klägern recht und erklärten das bereits durch Bundespräsident *Rau* ausgefertigte Gesetz für verfassungswidrig. Da nun die Ergebnisse der Zuwanderungsdebatte nichtig waren, wurde eine neue Verhandlungsrunde über Zuwanderungsgesetz in Gang gesetzt.

Am 9. Mai 2003 wurde der unveränderte Gesetzesentwurf erneut vom Bundestag verabschiedet (Mehrheit SPD und Grünen). Daraufhin lehnte der Bundesrat das Gesetzesvorhaben am 20. Juni ab und verwies dieses zur weiteren Beratung an den

⁸⁵ „Kabinet verschiebt Entscheidung über Zuwanderungsgesetz“ (2001): In *Süddeutsche Zeitung* v. 15.11.2001, S. 10 zit. nach Hell 2005: 143

⁸⁶ Vgl. Hell 2005: 143-144

⁸⁷ Ebd.: 175-176

parlamentarischen Vermittlungsausschuss. Ebenso bei den neuen Verhandlungen scheiterten die Versuche der Regierung zur Kompromissssuche. Unionsparteien nahmen die Terroranschläge auf mehrere Züge in Madrid zum Anlass und stellten stärker als bereits zuvor Fragen der inneren Sicherheit und Terrorabwehr in den Mittelpunkt der Verhandlungen.

Bundeskanzler Schröder erklärte die Einwanderungspolitik zur „*Chefsache*“ und kündigte an, in einem letzten Versuch der Kompromissssuche mit den Spitzenpolitiker der Union (CSU/CDU) zu verhandeln. Am 25. Mai 2004 kam es tatsächlich dann zu einem Durchbruch. Schröder, Merkel und Stoiber vereinbarten Grundsätze, die Mitte Juni von den Verhandlungsführern Müller (CDU) und *Beckstein* (CSU) und von Bundesinnenminister *Otto Schily* in Gesetzesdetails umgeformt wurden und Zustimmung von den Grünen fanden.

Der endgültigen Fassung des Zuwanderungsgesetzes wurde letztendlich am 1. Juli im Bundestag zugestimmt, am 9. Juli wurde sie im Bundesrat verabschiedet und konnte somit am 1. Januar 2005 in Kraft treten. Seit Juli 2006 gibt es im Einwanderungsland Deutschland den so genannten „*Nationalen Integrationsplan*“⁸⁸ Einzelne Bundesländer haben einen Integrationsplan für ihre Region vorgelegt. Es gibt schon zahlreiche Pläne bzw. Aktivitäten. Flüchtlinge und Spätaussiedler standen bisher leider weniger im Fokus von Bemühungen zur Integration.

2.8 Migration heute

Ausgehend von der Gesamtbevölkerung Deutschlands liegt derzeit der Anteil der Migranten bei ca. 19,3 Prozent. Folglich leben in Deutschland mehr als 15,8 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund. Davon sind mit 7,3 Millionen nur knapp die Hälfte Ausländer, da die anderen 8,5 Millionen mittlerweile eingebürgert wurden.

Fast 62% der nach Deutschland immigrierten Menschen stammen aus Europa. Die wichtigsten Herkunftsländer davon sind die Türkei mit 14,2% der Zugewanderten, Russland mit 9,4%, Polen mit 6,9%, Italien mit 4,2%, Rumänien, Serbien und Montenegro mit jeweils 3%, Bosnien und Herzegowina mit 2,3% und Griechenland mit 2,2%. Die meisten Migranten leben im Süden und im Süd-Westen Deutschlands und in Großstädten (z.B. Berlin). Baden-Württemberg hat mit 11% den höchsten

⁸⁸ Dieser Plan stellte die Integrationspolitik in Deutschland auf eine neue Grundlage. Alle staatlichen Ebenen - Bund, Länder und Kommunen, sowie Vertreter der Bürgergesellschaft und Migranten - haben sich auf der Grundlage dieses Plans auf eine nachhaltige Integrationspolitik verständigt. Vgl. auch <http://www.bundesregierung.de/Webs/Breg/DE/Bundesregierung/BeauftragtefuerIntegration/Integration/NationalerIntegrationsplan/nationaler-integrationsplan.html>

Ausländeranteil. Proportional gesehen leben im Bundesland Baden-Württemberg somit 40% der Grundgesamtheit der Migranten. Mecklenburg-Vorpommern dagegen weist einen Ausländeranteil unter 3,5% auf.

Umso beachtlicher scheint hierbei die Arbeitslosigkeit von Migranten, die innerhalb von Deutschland sehr stark variiert. Im Jahresdurchschnitt 2005 wies Baden-Württemberg mit 16,7% die geringste und Mecklenburg-Vorpommern mit 55,3% die höchste Ausländerarbeitslosenquote auf.

2.8.1 Aktuelle Situation

Obwohl seit dem Jahr 2005 ein Einwanderungsgesetz vorliegt und die Bundesrepublik sich somit von einem informellen zu einem formellen Einwanderungsland gewandelt hat, ist festzustellen, dass die Politik und auch die Bevölkerung in Deutschland aus der Migrantenwirklichkeit noch nicht die notwendigen Schlussfolgerungen gezogen haben.

Gerade nach den Ereignissen des 11. September 2001 ging auch in Deutschland die Angst vor Terroristen mit der Furcht vor einem ökonomischen Abstieg einher, die sich in der Folge weit verbreitet hat. Selbst bei den traditionell liberalen und linksgerichteten Parteien und deren sonst oppositionellen Mitgliedern haben sich latente Ängste vor Islamisierung und Überfremdung Bahn gebrochen. In manchen Teilen der Öffentlichkeit herrscht ein offen ausländerfeindliches Klima. Die Titelseiten und Schlagzeilen der - auch der seriösen - Medien werden von Themen wie beispielsweise Muslime, Moscheebauten, „Islamismus“, Terrorismus und „*verfehlte Integration*“ bestimmt. Migration und Integration stellen noch immer ein großes Konfliktfeld in den gesellschaftspolitischen Debatten dar.

Auch wenn sich seitens der bundesrepublikanischen Regierung vereinzelt Integrationsbemühungen abzeichnen, stehen Migranten nach wie vor mit ihrer Integration vor einer sehr großen Herausforderung. Zwar gibt es seitens der Regierung vereinzelt Integrationsmaßnahmen, wie z.B. Integrations- und Orientierungskurse. Diesen wirken jedoch (Abschreckungs-)Maßnahmen entgegen, wie z.B. der sog. „*Muslimtest*“. Dieser ist ein Beispiel dafür, dass sich die politisch vergiftete Atmosphäre auch in Maßnahmen niederschlägt, die die letzte Würde der in Deutschland ansässigen muslimischen Migranten nehmen würden:

In Baden-Württemberg müssen seit 2006 diejenigen Muslime, die sich für die deutsche Staatsbürgerschaft bewerben, einen bundesweit bis dahin einmaligen „*Gesinnungstest*“ machen, der offiziell allerdings als „*Gesprächsleitfaden für Einbürgerungsbehörden*“

betitelt ist. Gelegentlich spricht man auch von „*Einbürgerungstest*“. In der Presse sowie im Volksmund ist er aber eher als „*Muslimtest*“ bekannt, auch wird er von Kritikern teilweise so benannt. Nicht zuletzt deshalb, da er ein Katalog von 30 Fragen ist, mit denen Einbürgerungsbewerber zu gängigen Klischees über den Islam befragt werden.

Hier einige Beispiele:⁸⁹

Frage Nr. 2:

„Was halten Sie von folgenden Aussagen?

Demokratie ist die schlechteste Regierungsform, die wir haben, aber die beste, die es gibt.

Die Menschheit hat noch nie eine so dunkle Phase wie unter der Demokratie erlebt. Damit der Mensch sich von der Demokratie befreien kann, muss er zuerst begreifen, dass die Demokratie den Menschen nichts Gutes geben kann ...“

Oder Frage Nr. 13:

„Man hört immer wieder, dass Eltern ihren volljährigen Töchtern verbieten, einen bestimmten Beruf zu ergreifen oder einen Mann ihrer Wahl zu heiraten. Wie stehen Sie persönlich zu diesem Verhalten? Was würden Sie tun, wenn Ihre Tochter einen Mann anderen Glaubens heiraten oder eine Ausbildung machen möchte, die Ihnen nicht gefällt?“

Oder Frage Nr. 17:

„Ihre volljährige Tochter/Ihre Frau möchte sich gerne so kleiden wie andere deutsche Mädchen und Frauen auch. Würden Sie versuchen, dass zu verhindern? Wenn ja: Mit welchen Mitteln?“

Der mittlerweile standardmäßig eingesetzte, zum „*Einbürgerungstest*“ umgetaufte „*Gesinnungstest*“ wird - nicht zu unrecht - von den verschiedensten Seiten massiv kritisiert.

„Muslime werden mit dem Fragebogen unter einen skandalösen Generalverdacht gestellt.“⁹⁰,

lautete z.B. die Stellungnahme des Grünen Josef Winklers.

⁸⁹ Für den Leitfaden zum „*Muslim-Test*“ vgl. <http://www.netzeitung.de/politik/deutschland/376050.html>

⁹⁰ Vgl. <http://www.spiegel.de/politik/debatte/0,1518,396185,00.html>

Cem Özdemir, der Abgeordnete der Grünen im Europaparlament, kritisiert den Test auf das Schärfste und sagt, die Regierung habe die falschen Berater und „*Kronzeugen*.“⁹¹

Auch die Heidelberger Oberbürgermeisterin Beate Weber erregte eine gewisse öffentliche Aufmerksamkeit, als sie mit einem Schreiben vom 19. Januar 2006 dem Baden-Württembergischen Innenminister Haribert Rech mitteilte, dass ihr die Anwendung des Gesprächsleitfadens „*sehr bedenklich*“ erscheine, weil darin ein „*Generalverdacht*“ gegen alle Muslime festgelegt werde. Sie brachte somit - ohne es direkt auszusprechen - zum Ausdruck, dass der Gesprächsleitfaden von der Einbürgerungsbehörde der Stadt Heidelberg nicht angewandt werden würde. Zudem äußerte sie die Überzeugung, „*dass auch in anderen Stadt- und Landkreisen meine Auffassung geteilt wird*.“⁹²

Darüber hinaus gibt es eine breite Palette von migrations- und integrationspolitischen Entwürfen und/oder bereits umgesetzte Integrationsmaßnahmen, die ich im Folgenden unter der Überschrift „*Zuwanderungsänderungsgesetz*“ anhand einiger Beispiele aufzeigen und kritisch beleuchten möchte.

2.8.1.1 Zuwanderungsänderungsgesetz

Deutschland wird unattraktiver, kälter und integrationsfeindlicher⁹³

Auch in Deutschland wird die EU-Abschottungspolitik konsequent betrieben. Heute gibt es knapp 200.000 Menschen als „*geduldete*“ Ausländer in Deutschland, davon 24.000 in Baden-Württemberg. Die meisten Menschen mit einer „*Duldung*“⁹⁴ leben bereits länger als fünf, zehn und mehr Jahre hier. Somit haben sie längst ihren Lebensmittelpunkt hier. Dennoch sind sie von der Abschiebung in ihre Herkunftsländer bedroht.⁹⁵

Trotz massiver Kritik der verschiedenen Menschenrechtsorganisationen und Wohlfahrtsverbände passierte gegen Ende 2007 die umstrittene „*Reform des*

⁹¹ Siehe Artikel in der „WELT“ vom 12.01.06 Vgl. auch <http://www.islam.de/4641.php>

⁹² Vgl. <http://www.pi-news.net/wp/uploads/2008/02/muslimtest.pdf>

⁹³ Vgl. <http://www.nds-fluerat.org/pressemitteilungen/morgen-im-bundesrat-die-mogelpackung-zuwanderungsänderungsgesetz/>

⁹⁴ Duldung bedeutet eine Aussetzung der Abschiebung. Eine Duldung ist keine Aufenthaltsgenehmigung. Ihre Erteilung bedeutet nur, dass der Staat auf eine momentane Abschiebung des betroffenen Ausländers verzichtet. Eine Duldung kann auf Antrag erteilt werden, wenn rechtliche oder tatsächliche Abschiebehindernisse vorliegen.

⁹⁵ Vgl. http://www.tagesschau.de/aktuell/meldungen/0,,OID5938684_REF1,00.html

Zuwanderungsänderungsgesetzes“ den Bundesrat. Und damit wurde die letzte parlamentarische Hürde zur Durchsetzung der Abschottungs- und Abschreckungsmaßnahmen genommen. Die Änderungen betreffen vor allem das Aufenthaltsgesetz, die Aufenthaltsverordnung, das Freizügigkeitsgesetz sowie das Asylverfahrensgesetz und das Asylbewerberleistungsgesetz. Die Regelungen erwecken den Eindruck, als ob die geduldeten Asylbewerber und Flüchtlinge vor allem Schmarotzer wären, die dem deutschen Staat auf der Tasche liegen.

Im Juli 2007 befasste sich der Bundesrat mit dem in der Öffentlichkeit eher als „*Zuwanderungsänderungsgesetz*“ bekannten Entwurf zur Umsetzung aufenthalts- und asylrechtlicher Richtlinien der Europäischen Union. Viele Abgeordnete der Regierungskoalition erklärten in der parlamentarischen Debatte im Bundestag und in einer Reihe persönlicher Erklärungen, dass dieser Entwurf das Stigma der Verfassungswidrigkeit in sich trage. Trotzdem strebte der Bundesrat danach, den Weg für ein Gesetz freizumachen, das Deutschland für Ausländer, zum Teil aber auch für Inländer, unattraktiver, kälter und integrationsfeindlicher macht. PRO ASYL erklärt in einer Meldung vom 05.07.2007, dass der Gesetzentwurf das Problem der langjährig in Deutschland Geduldeten nur zu einem kleinen Teil löse, aber gleichzeitig die ausländerrechtlichen Probleme vieler anderer Migranten und Flüchtlinge verschärfe. Die im Gesetzentwurf enthaltene Bleiberechtsregelung werde aufgrund massiver Mängel nur eine Minderheit der Langzeitgeduldeten begünstigen. Das Gesetz sei eine Mogelpackung, da die Möglichkeiten der EU-Richtlinien nicht zugunsten der Betroffenen ausgeschöpft worden seien. Pro Asyl greift die persönlichen Erklärungen der vielen SPD-Abgeordneten zur Bundestagsdebatte auf, und formuliert ebenso, dass der Entwurf bloß alle Optionsmöglichkeiten zur Einschränkung von Rechten der betroffenen Migranten genutzt habe.

Eine auf einen Stichtag bezogene Altfallregelung, die viele Ausschlussstatbestände enthält, würde das Dauerproblem der so genannten Kettenduldungen nicht lösen. Die Hürden zur Einbürgerung würden auch deshalb verschärft, da der Nachzug von Ehepartnern an Deutschkenntnisse geknüpft sei.

Als einen teuer erkauften Kompromiss, der zu wenig Geduldeten helfe, wird die „*Reform*“ vom Flüchtlingsrat Baden-Württemberg bezeichnet:

„Ein Stichtag ist immer ungerecht, vor allem vor dem Hintergrund, dass ein effektiver Flüchtlingsschutz in Deutschland nach wie vor nicht gegeben ist. So

lange Schutzbedürftige keinen Aufenthaltstitel erhalten sondern auf Duldungen geparkt werden, werden Bleiberechtsregelungen benötigt.“⁹⁶

Die geforderten Bedingungen wie z.B. die Vorgabe, dass die Antragsteller ein Arbeitsverhältnis nachzuweisen haben, sind ein weiterer Kritikpunkt am IMK-Beschluss. Denn dies bedeutet, dass von einem Flüchtling mit Duldungsstatus, dem durch Restriktionen wie etwa der Residenzpflicht, dem Ausbildungs- und Arbeitsverbot u. a. jahrelang systematisch der Zugang zum Arbeitsmarkt verwehrt wurde plötzlich erwartet wird, eine Arbeit nachzuweisen.⁹⁷ Eine Bleiberechts- bzw. Altfallregelung kann nur dann für alle Geduldeten eine echte Chance sein, wenn sie ihnen den Zugang zum Arbeitsmarkt erleichtert bzw. bietet. Und sicherlich nicht, wenn sie ihr Recht auf Bleibe in Deutschland mit der Aufnahme einer vollen unbefristeten Arbeit koppelt, die heutzutage selbst für Deutsche schwer zu bekommen ist.

Eine doppelte Bestrafung durch die Regelung erfahren Geduldete, die zu insgesamt 50 bzw. 90 Tagessätzen - vor allem wegen einem Verstoß gegen das Ausländergesetz, wie z.B. die Nichteinhaltung der Residenzpflicht u. ä. - verurteilt sind. Kein Bleiberecht erhalten können auch diejenigen, die die Gesetzgebung aufgrund der „*Sippenhaft*“⁹⁸ vom Bleiberecht ausschließt. Das ohnehin umstrittene Gesetz droht somit sein Ziel zu verfehlen. Deutlich weniger Geduldete als erhofft haben die Voraussetzungen erfüllen können und beantragten somit ein gesichertes Bleiberecht, um ihren unsicheren Aufenthaltsstatus zu beenden.

Die gesetzliche Altfallregelung der Koalition habe sich angesichts der ersten Bilanz als „*Flop*“ erwiesen, urteilte die Linkspartei-Innenexpertin *Ulla Jelpke*. Mit den dürftigen Ergebnissen der Altfallregelung habe sich vor allem die SPD „*gründlich blamiert*“, die im Gegenzug für die angeblich großzügige Bleiberechtsregelung deutliche Verschärfungen in anderen Bereichen des Ausländerrechts in Kauf genommen hatte, so *Jelpke*. Seit Inkrafttreten der Altfallregelung (Bleiberechtsregelung) im Aufenthaltsgesetz im August 2007 bis Ende 2007 haben bundesweit lediglich 22.858 Personen einen Antrag auf Erteilung einer Aufenthaltserlaubnis gestellt. Zudem ist hier zu erwähnen, dass nur jedem zweiten Antragsteller - knapp 12 000 positive Bescheide - die

⁹⁶ Von Loeper 2007 zit in <http://www.akasyl-bw.de/seiten/enews/enews108.htm#1>

⁹⁷ Das bestehende Ausländerrecht kriminalisiert Flüchtlinge. Beispiele dafür sind die Residenzpflicht, die Flüchtlinge in ihrer Bewegungsfreiheit einschränkt und die Passpflicht, die viele Flüchtlinge nicht erfüllen können.

Aufenthaltserlaubnis zugesprochen wurde. Ein weiterer Grund der Nicht-Inanspruchnahme der Altfallregelung ist, dass ein großer Teil der Kriegs- und Bürgerkriegsflüchtlinge, die z. B. aus dem Kosovo, aus dem Irak, aus Afghanistan oder Sri Lanka stammen, gar nicht von dem Bleiberecht profitieren können, weil sie einfach noch nicht lange genug in Deutschland sind.

Die hohen Hürden des Bleiberechts haben sich als unüberwindbar erwiesen. Die neue Regelung macht den Weg frei, vor allem Kinder, ältere und kranke Flüchtlinge, die noch nicht oder nicht mehr arbeiten können und auch bis 2009 kaum Aussicht auf einen Job oder eine ausreichende Rente haben, leichter abschieben zu können. Vor diesem Hintergrund konnten von der neuen Regelung nur etwa 10% der hier geduldeten Menschen profitieren. Der größte Teil der Geduldeten wird nun in noch größerer Angst leben müssen. An ihrem unsicheren Status ändert sich nichts, da sie wie bisher von heute auf morgen abgeschoben werden, falls sie innerhalb der festgesetzten Frist keine Arbeit finden.

Asylbewerberleistungsgesetz

Die seit 14 Jahren herrschende, sich ständig verschärfende leistungsrechtliche Ausgrenzung von Asylsuchenden⁹⁹ wurde erstaunlicherweise unter der Rot-Schwarzen Regierung perfektioniert. Asylsuchende und Flüchtlinge und deren Kinder, die ebenso in die Minderversorgung nach dem Asylbewerberleistungsgesetz einbezogen sind, erfahren eine massive Diskriminierung, die ihr Leben auch nachhaltig prägen wird.

Obwohl die Preise seit Inkrafttreten des Asylbewerberleistungsgesetzes im November 1993 um 22,5% gestiegen sind, wollte die Bundesregierung die Beträge der Sozialleistungen für Asylsuchende und Flüchtlinge auch künftig nicht erhöhen, die inzwischen um 35% unter dem Niveau der Sozialhilfe liegen. Dabei ignorierten die „*Volkstreter*“, dass jeder weitere Anstieg der Verbraucherpreise ohne Erhöhung der Asylbewerberleistungen die Integrationsprobleme dieser Menschen verschärfen würde.

Die Lage dieser Migrantengruppe hat sich mit einer Änderung des Asylbewerberleistungsgesetzes seit Ende August 2007 nochmals drastisch verschärft. Die Bezugsdauer der gegenüber der Sozialhilfe drastisch schlechteren Leistungen wurde

⁹⁸ Sippenhaft befähigt die Gesetzgebung dazu, alle anderen Familienmitglieder von der Altfallregelung abzuschließen, sobald ein Mitglied der Familie straffällig geworden ist.

⁹⁹ Siehe auch Kap. 2.6.1

von 36 auf 48 Monate erhöht. Einige Bundesländer nehmen sogar eine missglückte Formulierung im Gesetz, in dem offenbar vergessen wurde, eine Übergangsregelung zu treffen, zum Anlass, auch seit weit mehr als 48 Monaten in Deutschland lebende Flüchtlinge erneut für 12 Monate auf die reduzierten (Sach-)Leistungen herunterzudrücken. Obwohl diese - nach dem Sozialhilfegesetz - bereits nach langjährigem Aufenthalt längst einen höheren Anspruch entsprechend der Sozialhilfe hätten.

Pakt zu Einwanderung und Asyl¹⁰⁰

Der beim Treffen der europäischen Innenminister in Cannes von der französischen Ratspräsidentschaft präsentierte vorgelegte „*Pakt zu Einwanderung und Asyl*“ sieht vor, dass zukünftig nur solche Ausländer erwünscht sind, die der Arbeitsmarkt braucht. Unerwünschte Flüchtlinge sollen dagegen leichter abgeschoben werden können.

Deutschland bzw. der deutsche Innenminister *Wolfgang Schäuble* (CDU) ist einer der härtesten Verfechter des erwähnten Entwurfes und arbeitet erfolgreich am einheitlichen Abschieberaum Europas. Schäuble versucht den deutschen „*Standard*“ zur Europa-Norm zu machen. „*Wir bekämpfen die illegale Migration und wir steuern die legale Migration*“, erläuterte Schäuble das Ziel des Paktes. Deutschland ist beispielsweise eines der wenigen EU-Länder, in denen ausreisepflichtige Flüchtlinge schon jetzt bis zu eineinhalb Jahren festgehalten werden. Nun soll im Europa-Parlament unter anderem auch darüber debattiert werden, die Haftdauer der ausreisepflichtigen Flüchtlinge bis zu 18 Monate auszudehnen. Darüber hinaus soll dann die Regelung getroffen werden, dass im Falle der Abschiebung durch einen Mitgliedstaat ein Wiedereinreiseverbot in die gesamte EU verhängt wird.

„Wir machen aus Europa keinen Bunker, sondern wir steuern Wanderbewegungen in der Welt“,

verteidigte der Innenminister die Entwürfe des erwähnten Paktes.¹⁰¹ Der Pakt beinhaltet unterdessen auch Pläne, in denen thematisiert wird, wie z.B. die Europäische Union härter gegen „*illegal Eingewanderte*“¹⁰² vorgehen kann. Dabei ist das Abdriften in die

¹⁰⁰ Vgl. http://www.fr-online.de/in_und_ausland/politik/aktuell/?em_cnt=1364063

¹⁰¹ Schäuble, W. 2008 In:

http://www.welt.de/welt_print/article2188942/Migrationspakt_soll_Einwanderung_in_die_EU_steuern.html.

¹⁰² Auch in Deutschland gibt es Menschen ohne legalen Aufenthaltsstatus. Ihre genaue Zahl lässt sich nicht ermitteln. Schätzungsweise soll es in Deutschland aber eine Million Menschen geben, die ein Leben in der Illegalität führen. Sie arbeiten unter prekären Verhältnissen und sind damit die billigsten

Illegalität weitgehend ein Resultat der Abschottungspolitik, die die Menschen aus dem gesellschaftlichen Kontext ausschließt, sie damit faktisch rechtlos macht und sie in ein Leben im Schatten der Gesellschaft treibt. Die Abschiebung dieser Menschen soll unter anderem durch Abkommen mit den Herkunftsländern und gemeinsame Rückführungsflüge der EU-Staaten erleichtert werden. Darüber hinaus sollen die Außengrenzen Europas schärfer überwacht werden. So werden an der Meerenge und an den Küsten des Mittelmeers und des Atlantiks hochsensible High-Tech Überwachungseinrichtungen installiert. Die deutsche Politik beteiligt sich an dem spanischen Projekt „*Seepferd*“¹⁰³ und unterstützt regionale Schutzprogramme der EU wie z.B. *Frontex*, und die Einrichtung von Internierungs-Lagern in Osteuropa und Zentralafrika.

In Deutschland selbst wurde das „*Gemeinsame Analyse-Strategiezentrum illegale Migration*“ (GASIM) ins Leben gerufen. GASIM ist ein Zusammenschluss des Bundeskriminalamtes (BKA), der Bundespolizei (BGS), des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge (BAMF), des Bundesnachrichtendienstes (BND), des Verfassungsschutzes und des Auswärtigen Amtes. GASIM bekämpft die „*illegalisierten*“ Menschen mit Polizei- und Militärgewalt. Eine sehr fragliche Institution also. Zumal in Deutschland Bundesnachrichtendienst und Verfassungsschutz organisatorisch von der Polizei getrennt sind. Eine logische Lehre aus der Zeit des deutschen Faschismus, mit dem Ziel, die Macht der Geheimdienste zu beschränken und zu verhindern, dass Informationen aus dubiosen Quellen einfach der Polizei in die Hände fallen könnten.

Die Europäer erhoffen sich mit der Umsetzung der im „*Pakt zu Einwanderung und Asyl*“ enthaltenen Entwürfe unter anderem eine „*zirkuläre Migration*“, bei der Einwanderer nach einigen Jahren in ihre Heimatländer zurückkehren. Eine Rückkehr zum „*Gastarbeiter-Prinzip*“ also, durch das vorübergehende Engpässe auf den heimischen Arbeitsmärkten behoben werden können. Die EU-Staaten betonen in ihrem gemeinsamen „*Pakt*“, dass sie auf die Zuwanderung qualifizierter Arbeitskräfte angewiesen seien. Um den Zuzug von Studenten und hochqualifizierten Arbeitskräften aus dem Ausland attraktiver machen zu können, müsse man größere Anstrengungen

Arbeitskräfte auf dem Arbeitsmarkt. Die meisten von ihnen haben einfach nur auf die eine oder andere Weise ihre Aufenthaltsgenehmigung verloren. Und viele von ihnen sind Asylbewerber und Flüchtlinge, deren Asylantrag endgültig abgelehnt worden ist, und sie somit keine rechtlichen Möglichkeiten mehr haben, die Ablehnungen zu widerrufen.

¹⁰³ Das Projekt Seepferd ist Teil der europäischen Initiative „*Migratory Roads*“, die das Ziel verfolgt, bis 2008 die Wanderungsbewegung aus Afrika mit polizeilicher und militärischer Gewalt zu stoppen.

unternehmen. Gleichzeitig müsse die Zuwanderung nach den Bedürfnissen der nationalen Arbeitsmärkte gesteuert werden.

Geradezu gespensterhaft wirkt vor diesem Hintergrund auch die neuerliche Verschärfungsrunde im deutschen Ausländerrecht. Hierbei befindet sich vor allem Deutschland auf Gegenkurs. Deutschland verspielt die integrative Zukunft, die eine Migration mitbringt. Jenseits der demonstrativen Migrations- und Integrationsgipfel werden die Hürden für die Einbürgerung erhöht. Absurderweise sogar für junge Menschen. Und dies trotz sinkender Zahl der Zuwanderungs- und Einbürgerungswilligen. So wurden 2005 z.B. durch das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) über 10.000 anerkannten Flüchtlingen ihr Status wieder aberkannt. Diese staatliche Desintegrationsmaßnahme ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass in diesem Jahr weniger als ein Prozent der Flüchtlinge, die in der BRD einen Asylantrag gestellt haben, ein Recht auf Asyl bekamen. Selbst den irakischen Flüchtlingen wird das Asyl und die Aufenthaltserlaubnis entzogen und Abschiebungen in den Irak stehen bereits seit langem auf der Tagesordnung. Obwohl täglich dutzende, ja hunderte Menschen im Irak Opfer der Gewalt werden und sterben. Und nicht zuletzt deshalb vier Millionen Iraker auf der Flucht sind. Doch deutsche Behörden tangiert das nicht. Bei den (Massen-)“*Widerrufverfahren*“¹⁰⁴ werden selbst Asylbescheide widerrufen, die schon vor zehn und mehr Jahren ergangen waren. Damit ist Deutschland das einzige europäische Land mit einer negativen Anerkennungsquote. Das Zuwanderungsgesetz hat eine gesetzliche Grundlage geschaffen, um Ausländer ausweisen zu können, die Leistungen nach Hartz IV beziehen. Und damit nicht genug. In dem im August vorgelegten Evaluierungsbericht zum Zuwanderungsgesetz wird gefordert, die rechtlichen Möglichkeiten von Widerrufsverfahren gegen anerkannte Flüchtlinge noch stärker auszuweiten.

¹⁰⁴ Widerruf

Der Widerruf ihres Asylrechts droht anerkannten Flüchtlingen, wenn die Asylgründe nicht mehr bestehen. Bis vor einigen Jahren wurde von dieser Widerrufsmöglichkeit kaum Gebrauch gemacht. Das hat sich geändert. 2004 wurde fast 15.000 anerkannten Flüchtlingen, die oft schon viele Jahre in Deutschland lebten, ihr Schutzstatus entzogen. Damit droht den Flüchtlingen auch der Verlust ihres Aufenthaltsrechts. Betroffen sind bislang vor allem Flüchtlinge aus dem Irak und Kosovo, aber auch Anerkannte aus der Türkei, Afghanistan, Iran, Sri Lanka und anderen Staaten. Begründet wird der Widerruf regelmäßig mit einer geänderten politischen Situation im Herkunftsland. Seit 01.01.2005 ist gesetzlich festgelegt, dass bei jedem einzelnen Flüchtling der Schutzstatus nach drei Jahren noch einmal überprüft und unter Umständen wieder entzogen wird. PRO ASYL kritisiert die anhaltende massenhafte Widerrufspraxis als inhuman und völkerrechtswidrig.

(Quelle: <http://www.proasyl.de/de/informationen/asyl-von-a-bis-z/index.html#c235>)

2.9 Theoretische Vorüberlegungen zum Integrationsverständnis

Ungeachtet aller Unterschiedlichkeiten in den gesellschaftlichen Konversationen konvergieren die Debatten, die auch unter dem Titel *Neo-Assimilationismus*¹⁰⁵ geführt werden, in einem zentralen Punkt, nämlich in der Kritik des bislang vorherrschenden Paradigma des Multikulturalismus mit seiner zentralen Referenz auf Toleranz und Differenz. Der Vorwurf lautet, dass der Fokus auf der Konzeptualisierung von Gruppenbeziehungen liegt und die Frage nach den gesellschaftlichen Integrationsverhältnissen nicht differenziert genug gestellt werde. Es wird befürchtet, dass zugunsten einer Differenz- und Identitätspolitik Tugenden der Zivilgesellschaft verloren gehen. Aus diesem Grund wird seit einigen Jahren dem in der internationalen Migrationforschung lange in Misskredit gestandenen Eingliederungsmodell der Assimilation¹⁰⁶, wieder Beachtung geschenkt.¹⁰⁷

Die bundesrepublikanische Integrationsforschung, sieht den Integrationsprozess als Assimilation des Migranten an und untersucht Faktoren und Migrationsaspekte, die diesen Prozess zu ihren Gunsten beeinflussen. Sie bereichert sich in ihrer Betrachtungsweise an der Forschungsrichtung, die Prozesse und Ursachen der gesellschaftlichen Ausgrenzung analysiert. Es wird übersehen, dass nicht alle Immigrantengruppen die gleichen Startvoraussetzungen und institutionellen Rahmenbedingungen haben. Während z.B. den Aussiedlern relativ gute strukturelle Chancen zur Integration eingeräumt werden, begegnet man Asylbewerber mit restriktiven Gesetzen und Abschreckungsmaßnahmen. Dazu kommt, dass sie überwiegend mit Abschiebung rechnen müssen. Es gibt nur ein marginaler Teil von Integrationsforschung, der darauf hinweist, dass der Integrationsprozess von Migranten ein Konflikt darstellt, der tief in der aufnehmenden Gesellschaft verankert ist.¹⁰⁸

Angehöriger einer Minderheit zu sein bedeutet nach *Heckmann* zwar die Zugehörigkeit zur Gesellschaft, jedoch nicht die gleichberechtigte Teilhabe daran.¹⁰⁹ *Heckmann* beschreibt die soziale Lage unter Berufung auf die Ansätze von *Park* als einen Zustand,

¹⁰⁵ Neo bedeutet neu, frisch, zart, jung. Neo-Assimilation meint also die Wiederkehr und weiterentwickelte bzw. neu aufgelebte Form des Assimilationskonzeptes (Vgl. Duden 2001: 668). Die Assimilation war bereits 1980 die Antwort, um der Marginalisierung der Zuwanderer entgegen zu wirken (Vgl. Nieke 2006: 44).

¹⁰⁶ siehe dazu Gliederungspunkt 2.8.1.3

¹⁰⁷ Vgl. Amos 2006: 71

¹⁰⁸ Seifert 2000

¹⁰⁹ Vgl. Heckmann, 1981, zitiert in Seifert 2000, S. 57

in dem Angehörige einer Minderheit weder vollständig mit ihrer Herkunft brechen können, noch von der Gesellschaft, in der sie leben, akzeptiert werden. Sie sitzen zwischen den Stühlen und das Dilemma besteht in der Orientierung auf eine Gruppe und die fehlende Akzeptanz durch diese Gruppe.¹¹⁰

Im Kontext dieser aktuellen Entwicklungen besteht das Ziel dieses Kapitels darin, theoretische Vorüberlegungen zum Thema Migrations- und Integrationsverständnis der Migranten im Zusammenhang zu der Assimilationsdebatte zu diskutieren.

Im Folgenden werde ich zunächst Begriffsbestimmungen vornehmen, die für die Bearbeitung des Themas das Fundament bilden. Im darauffolgenden Kapitel möchte ich die wesentlichen Modellansätze der Integration bzw. Desintegration benennen und aus einer kritischen Perspektive heraus diskutieren. Daran anschließend möchte ich die Assimilationstheorien von *Park* und *Gordon* vorstellen, welche die Grundlage der Assimilationsmodelle bilden. Die Begründung für die oben erwähnten Auswahl von Theorieansätzen ergibt sich also stringent aus meiner Themenformulierung.

2.9.1 Begriffsdefinitionen

2.9.1.1 Akkulturation

Akkulturation wird betrachtet als jene Erscheinungen, die als Resultat von direkten Kontakten zwischen Gruppen von Individuen aus verschiedenen Kulturen auftreten, wenn als Folge dieser Kontakte Veränderungen in den Kulturmustern bei einer (Assimilation) oder beiden beteiligten Gruppen zu erkennen sind.¹¹¹

Der Begriff der Akkulturation wird sehr unterschiedlich verwendet. Bei dem Gebrauch zeigen sich Unklarheiten und Widersprüchlichkeiten: In der Dissertation von *Shahriar Daneshjoo*¹¹² wird Akkulturation als spezielle Form der Integration als „*kulturelle Integration*“ dargestellt. Akkulturation schließt

„kognitiv-kulturelle Lern- und Internalisierungsprozesse bei der zugewanderten wie bei der einheimischen Bevölkerung ein, die notwendig sind für die Teilhabe am menschlichen Leben.“¹¹³

¹¹⁰ Park 1964, zitiert in. Seifert 2000: 57

¹¹¹ Vgl. Schönflug/Phalet 2008: 14

¹¹² Daneshjoo 2003

¹¹³ Ebd.: 37

Joachim Henseler hingegen benutzt in seiner Habilitationsschrift Akkulturation als Oberbegriff, gleichzusetzen mit Integration.¹¹⁴ Er bezieht sich auf *John W. Berry*¹¹⁵ und beschreibt vier Formen von Akkulturation: die Integration, die Assimilation, die Separation und die Marginalisierung.¹¹⁶

2.9.1.2 Integration

Integration¹¹⁷ kann generell als Verbindung von Individuen und Gruppen hin zu einer gesellschaftlichen Einheit - bei Achtung und Akzeptanz von kulturellen Unterschiedlichkeiten - verstanden werden. Integration kann als Prozess verstanden werden, der über Generationen hinweg verläuft, und der einhergeht mit einer Abnahme von Unterschiedlichkeiten in den Lebensumständen von Einheimischen und Zugewanderten. Demnach setzt Integration voraus, dass die aufnehmende Gesellschaft die Migranten auch an Prozessen und Ressourcen partizipieren lässt. *Daneshjoo* unterscheidet in Anlehnung an *Heckmann/Tomei*¹¹⁸ vier Formen der Integration: die soziale, die strukturelle, die kulturelle (Akkulturation) und die identifikatorische Integration.¹¹⁹

Im Laufe der Migrationsgeschichte in Deutschland hat sich der Begriff der Integration als Synonym für die unterschiedlichsten Vorstellungen entwickelt. In Politik und Alltag ist sein Gebrauch gängige Praxis, jedoch bringt seine unklare Verwendung Probleme sowie Konsequenzen für die Migranten mit sich. Im allgemeinen Sprachgebrauch wird Integration meist mit Assimilation gleichgesetzt. Das wird in einigen von der deutschen Politik präsentierten Integrationsprogrammen ersichtlich.¹²⁰

2.9.1.3 Assimilation

Im Allgemeinen wird unter *Assimilation* die weit verbreitete Ansicht verstanden, dass sich die Migranten an die Kultur der Aufnahmegesellschaft anpassen und sich in einem Prozess Sprache, Gewohnheiten, Werte und Verhaltensweisen der Aufnahmegesellschaft zu eigen machen. Das bedeutet, Eingliederung wird hier verstanden als irreversibler Anpassungsprozess, bei dem sich die Migranten mehr und

¹¹⁴ Henseler 2006

¹¹⁵ Berry 1990

¹¹⁶ Henseler 2006: 210

¹¹⁷ Der Begriff Integration wird in dieser Arbeit mit Eingliederung synonym verwendet.

¹¹⁸ Vgl. Heckmann/Tomei 1999

¹¹⁹ Daneshjoo 2008: 36-37

¹²⁰ Vgl. z.B. die so genannte „Leitkultur-Debatte“ in Deutschland

mehr der Lebensweise der Bevölkerung anpassen und am Ende die völlige Angleichung der Eingewanderten an die Aufnahmegesellschaft stattfindet.¹²¹

Die Identität befindet sich bei dieser Art der Integration in einem Prozess, welche für die neuen Gegebenheiten sehr offen ist, gleichzeitig aber von den alten Gegebenheiten absieht. Dass heißt, es wird Altes durch Neues ersetzt. Die Orientierung ist dabei primär auf die neuen Normen und Rahmenbedingungen gerichtet. Die Ablehnung der bereits erlebten Sozialisation hat aber dann zur Folge, dass „*immer wieder mit Brüchen und Spannungen*“¹²² zu rechnen ist. Der Grund dafür liegt auf der Hand:

Die „bisherige kulturelle Identität lässt sich natürlich nicht ohne weiteres verdrängen oder ablegen.“¹²³

2.9.1.4 Separation

Das Festhalten an den Normen und Werten der heimischen Kultur stellt bei der Separation die höchste Priorität dar. Die neuen Lebensumstände können nicht akzeptiert werden, welches sich durch wenig Kontakte, mangelnde Sprachkenntnisse und fehlendes Interesse an der neuen Kultur erkennen lässt.¹²⁴ Die Folge ist Resignation und Hoffnungslosigkeit. Der Gedanke sich einzugliedern, rückt immer ferner.

„Separation ist folglich ein Resultat mangelnder interkultureller Kompetenz.“¹²⁵

Hierbei ist zu erwähnen, dass bei einem Scheitern der Annäherung bzw. einer Separierung nicht nur die marginal vorhandenen Ressourcen und Fähigkeiten der Migranten eine Rolle spielen. Die für eine erfolgreiche Integration nötigen Kompetenzen müssen auch auf der Seite der Aufnahmegesellschaften vorhanden sein. Hier hat also auch die Sozialpolitik ihren Beitrag geleistet bzw. die Segregation gefördert. Ungenügende Kenntnisse in Bezug auf Migranten, Benachteiligungen im Alltag und die Bildung von Enklaven ließen es zum Beispiel zu, dass in Großstädten benachteiligte Viertel entstanden sind.¹²⁶

2.9.1.5 Marginalität

Marginalität ist nach *Berry* die vierte Form der Akkulturation. Sie beschreibt einen Zustand der Verweigerung gegenüber beiden Kulturen. Sie ist die am negativsten

¹²¹ Vgl. Brüß 2000: 57 In: <http://bieson.ub.uni-bielefeld.de/volltexte/2004/458/pdf/0031.pdf>

¹²² Erl/ Gymnich 2007: 70

¹²³ Ebd.

¹²⁴ Vgl. Ebd.: 71

¹²⁵ Ebd.

¹²⁶ Siehe auch Ausführungen zu „*Administrativ erzeugte Segregation*“ im Abschnitt Segregation (2.8.1.6)

ausgerichtete Akkulturationsform. Sie beschreibt weiterhin den Verlust der bisherigen Identität, bei zugleich fehlender Möglichkeit, eine neue aufzubauen. Der Weg in die neue Kultur bleibt stets verschlossen, da es an interkultureller Kompetenz mangelt und die neue Welt eine zu große Herausforderung darstellt.¹²⁷

„Marginalität ist das Resultat eines Zusammentreffens einer Verunsicherung und Destabilisierung der Identität.“¹²⁸

Die unten dargestellte Tabelle soll die vier Formen der Akkulturation nach *Berry*¹²⁹ veranschaulichen:

Herstellen positiver interkultureller Beziehungen	Erhalt der eigenen kulturellen Identität		
		Ja	Nein
Ja		Integration	Assimilation
Nein		Separation	Marginalisation

Die Tabelle ist zudem nach *Thomas*¹³⁰ zitiert.

Es gibt immer wieder Menschen, die sich „*marginalisieren*“, sich also keiner Kultur angehörig fühlen und auch nicht die nötige Energie haben, sich dahingehend einzubringen („*marginal man*“).

2.9.1.6 Segregationstheorie

Laut Meyers Onlinelexikon wird aus soziologischer Sicht unter Segregation die

„räumliche Trennung (Absonderung) von Personen mit gleichen Merkmalen (z. B. Nationalität, Religion, soziale Schicht)...“¹³¹ verstanden.

Dies kann sowohl freiwillig angestrebt (z. B. durch die bewusste Wahl eines Stadtviertels) oder durch eine entsprechende Politik von oben erzwungen werden (z. B. Abschiebung in Ghettos).¹³²

Grundsätzlich kann festgehalten werden, dass Segregation ein städtisches Phänomen ist, da nur Städte durch ihre Größe, Dichte und Heterogenität die Voraussetzungen dafür schaffen, wie der Stadtsoziologe *Louis Wirth*¹³³ feststellt. Die drei verschiedenen Dimensionen von Segregation sind soziale (arm und reich), ethnische (Nationalität, Volksgruppe etc.) und demografische (alt und jung) Segregation.¹³⁴

¹²⁷ Vgl. Erll/Gymnich 2007: 71

¹²⁸ Ebd. 71

¹²⁹ Berry 1990: 244f.

¹³⁰ Thomas 2005, S. 80.f zit. in Erll A./Gymnich M. (2007): 70

¹³¹ Vgl. <http://lexikon.meyers.de/meyers/Segregation>

¹³² Ebd.

¹³³ Wirth 1928

¹³⁴ Vgl. Strohmeier 2006: 18

Im Folgenden soll nun näher darauf eingegangen werden, welche Ursachen die Bildung von homogenen Wohnquartieren hat, was sie bewirkt, und welche Chancen und Risiken damit verbunden sind.

• Ursachen von Segregation

Für den Stadtsoziologen *Strohmeier* kristallisieren sich hauptsächlich drei Ursachen für Segregation in Städten heraus:¹³⁵

a) Entspannter Wohnungsmarkt

Unter anderem bedingt durch den demographischen Wandel ist der Wohnungsmarkt in deutschen Städten größtenteils entspannt, d.h. viele Wahlmöglichkeiten bieten einen hohen Anreiz für Fluktuation, was als Ursache für Segregation gilt: da der Wohnungsmarkt in Deutschland ein weitestgehend freier Markt ist, richtet sich der Preis für Wohnraum nach dessen Qualität und vielfach auch nach dessen Lage. Dadurch haben besonders Haushalte mit geringem Einkommen keine oder kaum Zugangsmöglichkeiten zu Wohnungen in „angesehenen“ Stadtgebieten, sondern müssen mit einfacher Wohnqualität Vorlieb nehmen, während wohlhabende Bürger in die „besseren“ Stadtteile ziehen. Migranten, die sowieso häufig den einkommensschwachen Schichten angehören, wird es außerdem durch diskriminierende und stigmatisierende Auswahlverfahren von Vermietern noch zusätzlich erschwert, qualitativ hochwertigen Wohnraum zu beziehen.¹³⁶

b) Subjektive Identifikation

Eine weitere Ursache sieht *Strohmeier* in der „subjektiven Identifikation“. Demnach haben Menschen die Tendenz, sich unter „ihresgleichen“ anzusiedeln, was durch alle soziale Schichten hindurch beobachtbar ist. So ist es nicht verwunderlich, dass Migranten häufig die räumliche Nähe zu Landsleuten und die dort etablierten Netzwerke bevorzugen.

Gleichermaßen ist aber auch eine Segregation der wohlhabenden Gesellschaftsschichten zu erkennen, die großen Wert auf eine adäquate Nachbarschaft legen. Folglich muss im Diskurs über die Segregation also zwingend differenziert werden zwischen den verschiedenen Erscheinungsweisen der räumlichen Absonderung, sprich, ob sie freiwillig oder unfreiwillig geschieht.¹³⁷

¹³⁵ Ebd.

¹³⁶ Ebd.: 18

¹³⁷ Ebd.: 18f.

c) Administrativ erzeugte Segregation

Des Weiteren spielte in der Vergangenheit die Ausrichtung der kommunalen Politik bezüglich des sozialen Wohnungsbaus eine gewichtige Rolle. In vielen Fällen wurden in Städten am Stadtrand liegende, unattraktive Großsiedlungen mit sozial schwächeren Bedürftigen belegt, was langfristig zu einer strukturellen Benachteiligung und zur Konzentration von Armut, Arbeitslosigkeit etc. führte.¹³⁸

• Vor- und Nachteile von Segregation

Strohmeier befragte dazu zehn Experten aus unterschiedlichen Bereichen und fasste die Ergebnisse folgendermaßen zusammen:¹³⁹

Segregation	Vorteile	Nachteile
Ökonomische Aspekte	<ul style="list-style-type: none"> - Begünstigung von informellen Hilfsnetzen und Aufbau einer bedarfsgerechten Infrastruktur - Ermöglichung von wirtschaftlicher Selbständigkeit, was wiederum integrationsfördernd ist 	<p>Abwärtsspirale:</p> <ul style="list-style-type: none"> - Konzentration von Armutshaushalten führt zu einer Verschlechterung des Dienstleistungsangebots - Mehr Abwanderung von Mittelschichthaushalten - Sinkende Mieteinnahmen - Vernachlässigung der Bausubstanz - Weitere Abwertung des Quartiers
Soziale Aspekte	<p>Einwandererquartiere</p> <ul style="list-style-type: none"> - dienen als Starthilfe in eine neue Gesellschaft - bieten Schutzräume - schaffen kulturelle Identität 	
Politische Aspekte	Räumliche Nähe von Menschen mit ähnlicher Lebenssituation fördert die Organisationsfähigkeit und politische Teilhabe	Zugang zur Kommunalpolitik und Institutionen wird aber auch erschwert, Probleme werden von den Eliten durch die Abschottung häufig nicht wahr- bzw. ernstgenommen
Gesamtbewertung	Segregation erleichtert Integration von Zuwanderern und fördert gegenseitiges Verständnis	Benachteiligte homogene Quartiere sind oft nur sehr schwer regenerierbar, gesellschaftliche Teilhabe wird oft erschwert (Abwärtsspirale)

¹³⁸ Vgl. ebd.

¹³⁹ Vgl. ebd.: 34f.

Wie oben bereits aufgeführt, ist Segregation als solches nicht generell zu verurteilen, da sie häufig auch freiwillig geschieht. Eine planmäßige Mischung von Wohnquartieren hätte daher wenig Aussicht auf Erfolg. Es muss jedoch genau untersucht werden, unter welchen Voraussetzungen die Absonderung geschieht und welche Konsequenzen sie mit sich bringt. Im Folgenden sollen daher Potenziale und Gefahren von städtischer Segregation aufgezeigt werden.

Der Stadtsoziologe *Walter Siebel* hält die Segregation sogar für einen unverzichtbaren Bestandteil für gelingende Integration.¹⁴⁰ Wie auch *Strohmeier* betont *Siebel*, dass Segregation an sich kein Problem darstellt, sondern nur das Zustandekommen muss hinterfragt werden. Eine Abgrenzung der Oberschicht wird beispielsweise aus freien Stücken vollzogen, weil es die finanziellen Mittel erlauben und dem Wunsch nach gleichgestellten Nachbarn und konfliktfreier Wohnumgebung entspricht. „*Sozial schwache*“ Migrantenschichten haben dagegen häufig nur eine sehr geringe Wahl bezüglich der Wohngegend. Sie werden regelrecht in Sozialwohnungen in unbeliebte Stadtteile „*abgeschoben*“, wo Konflikte - mit wiederum sozial schwachen Deutschen - vorprogrammiert sind.¹⁴¹

2.9.1.7 Parallelgesellschaft

Als Parallelgesellschaft kann eine weitgehend strukturell geschlossene Gesellschaft mit eigenem Geld, eigener Verwaltung, eigenen Schulen, Arbeitsplätzen, Straßen und Versorgungssystemen, eigenem Flugplatz, Geschäften, Sprache, Kultur und Kirchen bezeichnet werden.¹⁴²

Der Begriff impliziert also die Existenz einer institutionell geschlossenen und wohl abgegrenzten, nebeneinander existierenden Gesellschaft. *Wolf-Dietrich Bukow* ist jedoch der Meinung, dass diese Sichtweise nicht mit der aktuellen globalen multikulturellen Entwicklung übereinstimmt. Für ihn stellen die verstärkt vorkommenden Migrationsbewegungen lediglich ein Symptom dieser Entwicklung dar.¹⁴³

¹⁴⁰ Siebel 1997: 30-41

¹⁴¹ Vgl. ebd.: 39f.

¹⁴² Bukow u.a. 2007 (Hrsg.): 15

¹⁴³ Vgl. Ebd.: 30

Wieso also wird in Deutschland über das Bestehen von Parallelgesellschaften öffentlich und politisch seit zwanzig Jahren diskutiert?

In Deutschland gibt es nach Ansicht von *Bukow* zwei Quellen, aus denen sie diese Debatte speist. Um eine angemessene Einschätzung dieses Phänomens vornehmen zu können, sollen diese Ursachen nun eingehender betrachtet werden:

1. Die Stadtentwicklung

In der Debatte wird auf die Beobachtungen der für Migration sensibilisierten Stadtforschung verwiesen. Denn seit Beginn der Forschungen wird die Tendenz von Einwanderern verzeichnet, sich zunächst an die schon im Land lebende Familie und an andere Menschen mit gleicher Sprache und Herkunft zu wenden, was eine Ballung von ethnischen Gruppen in bestimmten Bezirken zur Folge hat. Dieses Argument wird jedoch schon durch eine weitere Beobachtung entkräftet, denn es ist ebenfalls zu beobachten, dass dieses Verhalten meist vorübergehender Art ist, und die Einwanderer wegziehen und neuen Migranten Platz machen.¹⁴⁴ Schon allein die Tatsache der Fluktuation würde ausreichen um dieses Argument zu entkräften. Außerdem, so *Bukow*, ist ein Zusammenschluss von ethnischen Gruppen keine Parallelgesellschaft, selbst wenn sich die Gruppe mit ihrer eigenen Lebensstilorientierung im Stadtbild etabliert hat.¹⁴⁵

2. Der migrationspolitische Alarmismus

Als zweite Grundlage für die Diskussion über Parallelgesellschaften in Deutschland sieht *Bukow* den von den Medien ausgeübten migrationspolitischen Alarmismus.

Dieser beruft sich seiner Ansicht nach jedoch auf falsche Tatsachen. Denn die als Parallelgesellschaft definierten Gruppierungen können gemäß der oben genannten Definition lediglich als ethnische Kolonien bezeichnet werden.¹⁴⁶

Er begründet die Haltlosigkeit dieser Behauptung darin, dass es in Deutschland seit den 60er Jahren lange Zeit nicht genügend Einwanderer gab, um in der öffentlichen Wahrnehmung als Gruppe erkennbar zu werden.¹⁴⁷ Sowie mit dem Paradox, dass Einwanderer aus EU Ländern wirtschaftspolitisch längst anerkannt sind und deswegen zivilgesellschaftlich nicht skandalisiert werden können.¹⁴⁸

¹⁴⁴ Vgl. Ebd.: 11

¹⁴⁵ Vgl. Ebd.: 12

¹⁴⁶ Vgl. Ebd.: 13

¹⁴⁷ Ebd.

¹⁴⁸ Ebd.

In diesem Zusammenhang, so *Bukow* kann also nicht von der Entstehung einer „*Parallelgesellschaft*“ sondern nur von kleineren und größeren „*Wir-Gruppen*“ gesprochen werden, die sich neben anderen *Wir-Gruppen* zu einem offensichtlich gemeinsam existierenden Alltag zusammenfügen.¹⁴⁹

2.9.2 Eingliederungsmodellansätze

Zur Beschreibung und Erklärung der Eingliederung von Migranten in eine Aufnahmegesellschaft benutzt die sozialwissenschaftliche Forschung im Wesentlichen zwei Modellansätze, die als *Assimilations-* und als *Segmentierungs bzw. Kolonialisierungsmodelle* bezeichnet werden. Hierbei gehen die Assimilationsmodelle von einer abnehmenden Herkunftsorientierung und gleichzeitig zunehmender Orientierung an der Aufnahmegesellschaft aus. Das Modell der Segmentierung hingegen beschreibt die Integration bei einer stabilen Herkunftsorientierung und bezieht auch, wie im Unterkapitel 2.9.1.6 beschrieben, Prozesse der sozialen Ausgrenzung mit ein. In diesem Kontext bezieht sich *Brüß*¹⁵⁰ auf *Hoffmann-Nowotny*¹⁵¹, der andere Differenzierungen vorschlägt. Er unterscheidet das *Positionssystem* (Struktur) und das *Symbolsystem* (Kultur) einer Gesellschaft als zwei grundlegende unterschiedliche Dimensionen sozialer Realität. Für den Integrationsprozess der Migranten bedeutet das, dass die Integration als gewährte Partizipation an der Struktur einer Aufnahmegesellschaft verstanden wird. Assimilation meint hingegen Partizipation an der Kultur der Gesellschaft.

Weiterhin verwendet *Brüß* die Unterscheidung der Begriffe *statische* versus *dynamische* Integration.¹⁵² Statisch bedeutet die Verteilung der Migranten in den Strukturen der mannigfaltigen Teilsysteme eines Aufnahmelandes. Zum Beispiel im politischen System, im Erwerbssystem u.s.w. So kann ein Migrant beruflich marginal, nachbarschaftlich jedoch gut integriert sein. Im Allgemeinen betrachtet tauchen Migranten in spezifischen Bereichen gehäuft auf (z.B. unteres Einkommen) und in anderen Bereichen sind die Positionen besser verteilt. In der dynamischen Betrachtung steht der Verlauf der Integration im Vordergrund. Zum Beispiel die Geschwindigkeit und Art sozialer Mobilität.

¹⁴⁹ Vgl. Ebd.: 15

¹⁵⁰ Brüß 2000 In: <http://bieson.ub.uni-bielefeld.de/volltexte/2004/458/pdf/0031.pdf>

¹⁵¹ Hoffmann-Nowotny 1990

¹⁵² Brüß 2000 In: <http://bieson.ub.uni-bielefeld.de/volltexte/2004/458/pdf/0031.pdf>

Wenn die Assimilation aus statischer Perspektive betrachtet wird, beschreibt sie den Umfang, in dem die Migranten Normen, Gebräuche, Rollen und Werte sowie auch die Sprache des Aufnahmelandes aufnehmen. Wohingegen es sich in dynamischer Perspektive erneut um die Geschwindigkeit und Art des Assimilationsprozesses handelt.¹⁵³

2.9.2.1 Integration versus Assimilation

Eine kritische Analyse zweier Modelle

Seit wenigen Jahren wird, wie oben bereits angemerkt, dem in Misskredit geratenen Begriff der Assimilationsforschung in der internationalen Migrationsforschung wieder Beachtung geschenkt. Assimilation bedeutet, wie im Unterkapitel 2.9.1.3 schon definiert, Angleichung, Anpassung oder Ähnlichwerden. Es geht um das Verhältnis zwischen kulturell/ethnisch definierten Minderheiten zur Mehrheitsbevölkerung und weniger um die Beziehung der verschiedenen Minderheitengruppen untereinander.¹⁵⁴

Die als „*Chicago school of Sociology*“¹⁵⁵ bekannt gewordene soziologische Richtung hat eine ausgearbeitete Assimilationstheorie hervorgebracht. Neben anderen Vertretern war es vor allem *Robert E. Park*, von dem die klassische sozialwissenschaftliche Formulierung zur Definition von Assimilation stammt.¹⁵⁶ Park definiert die Assimilation (hier als soziale Assimilation bezeichnet) als:

„...the name given to a process or processes by which peoples of diverse racial origins and different cultural heritages, occupying a common territory, achieve a cultural solidarity sufficient at least to sustain a national existence.“¹⁵⁷

Diese evolutionistische¹⁵⁸ Variante wurde in der Migrationssoziologie vor allem durch das klassische Modell von *Park*, dem „*race-relation-cycle*“, berühmt.¹⁵⁹

2.9.2.1.1 Race Relations Cycle

Die Eingliederung wird zunächst als irreversibler Anpassungsprozess verstanden, bei dem die Migranten die Lebensweise der aufnehmenden Bevölkerung annehmen. Der

¹⁵³ Vgl. Ebd.: 56f.

¹⁵⁴ Vgl. Amos 2006: 71-74

¹⁵⁵ Die Chicagoer Schule der Soziologie hat die Theorie zur Stadtentwicklung entwickelt. Hierbei untersuchten u.a. *Park* und *Burgess* zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Auswirkungen der Einwanderung auf die Entwicklung amerikanischer Großstädte am Beispiel Chicago. Vgl. auch http://de.wikipedia.org/wiki/Chicagoer_Schule_%28Soziologie%29

¹⁵⁶ Vgl. Park 1930

¹⁵⁷ Park 1930 zit. in Gordon 1964: 63

¹⁵⁸ Die Stadien des Zyklus-Theorie werden als irreversibel und progressiv (evolutionistisch) angesehen. Vgl. Amos 2006: 75

¹⁵⁹ Park 1926

soziologische Ansatz von *Robert E. Park* und *Ernest W. Burgess*¹⁶⁰ bildet hier den Ausgangspunkt für weiterführende Überlegungen. Gemäß ihrem Ansatz wird jedem Mitglied einer Gesellschaft aufgetragen, sich an die vorhandenen Lebensbedingungen bzw. Umwelt anzupassen. Hierbei wird der Wettbewerb bzw. das Konkurrenzprinzip als elementare Form menschlicher Interaktion gesehen.

Hieran anknüpfend hat *Park* ein stufenförmiges Assimilationsmodell, den „*Race-Relations-Cycle*“ entwickelt. Das Konzept hatte weitreichende Folgen für die Migrations- und Minoritätenforschung. Nach dem Modell von *Park* erfolgt die Entwicklung ethnischer Beziehungen in Stufen der Interaktion, an deren Ende eine vollständige Assimilation steht.

Das Modell besteht aus folgenden Stufen: Kontakt der Gruppen, Konflikt oder Wettbewerb, Anpassung und Niederlassen und schließlich Verschmelzung mit der anderen Gruppe. In der ersten Phase des Stufenmodells finden friedliche interethnische Kontakte statt. Versuchen die Migranten ihre Lebenssituation nach einiger Zeit zu verbessern geraten sie zunehmend in Konkurrenz zueinander. Es entsteht ein Wettbewerb zwischen den Einwanderungsgruppen um soziale Positionen. In der zweiten Stufe führt dieser Wettbewerb durch die sozialen Kontakte zu Konflikten. Dieser Phase folgend beginnt ein Prozess der Anpassung. Dies wird als die Phase der Akkomodation bezeichnet, in der sich stabile Formen des Zusammenlebens entwickeln. Dies gründet sich auf dem Rückzug der machtunterlegenen Gruppen in berufliche Nischen und in abgesonderte Wohngegenden. Auch untere Schichtpositionen werden nun ohne Widerstand entgegen genommen. Als vierte und letzte Phase folgt die Assimilation, durch die sich die zunehmende Vermischung mit den ethnischen Gruppen der Mehrheitsbevölkerung durchsetzt.

Hierdurch werden die Chancen der Migranten auf Teilhabe an sozioökonomischen Ressourcen verbessert. *Park* betont, dass der *Race-Relations-Cycle* die unumkehrbare Abfolge der vier Interaktionsformen darstelle. Das Konzept geht davon aus, dass sich im Verlauf hauptsächlich die Einwanderer verändern, bis dies zwangsläufig zur vollständigen Assimilation führt. *Brüß* zitiert *Treibel*:

„Sie passen sich nicht nur an, sondern sie gleichen sich an.“¹⁶¹

¹⁶⁰ Park/Burgess 1921

¹⁶¹ Treibel 1990: 61 zitiert in Brüß 2000: 60

In dem Modell von *Park* fällt auf, dass in seinen frühen Formulierungen lediglich von Gruppenbeziehungen die Rede ist, Auswirkungen von Macht- und Hierarchieverhältnissen werden nicht ausgeführt.

Anknüpfend an *Parks* Arbeiten kam es zu Ansätzen, die den Race-Relations-Cycle erweitern sollten. Hier ist die Arbeit von *Emory S. Bogardus*¹⁶² zu nennen. Im Unterschied zu *Park* weist er darauf hin, dass beim Prozess der Assimilation auch das Engagement der einheimischen Bevölkerung in Betracht gezogen werden muss.

Helmut Esser weist nach, dass bei guter Wohnqualität, inter-ethnischen Kontakten und Sprachkompetenz bereits zu Beginn des Aufenthaltes eine Entfremdung der eigenen ethnischen Herkunftskultur vorhanden ist.¹⁶³ Eine starke Hinwendung zur Herkunftskultur liegt allerdings vor, wenn schlechte Bedingungen vorherrschen, die sich auch nicht wandeln. Hier formuliert *Esser* eine zentrale Kritik an den klassischen Assimilationskonzepten, dass nämlich der als naturbedingt gesetzte Prozess der Assimilation nur unter bestimmten Bedingungen erfolgreich ist und keineswegs unvermeidlich.

Später bestimmte die Frage nach der zeitlichen Ausdehnung der Assimilationsprozesse die Debatte. Laut des „*Drei-Generationen Zyklus*“¹⁶⁴ wird die Phase der Assimilation erst von der zweiten oder dritten Generation erreicht werden. Einschränkend zu der modellhaften Abfolge von Assimilation hat *Marcus L. Hansen*¹⁶⁵ auf Grund von Untersuchungen an irischen, deutschen und skandinavischen Einwanderungsorganisationen angeführt, dass es bei der dritten Generation oft zur Rückbesinnung auf die Herkunftskultur kommt. Hier ist nicht die Separierung gemeint, sondern die Rückbesinnung auf die eigenen Wurzeln aus einer weitgehend angeglichenen und sicheren Position in der Aufnahmegesellschaft.

Kritik am Drei-Generationen-Zyklus des Assimilationsmodells folgt von *Price*.¹⁶⁶ Die hohe Beständigkeit des Heiratsverhaltens zwischen den Generationen, die einer sprachlich und kulturell einheitlichen Volksgruppe angehören, spricht den Annahmen einer geradlinigen Assimilation entgegen. Weiterhin spricht die ethnische

¹⁶² Bogardus 1930

¹⁶³ Esser 1981: 92

¹⁶⁴ Der Drei-Generationen-Zyklus bedeutet, dass eine bestimmte Abfolge in den Generationen schließlich zur Assimilation führt. Mehr dazu in der Dissertation von Brüß 2000: 60-61

¹⁶⁵ Hansen 1948

¹⁶⁶ Price 1969: 205

Religionsausübung der Migranten gegen eine Theorie vom linearen Assimilationsprozess.¹⁶⁷

Auch *Eisenstadt* stellt die erfolgreiche Assimilation von Migranten auf Grund von Untersuchungen an jüdischen Einwanderern in Palästina in Frage. Neben der Motivation und der individuellen Voraussetzungen der Migranten stellt er das pluralistische Potential der Aufnahmegesellschaft als zentrales Kriterium für gelingende Eingliederung dar. Eine pluralistische Gesellschaft erleichtert demnach die soziale Teilhabe von Migranten, weil sie lediglich auf die Übernahme zentraler Werte und Normen fokussiert ist. Migranten ist dabei die Beibehaltung und Pflege eines eigenen kulturellen Lebens gestattet. Daher verwendet *Eisenstadt* für den Prozess der vollständigen Angleichung der Migranten an die aufnehmende Gesellschaft nicht den Begriff Assimilation, sondern den der „*Absorption*“ (Aufsaugung). Der Begriff Absorption betont noch intensiver den Prozesse der Angleichung. Dabei ist die Absorption der Migranten in die Aufnahmegesellschaft dann erzielt, wenn diese ihre ethnische Identität völlig aufgegeben haben. Hierbei gelingt der Übergang von der Migrationsentscheidung zur Absorption nur dann, wenn sich die Migranten von den Maßstäben und Werten der bisherigen Bezugsgruppe distanzieren (Desozialisation) und die Rollenerwartungen und Werte an der jetzigen Bezugsgruppe neu ausgerichtet werden (Resozialisation).

*Annette Treibel*¹⁶⁸ spricht hier von einer zweiten Sozialisation. Die erste wird nicht einfach abgelegt, sondern in dem Einfügen und Zurechtfinden in einer neuen sozialen Umwelt werden zusätzliche sozialisatorische Ausformungen sichtbar. *Eisenstadt* hat einen eigenständigen Erklärungsversuch zur Eingliederung von Migranten vorgelegt, der Anforderungen und Probleme sowohl für die Aufnahmegesellschaft als auch für die Migranten benennt.¹⁶⁹ Hieraus schließt er, dass die vollständige Angleichung eher die Ausnahme ist und eine pluralistische Struktur eher die Regel¹⁷⁰

2.9.2.1.2 Gordons Assimilationsmodell¹⁷¹

Gordon präziserte und aktualisierte das Assimilationskonzept in den sechziger Jahren. Die Assimilation wird in *Gordons* Modell durch sieben Dimensionen¹⁷² bestimmt.

¹⁶⁷ Vgl. Brüß 2000: 57-63 und Vgl. Amos 2006: 74-76

¹⁶⁸ Treibel 1990: 69

¹⁶⁹ Eisenstadt 1954 zit. nach Brüß 2000: 62

¹⁷⁰ Für mehr zu *Eisenstadts* Modell siehe Brüß 2000: 62f.

¹⁷¹ Gordon 1964: 220f.

¹⁷² Differenzierte Aufschlüsselung der Dimensionen ist in Brüß S. 65 zu finden

Besondere Bedeutung erhalte die strukturelle, die kulturelle und die identifikative Assimilation. Hierbei geht *Gordon* davon aus, dass die kulturelle Assimilation (Akkulturation) zuerst eintritt. Das heißt, die Übernahme der kulturellen Muster der Aufnahmegesellschaft durch die Zuwanderer zuerst geschehe und unumgebar sei.

Mit kulturellen Mustern meint er nicht nur die Sprache, sondern auch die Prägung von persönlichen Werten und Gefühlsausdrücken. Der einzige Bereich, der für *Gordon* von der kulturellen Assimilation ausgeschlossen war, war der der Religion. Von dem eher unüberschaubaren Prozess der Akkulturation unterschied er den genauer konturierten Prozess der strukturellen Assimilation. Strukturelle Assimilation bedeutete für *Gordon* den Eintritt der Zuwanderer, also der Minderheiten in Institutionen und soziale Netzwerke. Stehe die strukturelle Assimilation am Anfang, dann ziehe sie die kulturelle und die anderen Dimensionen zwangsläufig nach sich. Wenn die kulturelle Assimilation, also die Angleichung an die (Leit-)Kultur der Mehrheitsgesellschaft („*core-culture*“) am Anfang stehe dann könne davon nicht ausgegangen werden. Bei ihr sei eher auszugehen vom Verharren im Status „*acculturation only*“. *Gordon* geht hier vom Ausbleiben von interethnischen Primärkontakten aus. Die Stabilität ethnischer Orientierungen, welche dem Assimilationskonzept von *Park* widersprechen, sind laut *Gordon* auf eine Kombination von ethnischer und Klassenzugehörigkeit zurückzuführen. In diesem Kontext führt er den Begriff „*ethclass*“ ein. Nach *Gordon* werden die Individuen in die amerikanische Gesellschaft so eingeordnet, dass die ethnische Zugehörigkeit primär gesetzt ist, und die Klasseneinteilung sekundär damit verknüpft ist. Hier bleibt die identifikatorische Assimilation aus. Auf Grund der unvollständig stattgefundenen Assimilation findet ein Verschmelzen mit der Mehrheitsgesellschaft nicht statt. Vom „*melting pot*“ kann also hier nicht gesprochen werden. Er erkennt vielmehr ein Nebeneinander von Subsystemen an.¹⁷³

2.9.3 Zusammenfassung

Insgesamt kann herausgestellt werden, dass die Migrationsforschung im deutschen Raum noch am Anfang steht. Hier besteht notwendiger Nachholbedarf auf der Grundlage von genau definierten Begrifflichkeiten. Erst wenn die genannten Begriffe, die im Moment gerade zu inflationär gebraucht werden, eindeutige und abgegrenzte Definitionen haben, kann ein Austausch unter den Forschern und somit ein Vorankommen auf dem Forschungsgebiet gelingen.

¹⁷³ Vgl. Brüß 2000: 63-66 und Amos 2006: 75f.

In beiden dargestellten Assimilationsmodellen läuft Eingliederung stufenweise ab. Das vier Stufen Modell von *Park* basiert zu Beginn auf der Segregation der unterschiedlichen Einwanderungsgruppen. Am Anfang steht die friedliche interethnische Kontaktaufnahme, gefolgt von der Konkurrenz und dem damit einhergehenden Wettbewerb, danach folgen soziale Konflikte und die Anpassung (Akkomodation). Am Ende steht die kulturelle, räumliche, ökonomische und soziale Vermischung der ethnischen Gruppen mit der Mehrheitsgesellschaft (Assimilation), gleichzusetzen mit der amerikanischen *melting pot* Idee. Hier ist die vollständige Integration ein irreversibler Prozess und verläuft über räumliche Trennung. Die Einwanderer verändern sich so lange, bis sie vollständig assimiliert sind. Auswirkungen von Macht und Hierarchieverhältnissen werden in dem Modell ausgeblendet.

Ernest W. Bogardus weist darauf hin, dass auch das Engagement der Einheimischen im Bezug auf den Integrationsprozess der Migranten wesentlich ist.

Esser unterstützt die Aussage von *Bogardus*, indem er nachweist, dass bei guten Bedingungen im Aufnahmeland wie z.B. Wohnqualität, inter-ethnischen Kontakten und Sprachkompetenz eine Entfremdung der Herkunftskultur von Beginn an vorhanden ist. Bei schlechten Bedingungen allerdings sei eine starke Hinwendung zur Herkunftskultur zu verzeichnen.

Im Drei-Generationen-Zyklus geht es um die Frage, wann vollständige Assimilation erreicht wird? Die zeitliche Ausdehnung steht hier im Mittelpunkt der Diskussion.

Eisenstadt legt den Fokus auf die pluralistische Aufnahmegesellschaft und stellt fest, dass die Teilhabe in solch einer Gesellschaft erheblich erleichtert wird, da nur bestimmte Werte und Normen übernommen werden müssen. Er benutzt für Assimilation den Begriff der *Absorption*. Er schlussfolgert, dass eine vollständige Assimilation eher selten ist und eine Struktur der Pluralität die Regel darstellt.

Gordon geht nicht von vier, sondern von sieben Stufen der Assimilation aus. Wobei der kulturellen und der strukturellen Assimilation eine besondere Bedeutung zugewiesen wird. Die kulturelle Assimilation bedeutet die Übernahme von kulturellen Mustern und die strukturelle Assimilation den Eintritt in Kerninstitutionen der Aufnahmegesellschaft. Wenn die strukturelle Assimilation am Anfang steht, folgen die anderen Dimensionen. Wenn die kulturelle am Anfang steht, kann das ein Verharren auf dieser Stufe bedeuten.

Bei *Gordons* Modell ist die vollständige Integration unwahrscheinlicher im Vergleich zu *Park*. Die Begründung hierfür liegt in der sozialstrukturellen Schichtung der Gesellschaft nach Ethnizität. Das führt zu einer Erschwernis von interethnischen Primärkontakten und ein Steckenbleiben auf der ersten Stufe des Modells. In seinem Assimilationsmodell unterstreicht *Gordon* die unausgewogene Verteilung von Macht und Ressourcen entlang ethnisch-kultureller Merkmale.

III Forschung zur Migration von Iranern

3.1 Lebenssituation der Iranischen Migranten in Deutschland¹

Vor einer empirisch fundierten Rekonstruktion des Migrations- und Integrationsprozesses einer iranischen Migration erscheint ein kurzer historischer Abriss über die historische Entwicklung der iranischen Gemeinschaft in Deutschland notwendig.

Die zahlenmäßig größten iranischen Auslandsgemeinschaften finden sich in den USA, Kanada und Australien, aber auch in den Nachbarstaaten Irans, in Pakistan und in der Türkei. Die iranische Bevölkerungsgruppe stellt aufgrund ihrer langen Lebensgeschichte auch in Deutschland eine qualitative Größe dar und ist zahlenmäßig die größte aus Asien stammende Migrantengruppe. Diese Menschen machen eine beträchtliche Anzahl der in Deutschland lebenden Migranten aus und sind längst ein fester Bestandteil der deutschen Gesellschaft.

Im europäischen Vergleich lag die iranische Gemeinschaft in der Bundesrepublik Deutschland am 31.12.1999 mit ca. 120.000 Personen an der Spitze, vor Schweden, Großbritannien, Frankreich und Italien.

Die Geschichte der iranischen Exil- bzw. Migrationstradition in Deutschland reicht bis in die Anfänge des letzten Jahrhunderts zurück. Bereits in der Weimarer Republik lebten etwa 1.000 iranische Staatsbürger hier. 1939 lebten 642 Iraner im Deutschen Reich und selbst im Kriegsjahr 1943 zählte die iranische Gemeinde in Berlin 190 Mitglieder, die sich zum größten Teil zu Studien- bzw. Ausbildungszwecken und damit nur zeitbegrenzt im Deutschen Reich aufhielten. Unabhängig von dieser Bildungsmigration begann sich seit den zwanziger Jahren in Hamburg eine eigene iranische Handelskolonie herauszubilden. Nach dem zweiten Weltkrieg stieg die Zahl der Iraner in Deutschland, die während der Kriegsjahre stark zurückgegangen war, wieder an. Bis in die 60er Jahre sind neben Studenten vor allem Geschäftsleute hinzugekommen, die mehrheitlich im Export-Import-Bereich tätig waren. 1961 zählte die iranische Gemeinde 6.160 Personen, die sich bis 1969 auf 17.000 erhöhte. Diese Zahl blieb während der 70er Jahre nahezu konstant, so dass 1978 knapp 20.000 iranische Staatsbürger in Deutschland lebten. Dazu gehörten, neben den hier fest ansässigen Geschäftsleuten, Personen, die in Deutschland eine deutsche Partnerin

(oder, seltener, einen deutschen Partner) geheiratet und so ihren Lebensmittelpunkt nach Deutschland verlegt hatten. Daneben gab es eine Gruppe von Akademikern (Ärzte, Ingenieure, Wissenschaftler, etc.), die einen Verbleib im Studienland der Rückkehr in das damals vom Schah-Regime diktatorisch regierte Herkunftsland vorzogen. Und schließlich gab es eine Gruppe iranischer Studenten, die nach dem Studium nicht mehr zurückkehren konnten, weil ihnen insbesondere in den 70er Jahren aufgrund ihrer politischen Tätigkeiten im Iran Gefahren für Leib und Leben drohten.

Nach der islamischen Revolution im Jahre 1979 und während des achtjährigen irakisch-iranischen Krieges (1980 - 1988) verließen ca. drei Millionen Iraner ihre Heimat. Ein geringer Teil von ihnen flüchtete nach Deutschland, wo sie zum größten Teil einen Antrag auf Anerkennung als politische Flüchtlinge stellten. Durch diese Zunahme an Flüchtlingen hat sich die Zahl der hier lebenden Iraner von etwa 20.000 im Jahre 1978 auf heute rund 110.000 mehr als verfünffacht. Nur ein kleiner Teil dieser Iraner identifiziert sich noch mit der Islamischen Republik Iran. Zwischen den unterschiedlichen Gruppen bestehen im Alltagsleben aufgrund politischer, ökonomischer und kultureller Divergenzen nur marginale Kontakte.² Die Tendenz zur Konzentration der iranischen Bevölkerungsgruppe in Deutschland auf wenige Großstädte wurde seit Anfang der achtziger Jahre durch die Zuwanderung von Flüchtlingen aus der Islamischen Republik Iran, insbesondere aber durch die seit 1982 durchgeführte Umverteilung von Asylbewerbern auf Länder und Gemeinden nach Quoten zwar abgeschwächt, jedoch nicht entscheidend verändert. Denn sobald iranische Asylbewerber als Asylberechtigte anerkannt sind und somit das Recht auf Selbstverwirklichung in Anspruch nehmen können, verlassen sie in der Regel die Gemeinden, denen sie als Asylbewerber unfreiwillig zugeteilt wurden, und wandern in die traditionell bevorzugten Großstädte ab. Dennoch haben sich in den letzten zwei Jahrzehnten in einer Reihe weiterer deutscher Groß- und Kleinstädte zahlreiche zahlenmäßig nicht unbedeutende iranische Gemeinschaften gebildet, so dass man heute mehr oder weniger von einer Verteilung auf ganz Deutschland ausgehen kann.³

¹ Vgl. <http://www.IID.de>.

² Vgl. Hesse-Lehmann 1993

³ Vgl. Ghasemina 1996

3.2 Stand der Forschung

Die deutsche Flüchtlings- bzw. Migrationsforschung befasste sich erst im Verlauf der 80er Jahre mit den soziokulturellen Merkmalen der zahlenmäßig kleineren Migrantengruppen, nachdem ein kontinuierlicher Zuwachs der Zuwanderung von Flüchtlingen festgestellt wurde. Im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit standen bestimmte, der Flüchtlingsarbeit dienende Aspekte, zu denen u.a. die Erforschung der Fluchtursachen, die Folgen des Asylverfahrens und deren Auswirkungen auf die Betroffenen, die psychosozialen Probleme der Asylbewerber und die politisch-gesellschaftlichen Kontroversen über „Wirtschaftsflüchtlinge“, „Bürgerkriegsflüchtlinge“, „politisch Verfolgte“, u.ä. gehören⁴

Ich habe nach der Sichtung der deutschen Literatur zur Migrationsforschung feststellen müssen, dass darin insgesamt den aus Asien bzw. aus dem Orient, vor allem aber auch den aus dem Iran stammenden, dauerhaft in den deutschen Städten und Gemeinden lebenden Migranten kaum Beachtung geschenkt wurde. Es wurden vor allem kaum allgemeine wissenschaftliche Bearbeitungen von Fragestellungen vorgenommen, die sich (auch) mit den praxisrelevanten positiven Aspekten einer (iranischen) Migration auseinandersetzen.

Wissenschaftlich fundierte Darstellungen und Analysen der Lebenssituation iranischer Migranten in Deutschland wurden vor allem von den in Deutschland ansässigen Iranern und erst in den späten 80er Jahren im Rahmen von Dissertationen, Aufsätzen und Berichten durchgeführt und veröffentlicht. Es kann deshalb vermutet werden, dass diese wissenschaftlichen Arbeiten hauptsächlich dadurch motiviert waren, dass die rapide steigende Zahl der iranischen Migranten in den 80er Jahren, die mehrheitlich als Flüchtlinge nach Deutschland kamen, eine Erforschung ihrer Lebensbedingungen und ihrer formellen und gesellschaftlichen Eingliederung unumgänglich machte. Nicht zuletzt deshalb befasst sich die Forschung zur Migration von Iranern in Deutschland hauptsächlich mit den spezifischen Problemen der iranischen Asylbewerber und Flüchtlinge. Darüber hinaus konzentrieren sich diese Arbeiten eher auf die Lebenslagen bzw. auf die Integrationsschwierigkeiten⁵ der iranischen Migranten.

⁴ Vgl. Ebd.: 19-32

⁵ Hierzu siehe auch Kap. 3.3 („Problemindikation“)

Anhand meiner Recherchen musste ich zudem feststellen, dass die meisten oben erwähnten Erhebungen in den von Iranern traditionell und tendenziell bevorzugten Großstädten wie z.B. der Hansestadt Hamburg (Mekka der Iraner schlechthin), Berlin oder Frankfurt durchgeführt wurden.

Zu den wichtigsten Untersuchungen in Hamburg zählen z.B. die Dissertationen von *Hesse-Lehman* (1993)⁶, *Ghasemina* (1996)⁷ und *Faraji* (1996)⁸, in denen die Autoren mit Hilfe der Methoden der qualitativen und quantitativen Sozialforschung die Migrations- und Integrationsverhältnisse der Iraner in der Hafenstadt und ihren umliegenden Gemeinden untersuchten.

Während *Hesse-Lehmann* den „Kulturkontakt“ zwischen Deutschen und Iranern untersucht, und überprüft, in wiefern dieser Kontakt zu möglichen „Kulturkonflikten“ führen kann, überprüft *Ghasemina* in seiner 571 Seiten umfassenden Dissertation seine Haupthypothese, die lautet, dass die aktuelle Lebenssituation der iranischen Migranten als Bestandteil eines Migrationsprozesses erachtet werden könne, der im Heimatstaat begonnen und in der deutschen Mehrheitsgesellschaft fortgeführt werde. Der aktuelle Migrations- und Integrationszustand hänge also damit zusammen, wie die allgemeinen Bedingungen sowohl in der Heimat der Migranten (soziale Herkunft, Schichtzugehörigkeit), Migrationsmotivation ((„erzwungen“ oder „freiwillig“)), u.ä.) als auch in der Aufnahmegesellschaft (soziale, politische und rechtliche Bedingungen) gewesen seien. *Faraji* befasst sich in seiner Dissertation dagegen mit den Veränderungen der Lebens- und Verhaltensweisen der in Hamburg ansässigen iranischen Asylbewerber und (anerkannten) Flüchtlinge. In diesen drei Untersuchungen richtet sich die Forscherperspektive eher auf die defizitären Migrations- und Integrationslagen der untersuchten iranischen Migranten.

Das Leben von Iranern in Deutschlands Hauptstadt Berlin ist Gegenstand zweier Veröffentlichungen, die von der Ausländerbeauftragten des Senats in Berlin herausgegeben wurden. *Nirumand* und *Yonan* erforschen in ihrer Arbeit die historischen und kulturellen Beziehungen und Verflechtungen zwischen dem Iran und Deutschland.⁹

⁶ Hesse-Lehmann 1993

⁷ Ghasemina 1996

⁸ Faraji 1996

⁹ Vgl. Nirumand/Yonan 1994

Sie stellen in ihrem Bericht zum Thema „*Miteinander leben in Berlin*“ dar, dass viele iranische Migranten es trotz der nicht gerade integrationsfördernden Ausländerpolitik in Deutschland geschafft haben, in der deutschen Mehrheitsgesellschaft einen kulturellen Beitrag zu leisten. Der Bericht beinhaltet deshalb vor allem auch künstlerische und intellektuelle Beiträge der in Berlin lebenden Iraner. Mit den besonderen Schwierigkeiten der anerkannten politischen Flüchtlinge aus dem Iran befasst sich der zweite Bericht von ihnen, der im Jahre 1987 veröffentlicht wurde.¹⁰ Der Bericht zeigt die Probleme auf, mit denen die iranischen Asylberechtigten bei ihrer Eingliederung in Berlin zu kämpfen haben. Der Bericht erläutert zudem die mit diesen Problemen zusammenhängenden Abkapselungs- und Rückkehrtendenzen dieser in Berlin ansässigen größeren iranischen Migrantenpopulation.

Die Darstellung von migrationsspezifischen Problemen iranischer Asylbewerber und Asylberechtigter in Deutschland ist auch Gegenstand eines Aufsatzes aus dem Anerkennungsjahresbericht von *Hanif Hidarnejad*.¹¹ *Hidarnejad* wendet sich in seinem Aufsatz an die Sozialarbeiter, die im Migrationsbereich tätig sind. Dabei weist er auf die Notwendigkeit von Hintergrundwissen bzw. interkultureller Kompetenz für eine erfolgreiche Arbeit mit ihren Klienten hin. Der Autor stellt dar, wie die Effektivität der Beratungsarbeit anhand von kulturellem Hintergrundwissen über den ausländischen Klienten erhöht werden kann, wobei „*die Ausführungen speziell über Iraner [...] lediglich ein Beispiel dafür geben*“¹² sollen.

Die Dissertation von *Masoud Jannat*¹³ soll einen besonderen Beitrag zur Problematik der Flüchtlingsforschung erbringen. So will *Jannat* mit seiner Untersuchung zur Flüchtlingsbewegung aus dem Iran mit dem Titel „*Iranische Flüchtlinge im deutschen Exil. Probleme einer Abstiegssituation*“ allgemeine und spezielle Aspekte der Flüchtlingsforschung darstellen.

¹⁰ Vgl. Bericht über anerkannte politische Flüchtlinge in Berlin (Asylberechtigte und Kontingentflüchtlinge) 1987

¹¹ Vgl. Hidarnejad 2001

¹² Ebd.: 3

¹³ Jannat 2005

Die Schwierigkeiten junger Iraner mit ihren Eltern ist der Gegenstand einer gemeinsamen Studie von *Heun, Kallert* und *Bacherl*.¹⁴ Die Untersuchung befasst sich mit der Situation und den Zukunftsperspektiven iranischer (Flüchtlings-)Jugendlicher in Heimen der deutschen Jugendhilfe. Die Autoren gehen in dieser Arbeit der Frage der unterschiedlichen Positionen von jungen Iranern und ihren Familien zu den Bildungs- und Aufstiegschancen in Deutschland nach. Sie erläutern die Diskrepanz zwischen den Vorstellungen und Erwartungen der iranischen Eltern und ihren größtenteils in Deutschland sozialisierten Kindern und stellen fest, dass die unterschiedlichen Vorstellungen zur Bildung und Karriere oft zu Spannungen zwischen diesen Migrantengenerationen führten.

Kallert untersuchte zudem 1993 in ihrer Forschung „*Mädchen als Flüchtlinge im Heim. Situation und Erleben weiblicher unbegleiteter minderjähriger Flüchtlinge in Heimen und Wohnruppen*“ iranische Flüchtlinge schwerpunktmäßig unter dem Aspekt ihrer geschlechtsspezifischen Probleme.¹⁵ Gegenstand ihrer Forschung sind unbegleitete iranische Mädchen in deutschen Heimen, die in den 80er und 90er Jahren aufgrund der prekären gesellschaftlichen, sozialen und politischen Lage im Iran von ihren Eltern in ein Flugzeug gesetzt und nach Deutschland geschickt worden waren. *Kallert* stellt in ihrer Studie zur Situation von minderjährigen Iranerinnen in deutschen Heimen fest, dass diese Gruppe von jungen Mädchen in ihrer Migration einer besonderen Belastung ausgesetzt ist. Diese Belastung resultiert daraus, dass sie weder den traditionellen Normen ihrer Familie noch den Anpassungsanforderungen des Aufnahmelandes ganz gerecht werden können.

Monika Schuckar befasst sich 1988 mit den frauenspezifischen Problemen der iranischen Flüchtlingsmigration. *Schuckar* weist in ihrer Arbeit zum Thema Flüchtlingsfrauen aus dem Iran auf die besonderen Probleme hin, die die Flucht und das Leben im Aufnahmeland für Iranerinnen bereiten.¹⁶ Iranische Flüchtlingsfrauen hätten in Deutschland zusätzlich zu den vielen flüchtlingspezifischen Problemen (wie z.B. gezwungene Segregation bzw. Lageraufenthalte, die von der Asylgesetzgebung verwehrt sind) Bildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten, Residenzpflicht, soziale Isolation, Heimweh) eine Reihe von Problemen, die nur (iranische) Frauen betreffen. Diese seien u. a. Schwierigkeiten bei der

¹⁴ Vgl. Heun/Kallert/Bacherl 1992

¹⁵ Vgl. Kallert 1993

¹⁶ Vgl. Schuckar 1988

Anerkennung frauenspezifischer Verfolgung, die Veränderung der Rolle als Ehefrau und/oder Mutter, u. ä..

1997 veröffentlicht auch *Agha* ihre Untersuchung mit dem Titel „*Biographische Verarbeitung der Flüchtlingsmigration iranischer Frauen in Deutschland*“¹⁷ *Agha* zeigt in ihrer Studie am Beispiel der iranischen Flüchtlingsfrauen auf, dass die Erfahrung von Exil auch eine durchaus konstruktive Phase im Leben der Migranten sein kann. *Agha* geht in ihrer Arbeit der Annahme nach, dass die unfreiwillige Migration (Exil) nicht nur als eine Übergangszeit zu erfassen sei, die durch Gefühle wie Entfremdung, Leiden und Einsamkeit geprägt sei. Darüber hinaus eröffne Exil auch neue bzw. andere Perspektiven der Wahrnehmung und Lebensgestaltung.

Janat Makan stellt in seiner qualitativen Forschung „*Der Integrationsprozeß bei iranischen Immigranten in der Bundesrepublik Deutschland*“ anhand von auf die Lebens- und Verhaltensweisen seiner Interviewpartner bezogenen Fragen die Lebensbedingungen der iranischen Migranten in Deutschland dar und versucht die subjektiven Verarbeitungsweisen dieser Migrantengruppe zu erläutern.¹⁸ Sein besonders Augenmerk liegt dabei darauf, „*Elemente*“ herauszuarbeiten, die auf die „*Autonomie*“ und „*Handlungsfähigkeit*“ seiner Informanten hinweisen können.

Die Rolle der Lebensgewohnheiten der in Deutschland lebenden Iraner im Prozess ihrer sozialen Integration ist der Gegenstand von *Daneshjoos* Dissertation.¹⁹ *Daneshjoo* stellt in seiner Untersuchung die Hypothese auf, dass Ernährungs- und Konsumgewohnheiten der (iranischen) Migranten den Prozess ihrer Eingliederung erschweren oder beschleunigen können. Seine Hypothese lautet, dass sich Lebensgewohnheiten aus der kulturellen Identität einer Gesellschaft herausbilden. Somit bestehe ein Teil der kulturellen Identität eines jeden Menschen aus seinen Verzehr- und Verbrauchsgewohnheiten. Anderes ausgedrückt sei das Verhalten der Menschen auch durch ihre Gewohnheiten geprägt, durch die sich Gesellschaften und ihre Akteure voneinander unterscheiden.

¹⁷ Vgl. *Agha* 1997

¹⁸ Vgl. *Janat Makan* 1997

¹⁹ Vgl. *Daneshjoo* 2003

Der Integrationsgrad der (iranischen) Migranten hänge also damit zusammen, wie das Verhältnis zwischen ihren Ernährungs- und Konsumgewohnheiten und denen der Mehrheitsgesellschaft sei.

Wie aus der in diesem Abschnitt dargestellten deutschsprachigen migrations- und integrationspezifischen Literatur zu den in Deutschland ansässigen Iranern zu erkennen ist, wurde die Erforschung der Lebenslagen dieser Migrantengruppe in Deutschland zum überwiegenden Anteil von iranischen Wissenschaftlern betrieben.

Die defizitäre wissenschaftliche Literatur über das Migrations- und Integrationsverständnis von iranischen Migranten vor allem in den kleineren Städten und Gemeinden Deutschlands verstärkt meine Vermutung, dass die in der Forschung vorhandenen finanziellen Ressourcen zur Förderung von migrations- und integrationspezifischen Projekten und Untersuchungen nicht für kleinere Migrantengruppen vorgesehen sind und dementsprechend den Forschern nicht zur Verfügung stehen dürfen, die diese Felder untersuchen würden.

3.3 Problemindikation

Bei der Durchsicht der oben erwähnten Literatur zur Migration und Integration der iranischen Migranten wurde ersichtlich, dass bei den meisten von ihnen der Blick auf die meist gelungene Integration einer iranischen Migration verloren gegangen ist. Offensichtlich steht vielmehr die vorhandene Problematik in den Migrations- und Integrationsverhältnissen als Erkenntnisinteresse im Mittelpunkt.

Obwohl die Probleme der (iranischen) Migranten in der deutschen Aufnahmegesellschaft unübersehbar sind, gibt es keinen Anlass, die Geschichte ihrer Migration einseitig bzw. nur als problembehaftete Migrationsbiographien zu betrachten.

Eine Erforschung der Lebenssituation von in Deutschland ansässigen Iraner - hinsichtlich des positiven Verlaufs ihrer Integration - ist selbst von den hier ansässigen iranischen Wissenschaftlern bis heute nur unzureichend vorgenommen worden. Der iranische Migrant ist auch in ihren Arbeiten einer, der dem schweren Schicksal ausgesetzt ist und sich nur schwer zu integrieren weiß und kann. Auf die Fähigkeit der differenzierten bzw. objektiven

Betrachtungsweisen der Migrationssituation und auf die (Konflikt)Bewältigungsstrategien der (iranischen) Migranten wird selten eingegangen. Offenkundig mangelt es an wissenschaftlicher Literatur zu von den iranischen Migrantengruppen in der Migration erworbenen neuen Perspektiven der Wahrnehmung und Lebensgestaltung.

Aghas Untersuchung ist die einzige deutschsprachige Arbeit, die die Ausarbeitung der konstruktiven Aspekte einer iranischen Migration explizit zum Gegenstand hat. Leider kann auch diese Arbeit nur partiell für die hier vorliegende Untersuchung herangezogen werden, da *Agha* - wie bereits oben (im Kap. 3.2) erwähnt - in ihrer Forschung speziell bzw. nur auf die Situation der iranischen Flüchtlingsfrauen eingeht.

In der vorliegenden Untersuchung soll deshalb neben der Erläuterung der Problematik der deutschen Migrations- und Integrationspolitik auch auf die positiven und bereichernden Aspekte der Migration und auf Bewältigungsfähigkeiten und -strategien der Migranten eingegangen, die sie in die Migration mit- und einbringen werden. Nicht zuletzt deshalb, weil die große Mehrheit meiner Informanten - inklusive meiner Person - ihre Migration (auch) als „*Chance in der Krise*“ betrachtet.

Die oben aufgeführten Aspekte sollen anhand der der Untersuchung zugrunde liegenden Annahme einer „*gelingenen Integration*“ der überwiegenden Mehrheit der in den Städten Reutlingen und Tübingen ansässigen Iraner theoriegeleitet diskutiert und anschließend empirisch überprüft werden.

IV Empirisch fundierte Rekonstruktion des Migrationsalltags:

Forschungsdesign

In dieser Studie stand die weitgehend offene Fragestellung im Vordergrund, wie iranische Migranten ihre Lebenssituation wahrnehmen und erleben und inwieweit ihre Migrationserfahrungen und die damit verbundenen Empfindungen Auswirkungen auf ihr Integrationsverständnis haben. In einem weiteren Schritt sollte die Frage beantwortet werden, wie diese Migrantengruppe ihre Lebenslagen als Migrant bewältigen und welche perspektivischen Integrationskonzepte sie für ein gelungenes Zusammenleben mit den Deutschen für sinnvoll erachten.

Die Umsetzung der wissenschaftlichen Ansprüche der vorliegenden Studie forderte eine methodische Vorgehensweise, die sowohl der Relevanz der subjektiven Weltanschauungen seiner Informanten als auch der Komplexität und der Dynamik ihres Migrations-Lebens-Alltags Rechnung trägt. Dabei sollten vor allem der Standpunkt der Betroffenen und ihre subjektiven Handlungsprämissen und Lebensinteressen systematisch berücksichtigt werden.¹

4.1 Qualitative Sozialforschung

Die Qualitative Sozialforschung verfügt über ganz spezifische wissenschaftstheoretische Grundlagen, die es - im Unterschied zu einer Quantitativen Forschung - nicht zulassen, dass die Subjektstandpunkte vernachlässigt werden. Sie ist ein Sammelbegriff für unterschiedliche „offene“ Forschungsansätze und beinhaltet ein spezifisches Verständnis von Gegenstand und Methode.

Die beiden zentralen Prinzipien der qualitativen Forschung, nämlich das Offenheitsprinzip und das Kommunikationsprinzip, erfordern eine spezifische Haltung der Forschenden gegenüber den Forschungssubjekten.

„Im offenen Interview geht es, wie in allen offenen Verfahren, also darum, die Befragten ein Thema in der eigenen Sprache, in ihrem Symbolsystem und innerhalb ihres Relevanzrahmens entfalten zu lassen; nur so können es die Interviewer(innen)

¹ Vgl. Holzkamp 1995

oder Beobachter(innen) vermeiden, in die Einzeläußerungen Bedeutungen hineinzuprojizieren, die ihr nicht zukommen.“²

Der Grundsatz der Qualitativen Sozialforschung beruht darauf, dass

„soziale Handlungen vom Bewusstsein und von der subjektiven Bedeutung her zu erfassen“ sind.³

Dieser Ansatz baut hinsichtlich seines Verstehensprinzips somit auf dem „*interpretativen Paradigma*“ auf.⁴ Wobei hier das „*Verstehen*“ anhand des „*hermeneutischer Zirkels*“ (als Prozess auch als hermeneutische Spirale aufgefasst) wie folgt definiert wird:

„Im prozessualen Vollzug des Verstehens erfolgt die Entfaltung einer **hermeneutischen Spirale**⁵. Sie beschreibt eine fortschreitende gleichzeitige Erweiterung und Verfeinerung des Verständnisses (eines Textes, einer Quelle). Diese spiralförmige Bewegung charakterisiert aber nicht nur das Verhältnis zwischen dem Verstehen der Textteile und des Textganzen, sondern auch das Verhältnis zwischen dem Subjekt und dem Objekt des Verstehens, zwischen dem Vorverständnis des Interpreten und seinem Text- bzw. Quellenverständnis. Einerseits kann man einen Text nur dann verstehen, wenn bereits ein gewisses Vorverständnis vorhanden ist. Man kann nicht vollkommen voraussetzungslos an einen Text herangehen, sondern wird immer von seinem eigenen Vorverständnis in seiner sozio-kulturellen und historischen Bedingtheit ausgehen. Mit dem Verstehen des Textes erfährt dieses Vorverständnis jedoch eine Korrektur und Erweiterung, so dass wiederum ein besseres Textverständnis entsteht usw. Das Verstehen einer Quelle erfolgt immer unter bestimmten Fragestellungen, und bereits in der Fragestellung drückt sich ein bestimmtes **Vorverständnis** des zu untersuchenden Zusammenhanges aus. Der Interpret verfährt unreflektiert, wenn er sich das in seiner Fragestellung steckende Vorverständnis nicht bewusst macht. Dieses Vorverständnis ist nicht ein Störfaktor für das Auslegungsverfahren, denn ein voraussetzungsloses Herangehen an eine Quelle ist illusionär; vielmehr ist die Fragestellung und das darin eingeschlossene Vorverständnis die Voraussetzung dafür, dass eine Quelle überhaupt interpretiert werden kann.“⁶

² Bohnsack 2000: 21

³ Hitzler 1982: 141

⁴ Vgl. Hoffmann-Riem 1980; Lamnek 1995: 42 ff.

⁵ Hervorhebungen vom Originaltext übernommen

⁶ Vgl. <http://www.zoellner-online.org/uni05SS-k-hz.pdf>, S. 1

Verstehen ist somit ein idiografischer und induktiver Vorgang.⁷ Der Versuch einer

„Rekonstruktion von subjektiven Deutungsmustern, Alltagstheorien und subjektiven Sichtweisen der Menschen“⁸

wird also damit als Verstehensleistung aufgefasst.

Qualitative Verfahren eignen sich am besten dazu, die mit Hilfe von offenstrukturierten Interviews erhobenen Informationen zu rekonstruieren. *Bohnsack* bezeichnet die qualitative Forschung u. a. deshalb auch als „rekonstruktive“ Sozialforschung.⁹

Wie bei der Konzipierung von Forschungsdesign jeder qualitativen Forschung, stellte sich die Frage der Auswahl auch im vorliegenden Forschungsprozess an verschiedenen Stellen:¹⁰

1. Bei der „*Fallauswahl*“, das heißt also bei der Entscheidung, welche Personen interviewt werden sollen.
2. Bei der „*Fallgruppenauswahl*“, bei der die Frage beantwortet werden musste, aus welchen Gruppen diese Personen stammen sollen.
3. Bei der „*Auswahl der Methode*“, bei der entschieden werden musste, welche der durchgeführten Interviews im weiteren berücksichtigt, d.h. transkribiert und für die anstehenden Interpretationen aufbereitet und anschließend interpretiert werden sollen.
4. Bei der „*Auswahl im Material*“: Bei der Entscheidung über die Interpretation der Daten stellte sich die Frage, welche Ausschnitte des Textes für die Interpretation insgesamt oder für besonders detaillierte Auswertungen herangezogen werden sollen.
5. Bei der „*Präsentationsauswahl*“: Bei der Darstellung der Ergebnisse stellte sich noch die Frage, welche Fälle bzw. welche Textausschnitte können die Untersuchungsergebnisse am besten verdeutlichen?

⁷ Vgl. Lamnek 1995: 221 f.

⁸ Ebd.: 42

⁹ Vgl. Bohnsack 2000

¹⁰ Vgl. Flick, U. et al 1995

4.2 Biographieforschung

In diesem Kapitel werde ich zunächst eine kurze Definition der Biographieforschung vornehmen. In einem weiteren Schritt möchte ich dann einen Einblick in die Geschichte der (interkulturellen) Biographieforschung geben. Danach wird die Verknüpfung der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung mit dem Paradigma der qualitativen Sozialforschung diskutiert. Anschließend folgt eine kritische Auseinandersetzung mit der migrationspezifischen Biographieforschung.

Wie die übrigen qualitativen Forschungsmethoden entwickelte sich auch die Biographieforschung aus der Unzulänglichkeit der quantitativen Sozialforschung zur Untersuchung komplexer individueller Lebenskonstrukte.

In den objektorientierten, meist quantitativen Forschungsansätzen werden die Lebenswelten von Migranten hinsichtlich ihrer - gegenüber den Aufnahmegesellschaften unterschiedlichen - soziokulturellen Eigenschaften nicht differenziert erhoben und analysiert. Meist werden die Besonderheiten von Migrantenindividuen nicht berücksichtigt. Vielmehr basieren entsprechende Untersuchungen meist auf dem Erfahrungshintergrund der jeweiligen Forscher.

Die Biographieforschung wurde u. a. aufgrund der genannten Defizite der quantitativen Forschungsansätze und - vor allem - unter der Prämisse der Berücksichtigung von subjektiven Dimensionen der zu untersuchenden Individuen und ihrer Lebensläufe entwickelt. Sie ist somit ein qualitativer Forschungsansatz, der sich mit der Rekonstruktion von Lebensverläufen und Sinnkonstruktionen auf der Basis biografischer Erzählungen oder persönlicher Dokumente befasst. Sie ist dadurch gekennzeichnet, dass sie das Individuelle und das Subjektive ihres Adressaten in den Mittelpunkt stellt. Im Kontext der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung ist die Biographie also das Resultat individueller ganzheitlicher Wahrnehmungs- und Deutungsakte, in der die Menschen als Ganze in den Blick kommen, statt als abstrakte Merkmalsbündel und objektivierte Durchschnittstypen. Die Biografie kann als ein Bindeglied bzw. ein vermittelndes Konstrukt zwischen Subjekt und Gesellschaft betrachtet werden. Sie ist demzufolge nie etwas rein Individuelles, aber auch nie völlig sozial determiniert. Auf dieser Erkenntnis

basierend kann die Biographieforschung Theorie und Empirie, Reflexion und Handlung, also die Makro- und Mikroebene der Gesellschaften dialektisch vermitteln und relevante Erkenntnisse über individuelle und kollektive Sozialisierungen hervorbringen.

„Biographien sind also immer beides zugleich: die besondere Lebensgeschichte einer Person und konkretes ‚Dokument‘ einer ‚allgemeinen‘ - im Sinn von kollektiv geteilten - gesellschaftlich-historischen Geschichte.“¹¹

Wie *Alheit* darstellt, würden dabei die Erzählungen des Subjekts in der Interviewsituation eine neue Deutung erfahren. Dieses Phänomen hänge allerdings vom Interviewkontext bzw. von der interaktiven Interviewatmosphäre ab, in der die beteiligten Interaktionspartner bestimmte Erwartungen haben sollten.¹² *Alheit* und *Dausien* bezeichnen diesen Vorgang als „*Biographizität*“¹³

Die Geschichte der Entdeckung und Nutzung der Biographieforschung geht auf die „*Chicago School of Sociology*“ zurück. Sie hat sich zunächst in den Anfängen des 20sten Jahrhunderts mit der Studie der US-amerikanischen Soziologen *William I. Thomas* und *Florian Znaniecki* über die Migrations- und Integrationsbedingungen polnischer Migranten in einer Industriestadt im Norden der Vereinigten Staaten von Amerika etabliert.¹⁴ *Thomas* und *Znaniecki* untersuchen in ihrer Arbeit „*The Polish peasant in Europe and America*“ die Lebensbedingungen von polnischen bäuerlichen Einwanderern und ihre Integrationsbemühungen aus einer biographischen Perspektive. Die Autoren wurden vor allem zu ihrer Forschung motiviert, nachdem die amerikanischen Sozialarbeiter festgestellt hatten, dass sie mit den herkömmlichen Mitteln der Sozialarbeit den Verfall polnischer Familien in der dramatisch wachsenden Industriestadt nicht aufhalten können.¹⁵ Die fünfbandige Arbeit von *Thomas* und *Znaniecki*, die zwischen 1918 und 1920 veröffentlicht wurde, war in der damaligen Zeit die erste bedeutende wissenschaftliche Studie, die sich anhand von biographischem Material sowohl mit subjektiven als auch objektiven Aspekten der Lebensbiographie von Individuen auseinandersetzte. Mit dieser Studie

¹¹ Vgl. *Alheit* 2002: 223

¹² Vgl. *Alheit/Dausien* 2000: 257ff

¹³ Ebd.

¹⁴ Vgl. *Apitzsch* 2006: 500

¹⁵ Ebd.: 500

„wurde Biographieforschung als eine innovative sozialwissenschaftliche Methode entwickelt, die sich zum Ziel genommen hat, schwer erklärbare migrationspezifische soziale Phänomene als etwas qualitativ Neues gegenüber der Herkunfts- und der Aufnahmegesellschaft zu erklären.“¹⁶

Der Untersuchung über Bauern in Polen und ihre Lebensbedingungen als polnische Einwanderer in Amerika liegt eine umfangreiche Sammlung von Tagebüchern, Briefen, Memoiren, Autobiografien und Verwaltungsdokumenten zugrunde, die thematisch geordnet und interpretiert wurden. Ziel dieser biographischen Forschung war es dabei, die polnischen Einwandererkolonien nicht nur als Abbild der „*Old World Traits*“ bzw. als kulturelle Wurzeln, die diese Menschen aus der Alten in die Neue Welt hinüber retteten zu begreifen, sondern als etwas Neues, Emergentes, in dem sich unter bestimmten, näher zu erforschenden Bedingungen die neuen interkulturellen Regeln der Einwanderergesellschaft als ein „*tertium quid*“ herausbilden.¹⁷

Die Arbeit von *Thomas* und *Znaniiecki* ist nach *Apitzsch* vor allem deshalb von großer Bedeutung, da die Autoren Modernisierungs- und Kulturgefälle nicht nach dem Defizitschema interpretieren und nach entsprechenden pädagogischen Betreuungskonzepten fragen, sondern sich für die kreativen Potentiale derartiger Lebenskonstruktionen interessieren.¹⁸ *Apitzsch* hält zudem fest, dass sozialwissenschaftliche Biographieforschung schon seit ihren Anfängen - nicht zuletzt aufgrund dieser Studie - auf die Erforschung der Konstitution interkultureller menschlicher Lebenszusammenhänge gerichtet gewesen sei.¹⁹

Die Biographieforschung wurde nach diesem ersten Erfolg in die polnische Soziologie eingeführt und war der wesentlichste Forschungsansatz der empirischen Sozialforschung der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Sie war vor allem in der amerikanischen Soziologie der 20er und 30er Jahre der (dominante) qualitativ-wissenschaftliche Ansatz von mehreren Studien.

¹⁶ Vgl. *Apitzsch* 2006: 500

¹⁷ Vgl. *Thomas/Znaniiecki* 1958/1: 48–59

¹⁸ *Apitzsch* 2006

¹⁹ Ebd.

Unter dem Einfluss des biographischen Forschungsansatzes entfaltete sich in der Folgezeit die Chicago School of Sociology, die später den symbolischen Interaktionismus hervorbrachte.

Wie ihre Vorbildautoren *Thomas* und *Znaniiecki* bezogen auch die Forscher der *Chicagoer Schule* in ihre Untersuchungen Leserbriefe aus Zeitungen, private Briefe, Auszüge aus Autobiographien, Selbstdarstellungen etc. als Material in den Forschungsprozess mit ein. Es entstanden so zahlreiche qualitative Fallstudien zu diversen sozialen Problemen, die sich insbesondere mit Fragen der Gesellschaften und den sich darin befindlichen Personen, Gruppen oder subkulturellen Lebenswelten auseinandersetzten. Dabei lag das Augenmerk auf den urbanisierten Gesellschaften, die durch

„Massenelend, nationale und kulturelle Differenzen und Kriminalität“ gekennzeichnet waren.²⁰

Die von *Clifford R. Shaw* 1930 und 1931 verfassten Analysen von Lebensläufen straffälliger Jugendlicher waren ein weiterer Meilenstein in der Entwicklung der Biographieforschung.²¹ Nach 1945 wurde jedoch der Einfluss des qualitativen Forschungsansatzes begrenzt, darunter auch der der biographischen Sozialforschung. Aufgrund des Erfolges von quantitativen und strukturfunktionalistischen Methoden sank das Interesse an der Biographieforschung. Qualitative Forschungsmethoden wurden immer häufiger als Hilfsmittel im Rahmen einer Vorstudie vor dem eigentlichen Schritt quantitativer Forschung eingesetzt. Sie hatten somit eher die Funktion, der quantitativen Sozialforschung zu dienen, als als ein eigenständiger Forschungsansatz zu agieren.²²

Die in den 20er Jahren vorherrschenden Ansätze der Chicago School of Society, darunter auch der biographische Forschungsansatz, erlangten in den meisten deutschen Sozialwissenschaften keine Bedeutung. Biographische Quellen und Forschungsansätze wurden lediglich von den Erziehungswissenschaften und der Psychologie genutzt.²³ Die deutschen Sozialwissenschaften verzeichneten erst im Kontext des Positivismusstreites der 60er Jahre einen Zuwachs der Nutzung von Biographieforschung.

²⁰ Fuchs-Heinritz 2000, S. 93

²¹ Vgl. Shaw 1930/1931

²² Glaser/Strauss 1979

²³ Vgl. Fuchs-Heinritz 2000

In den 70er und 80er Jahren manifestierte sich in der Bundesrepublik dann ein regelrechter Boom biographischer Forschung. Die unterschiedlichen deutschen Fachdisziplinen entdeckten das Ich und den subjektiven Faktor im Alltag sowie in der Kulturszene für sich.²⁴ Dabei fanden neben erhobenen Interviewdaten auch selbstverfasste Lebensgeschichten, Tagebücher, Briefe, Familienmemoarien u. ä. als Material von wissenschaftlichen Untersuchungen Verwendung.

Einen neuen Aufschwung erfuhr die Biographieforschung in den 80er Jahren im Zuge einer erstarkenden qualitativen Sozialforschung. Sie entwickelte sich dann rasant zu einem anerkannten Forschungsansatz in der Soziologie.²⁵ Diese Entwicklung wurde unterstützt von einer tendenziellen Abkehr des soziologischen Fokus von System und Struktur hin zu Alltag, Lebenswelt und Akteur und von einem Wiederaufleben phänomenologischer Theorieansätze. Darüber hinaus wandte sich die Soziologie auch wieder einzelnen, sonst unauffälligen, aber als exemplarisch wertvoll erachteten Einzelfallstudien zu. In Folge der erwähnten Entwicklung hat sich die Biographieforschung zu einer inhaltlich wie auch methodisch fundierten Forschungsmethode entwickelt. Die Biographieforschung in Deutschland hat sich seit den 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts als ein essentieller Bestandteil der empirischen Sozialwissenschaften etabliert. Sie wurde seitdem in verschiedenen Wissenschaften zunehmend populär.²⁶

Dieser Sachverhalt - nämlich der relativ späte Einsatz der Biographieforschung in Deutschland - führte dazu, dass auch die migrationsspezifische Biographieforschung hier zu Lande erst ab diesen Jahren vorangetrieben werden konnte. Spätestens seitdem spricht man anstelle von der biographischen Forschung von der Biographieforschung. Man spricht inzwischen aber auch von der „*Biografisierung*“²⁷.

²⁴ Ebd.

²⁵ Dazu vgl. Kohli 1981, Fuchs-Heinritz 2000 und andere

²⁶ Vgl. Fischer/Kohli 1987, S. 25

²⁷ Vgl. Kohli/Robert 1984

Die Biographieforschung ermöglicht die individuellen Ressourcen ihrer Adressaten herauszuarbeiten, durch die der Migrationsprozess erst in Gange gesetzt und fortgeführt werden kann:

“Das (...) Konzept der Biographizität (vgl. ALHEIT ...) geht davon aus, dass Subjekte eingespielte Lebensumstände und Verlaufslinien, vorgefasste Handlungs- und Lösungsansätze, bislang bewährte Situationsdeutungen in ihrem Prozesscharakter zu begreifen lernen. Biographizität stellt dabei die Handlungsautonomie moderner Biographieträger in den Mittelpunkt.”²⁸

Mit der Thematik Erfahrungen der Individuen als biographische Ressourcen setzt sich u. a. auch *Erika M. Hoerning* in ihrem Beitrag „*Erfahrungen als biographische Ressourcen*“ auseinander.²⁹ Das biographische Kapital steht - ähnlich wie soziales und kulturelles - auch im Migrations- und Integrationsprozess der ausländischen Individuen als eine Ressource zur Bewältigung der Lebenslagen zur Verfügung.³⁰

Die migrationspezifische Biographieforschung in Deutschland beschäftigt sich jedoch leider eher mit der zweiten und/oder dritten Migrantengeneration der türkischen Einwanderer - nicht zuletzt aufgrund der sehr hohen Anzahl der türkischstämmigen Migranten.

Über diesen Tatbestand hinaus liegen jedoch auch mehrere Arbeiten zu anderen Gastarbeiterpopulationen vor, wie beispielsweise den Italienern, Griechen, Spaniern, (Ex-)Jugoslawen, (Spät-)Aussiedlern u.a.. Hierbei ist zu erwähnen, dass sich die meisten dieser Forschungen mit Migrations- und Integrationsproblemlagen der jeweiligen Migranten auseinandersetzen. Selbst die Arbeiten, die sich explizit zum Ziel gesetzt haben, die individuellen Ressourcen und Handlungsmöglichkeiten ihrer Informanten herauszuarbeiten, widmen sich im Endeffekt den eher defizitären Aspekten der Migrantenlebenslagen. Der Einwanderer wird dargestellt als Objekt, ja als Opfer, das seinem vorbestimmten defizitären Migrationsschicksal hoffnungslos und handlungsunfähig ausgeliefert worden ist. Dabei wird übersehen, dass Migranten auch handelnde Subjekte sind, die allein aufgrund von Krisenerfahrungen im Herkunftsland bereits über Transformations- und Mobilitätsfähigkeiten verfügen können, die sie befähigen, die Wirklichkeit globalisierter

²⁸ Egger 1996: 44

²⁹ Vgl. Hoerning 1989

Gesellschaften „gleichsam avantgardistischer“ zu bearbeiten, „als die Lebenspraxis autochthoner Bevölkerungsteile“ dies zeige.³¹

Apitzsch kritisiert an einer anderen Stelle aber auch Bourdieus Einwände gegen das Konstrukt der „Migrationsbiographie“ im sozialen Raum. Sie weist darauf hin, dass die Biographieforschung weder das Ziel haben kann, „ordentliche Geschichten“ hervorzulocken, noch Biographien auf ihre „Passung“ zu institutionell vorgegebenen Laufbahnen hin zu untersuchen.³²

„In den Biographien erkennen wir Produktionen des Nichtidentischen in beiden Richtungen: in Richtung der traditionellen Wissensbestände ebenso wie in Richtung auf in 'Laufbahnen' einmündenden Normalbiographien. Was interessiert, ist die Fähigkeit von Individuen, moderne Handlungsdispositionen an biographische Sinnressourcen anzuschließen und traditionale Formen dabei sowohl zu benutzen als auch zu verändern und aufzulösen“.³³

4.3 Hypothesen / Fragestellungen

Die Formulierung der Fragestellung ist ein zentraler Schritt in der Konzipierung des Forschungsdesigns.

„Fragestellungen sind so etwas wie die Tür zum untersuchten Forschungsfeld. Von ihrer Formulierung hängt ab, ob die empirische Vorgehensweise Antworten produzieren oder nicht“.³⁴

Zu wesentlichen Kriterien von Fragestellungen gehören ihre Stimmigkeit und Klarheit. Auch die Beantwortbarkeit im Rahmen von gegebenen, begrenzten - zeitlich, finanziell o.ä. - Ressourcen ist ein wichtiger Faktor für die Beurteilung von Fragestellungen.³⁵

Bei einer unklaren Fragestellung ist die Gefahr groß, dass Berge von Texten entstehen, vor denen der Forscher steht und sich bei deren Interpretation nicht mehr zu helfen weiß.

³⁰ Lutz 2000

³¹ Vgl. Apitzsch 1999: 482

³² Vgl. Apitzsch 1996a: 147

³³ Ebd.

³⁴ Flick et al 1995: 69

³⁵ Vgl. ebd.

Klare und konkrete Fragestellungen sind auch nötig für die Beurteilung der Angemessenheit von methodischen Entscheidungen in doppelter Hinsicht. Eine konkrete Fragestellung bewirkt also auch eine Reduktion der Vielfalt und damit Strukturierung des untersuchten Feldes.³⁶

Im Rahmen einer qualitativen Forschung lässt sich an jedem der Aspekte des zu untersuchenden Forschungsfeldes eine Untersuchung ansetzen und eine Fragestellung formulieren. Da es aber in den seltensten Fällen sinnvoll und realistisch ist, diese Aspektvielfalt vollständig in die Forschung einzubeziehen, wird der als wesentlich erachtete Ausschnitt eines mehr oder minder komplexen Forschungsfeldes, das unterschiedliche Festlegungen dieser Art ermöglichen würde, herausgearbeitet. Eine angemessene Fragestellung ist somit das Ergebnis von einem Eingrenzungsvorgang, indem die für die jeweilige Untersuchung relevanten Erkenntnisinteressen herausgearbeitet wurden.³⁷

Mein Forschungsinteresse richtete sich auf die Frage, inwiefern die Migrationserfahrungen und die damit verbundenen subjektiven Wahrnehmungen und Empfindungen der in den Städten Reutlingen und Tübingen ansässigen iranischen Migranten ihr Migrations- und Integrationsverständnis beeinflussen, und welche Handlungsweisen diese Gruppe von Migranten für ein gelungenes Zusammenleben mit den Deutschen für sinnvoll erachtet. In einem weiteren Schritt soll der Frage nachgegangen werden, wie diese Migrantengruppe ihre Lebenslage als Migranten bewältigt.

Hier wird davon ausgegangen, dass die Mehrheit der Iraner in vielerlei Hinsicht eine Integration anstrebt, aufweist und vorantreibt, ohne sich jedoch der Assimilationsförderung der deutschen Integrationspolitik zu fügen. Eine weitere Hypothese lautet, dass das Migrations- und Integrationsverständnis und die Überzeugungen von (iranischen) Migranten stark von ihren eigenen individuellen migrationsbiographischen Erfahrungen geprägt sind. So wird angenommen, dass der Typ „*beinahe assimiliert*“ typischerweise hier geboren oder aufgewachsen ist und entweder einer Ausbildung oder einem Studium nachgeht, sich primär auf die in der Aufnahmegesellschaft geltenden Normen und Rahmenbedingungen orientiert und sich allgemein viel mehr im Deutschen einfühlt. Ein „*Integrierter*“ könnte jemand sein, der nach seinem langwierigen Migrationsprozess heute

³⁶ Vgl. ebd.: 63 ff.

nun kein Jugendlicher mehr ist, der es aber trotz aller Anfangsschwierigkeiten und zeitlichen und räumlichen Verlusten geschafft hat, sich hochzuarbeiten und ein mehr oder weniger zufriedenstellendes Migrantendasein zu leben. Und ein „*skeptisch resignierter*“ Migrant, der Berrys „*marginal man*“ ähnelt, wäre möglicherweise eher ein Flüchtlingsmigrant, den man anfänglich in ein Flüchtlingslager gesteckt hatte und dem es aufgrund seines Duldungsstatus sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart den Zugang zum Arbeitsmarkt und anderen integrationsfördernden Angeboten verwehrt wurde.

Für die Überprüfung der oben erwähnten vorläufigen Hypothesen sind folgende Aspekte bzw. (Unter)Fragestellungen zu beantworten und zu diskutieren:

Vergangenheitsbezogen / Biographisch:

- Lassen sich kritische Ereignisse identifizieren, die die Einstellung zu Deutschland und den Deutschen beeinflusst haben?
- Welcher biographische Stellenwert wird den Anfangszeiten in Deutschland zugeschrieben?

Gegenwarts- und Zukunftsbezogen:

- Welche Vorstellungen einer gelungenen Integration sind erkennbar?
- Wann kann angesichts der aktuellen Lebenssituation (Sprachkenntnisse, sozialer Status, soziale Kontakte, u. a.) von einer Integration gesprochen werden? In welchem Fall liegt eine Desintegration vor?
- Was sind die kurz-, mittel- und langfristigen Entwicklungstendenzen der iranischen MigrantInnen?

4.4 Auswahl der Erhebungsmethode

In der qualitativen Forschung besteht die Befragung aus einer Reihe von Techniken, die hinsichtlich ihres jeweiligen Strukturierungsgrades variieren.

Das Interview ist eine dieser Datenerhebungstechniken, die die einzigartige Fähigkeit des Menschen zur verbalen Kommunikation nutzt.³⁸

Um in der vorliegenden Forschungsarbeit die Prozesse der Wirklichkeitsrekonstruktion einer iranischen Migrations- und Integrationsbiographie darstellen zu können, musste eine

³⁷ Ebd.

³⁸ Vgl. http://www.pflegewiki.de/wiki/Episodisches_Interview

Interviewform gewählt werden, die sich zur Analyse des individuellen alltäglichen Wissens über den speziellen Untersuchungsgegenstand bzw. das Untersuchungsthema und die dazugehörigen Geschichten eignete.

Als Erhebungsmethode wurde „*das episodische Interview*“ als Verknüpfung zwischen einer teilstandardisierten und einer narrativen Vorgehensweise gewählt und durchgeführt. Im Folgenden wird dem Kapitel „4.5 Interviews und Interviewte“ eine kurze Erläuterung über diese Interviewtechnik vorangestellt.

4.4.1 Episodisches Interview

Als Datenerhebungsmethode wurde das Instrument des episodischen Interviews nach Flick verwendet. Er entwickelte das episodische Interview für Untersuchungen zum Umgang mit dem technisierten Alltag. In seiner Untersuchung geht es um sie „*Soziale Konstruktion und Repräsentation technischen Handelns*.“³⁹ Das Ziel seiner Untersuchung war, beide Bestandteile des Wissens über diesen Gegenstandsbereich in Erfahrung zu bringen.

Dieses Forschungsinstrument schien für die Erhebung der für die Untersuchung benötigten Daten am geeignetsten zu sein. Diese Interviewtechnik wurde vor allem deshalb bevorzugt, weil sie mir als ein Kompromiss zwischen einer teilstandardisierten, auf Wissensbestände in einem Gegenstandsbereich ausgerichteten, und einer narrativen, auf Entwicklungs- und Erfahrungsprozesse gerichteten Vorgehensweise erschien.

Beim episodischen Interview wird davon ausgegangen, dass es nicht die eine Narration gibt, in der ein Gegenstandsbereich erfassbar ist, sondern dass es günstiger ist, sich mehrere kleine Episoden erzählen zu lassen:

„Ein Ausgangspunkt für das episodische Interview ist die Annahme, dass Erfahrungen der Subjekte hinsichtlich eines bestimmten Gegenstandsbereichs in Form narrativ-episodischen Wissens und in Form semantischen Wissens abgespeichert und erinnert werden.“⁴⁰

³⁹ Vgl. Flick 1996

⁴⁰ Flick, 1996: 124

Zentrale Aussage des episodischen Interviews ist, dass die „*narrativ-episodische*“ Wissensform erfahrungsnah sowie bezogen auf konkrete Situationen und Umstände organisiert ist. Die Wissensform „*semantisch*“ enthält dagegen davon abstrahierte, verallgemeinerte Annahmen und Zusammenhänge. Hier sind Begriffe, Oberbegriffe und ihre Zusammenhänge die zentrale Einheit.

Das episodische Interview nutzt die Vorteile von narrativem Interview und Leitfaden-Interview. Während das „*narrativ-episodisches Wissen*“ über Erzählaufforderungen (Narration bzw. sehr geringer Strukturierungsgrad) erhebt und analysiert wird, wird das „*Semantisches Wissen*“ dagegen durch konkretes-zielgerichtetes Fragen bzw. regelmäßige Aufforderungen zum Erzählen (Erzählgenerierende Fragesammlung bzw. Verzahnung von Strukturierung, Fokussierung *und* Offenheit) zugänglich gemacht. Dadurch ist gewährleistet, dass neben dem narrativen Charakter der Datenerhebung eine höhere und forschungspraktisch einfachere Vergleichbarkeit mit anderen Interviews gegeben ist:⁴¹

„Episodische Interviews wollen die jeweiligen Vorteile vom narrativen Interview und Leitfaden- Interview nutzen. Sie bedienen sich der Kompetenz des Interviewpartners, Erfahrungen in ihrem Ablauf und Kontext erzählend darzustellen. Episoden als Gegenstand solcher Erzählungen und als Zugang zu den für den untersuchenden Gegenstand relevanten Erfahrungen ermöglichen einerseits ein konkreteres Herangehen als die Erzählung der Lebensgeschichte. Andererseits können mit diesem Vorgehen – im Gegensatz zum narrativen Interview – auch Routinisierungen und Alltäglichkeiten analysiert werden“⁴²

Im episodischen Interview ist die Aufmerksamkeit auf Situationen bzw. Episoden gerichtet, in denen der Interviewpartner die für die Fragestellung der Untersuchung relevant erscheinenden Erfahrungen gemacht hat. Ziel des episodischen Interviews ist es, zu ermöglichen, bereichsbezogene Erfahrungen in allgemeiner, vergleichender etc. Form darzustellen und gleichzeitig die entsprechenden Situationen und Episoden zu erzählen. Bei dieser Methode bzw. diesem Verfahren kann der Interviewer die Erzählkompetenz der Interviewpartner nutzen, ohne auf Zugzwänge zu setzen. Somit wird dem Interviewpartner die Möglichkeit gegeben, seine Erzählung zu jeder Zeit zu beenden.⁴³

⁴¹ Ebd.

⁴² Flick, 1995: 128

⁴³ Vgl. Flick 1995

Diese Interviewform ermöglicht einerseits den Interviewpartnern, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Andererseits wird dem Forscher eine Analyse von Routinisierungen und Alltäglichkeiten zugänglich gemacht. Da der Interviewer durch die Orientierung an einer Reihe von Leitfragen in Bezug auf die Situation, die erzählt wird, und die Begriffe, die definiert werden sollen, mehr Möglichkeiten hat, in das Interview steuernd einzugreifen, wird der Erfahrungsbereich nicht nur auf seine erzählbaren Anteile reduziert.

4.4.1.1 Konzeption des Interview-Frageleitfadens

Der Leitfaden der vorliegenden Untersuchung wurde so konzipiert, dass er erzählgenerierende, offene und konkrete Fragen enthält. Durch den offenen und erzählauffordernden Charakter des Leitfadens wurde den Interviewpartnern viel Raum für die Erzählung ihrer subjektiven Relevanzsysteme ermöglicht. Dabei stand nicht die Biographie als Gesamtformung im Mittelpunkt der Untersuchung, sondern die Auseinandersetzung mit einem besonderen Gegenstandsbereich, nämlich dem Migrationserleben und dem daraus resultierenden Migrations- und Integrationsverständnis.

Durch den so konzipierten Frageleitfaden sollten wichtige und aufschlussreiche Daten erzeugt werden, die Rückschlüsse auf sequentielle migrationsgeschichtliche Ereignis- und Erfahrungsabläufe (z.B. im Kontakt zur Nachbarschaft, in der Öffentlichkeit, in den öffentlichen Institutionen, Kaufhäusern und Geschäfte, bei den Behörden, in den (Hoch-) Schulen, in Lokalen bzw. Restaurants, bei der Wohnungs- und Jobsuche, in der Arbeit, im Kontakt zu Mitgliedern bzw. Repräsentanten der Herkunftsgesellschaft, u.a.) erlaubten.

Die Muster der Verläufe dieser Episoden und deren Auswirkungen auf die iranischen Migrantenindividuen wurden herausgearbeitet und nach ihrer Reflektion im Bezug auf ihr Integrationsverständnis analysiert. Um die beiden strukturellen Anforderungen einer offen strukturierten Datenerhebung zu erfüllen, nämlich

„etwas Bestimmtes wissen zu wollen, also thematische Vorgaben zu machen, und gleichzeitig aber innerhalb dieser Fokussierungen das monologische Rederecht dem Interviewten zuzugestehen, ihm Raum für seine subjektiven Relevanzsysteme zu lassen“⁴⁴,

⁴⁴ Kruse 2004: Reader zu Seminar „Einführung in die Qualitative Interviewforschung“. Freiburg. In: <http://www.soziologie.unifreiburg.de/Personen/kruse/UniHomepage/Workshops/WeitereAngebote.html>

muss auf die im folgenden aufgeführten und aus der Gesprächsführung entlehnten Aspekte geachtet werden:

- keine geschlossenen Fragen („Ist Ihr Asylverfahren gut verlaufen?“)
- keine wertenden oder aggressiv klingenden Fragen
- keine Erwartungen andeuten („Sie hatten damals noch keinen geregelten Aufenthaltsstatus, haben Sie da auch...“)
- keine direkten, suggestiven Fragen („Sie haben bestimmt eine harte Zeit gehabt, wie war da...“)
- keine Scham- oder Schuldgefühle auslösenden Fragen
- keine Präsuppositionen/Vorgaben („Als sie noch einen Flüchtlingsstatus hatten, wie war da...“)
- keine emphatischen Kommentare (bis auf Affirmationen, um das Gespräch aufrecht zu erhalten („mhm“, „ja“))
- keine Deutungsangebote machen
- nicht auf Klärungen insistieren
- keine geschlossenen Nachfragen, mit denen das eigene Verständnis überprüft werden soll.

Darüber hinaus weist Kruse (2004) darauf hin, neben diesen spezielleren Anforderungen auch einige allgemeine Formulierungsaspekte zu beachten:

- keine uneindeutigen oder missverständlichen Fragen
- keine Fragealternativen anbieten
- keine Mehrfachfragen
- eine einfache Wortwahl verwenden (keine Fachausdrücke, keine ungebräuchlichen Fremdworte, etc.), bzw. die Wortwahl dem soziolinguistischen Niveau des Interviewten anpassen (Ein Drogenabhängiger hat eine andere Sprachweise als eine Akademikerin! Mit der Sprachweise einer Politikwissenschaftlerin wird man den Drogenabhängigen sicherlich überfordern, mit der Sprachweise des Drogenabhängigen wird sich die Politikwissenschaftlerin höchstwahrscheinlich unterfordert, ja veralbert fühlen.)
- Tabuthemen vorsichtig und eher am Ende des Interviews behandeln.⁴⁵

Der der Untersuchung zugrunde liegende Interview-Frageleitfaden⁴⁶ wurde nach dem oben erwähnten Prinzipien konzipiert. Er beinhaltet 22 offene Fragen.

⁴⁵ Ebd.

⁴⁶ Für den Interview-Frageleitfaden siehe *Anhang A.3*

4.5 Interviews und Interviewte

4.5.1 Auswahl und Beschreibung der Stichprobe (Sampling)

Im Gegenteil zur quantitativen Forschung spielt in der Regel in der qualitativen Forschung statistische Repräsentativität keine Rolle. Stattdessen steht die Forderung nach inhaltlicher Repräsentativität im Vordergrund, die über eine angemessene Zusammenstellung des Samplings erfüllt werden soll⁴⁷. So ging es in der vorliegenden Untersuchung hauptsächlich darum herauszufinden, wie die Migranten sich und ihre Migration und Integration empfinden, und nicht darum, wie viele Menschen mit diesen Empfindungen existieren. Somit war eine der grundlegenden Voraussetzungen für die Qualität der vorliegenden qualitativen Studie die Bildung von einem adäquaten Sample.

Ein Sampling auf der Basis von Zufallsstichproben war kontraindiziert, da durch eine zu kleine Stichprobengröße die Gefahr eines Stichprobenfehlers viel größer war⁴⁸. Deshalb bedurfte es einer bewussten - nicht zufälligen - kriteriengesteuerten Fallauswahl und Kontrastierung, bei der sichergestellt werden konnte, dass für die Fragestellung relevante Fälle berücksichtigt würden.

Schneeballverfahren wird allgemein als ein Verfahren formuliert, bei dem *„ausgehend von einer Person die von dieser benannten Personen befragt werden.“*⁴⁹ Das bedeutet, dass zuerst eine Person (Untersuchungseinheit) für eine zu erfüllende Quote ermittelt wird. Diese bereits ausgewählte bzw. befragte Person schlägt dann weitere geeignete Person(en) vor, die wiederum in die Stichprobe aufgenommen werden können. Diese stellen dem Forscher wiederum andere Personen zur Befragung vor, usw. Der Sampling kann sich so wie ein Schneeball immer weiter vergrößern., bis anschließend die Quoten erfüllt sind. Auf dieser Weise können die für die Untersuchung benötigten Daten viel wahrscheinlicher erhoben werden, da die Personen, die von der anderen bereits interviewten Personen empfohlen wurden, eine höhere Ähnlichkeit aufweisen können, als es bei einem Zufallsmechanismus zu erwarten wäre. Schneeballverfahren ist zudem aber auch deshalb vorteilhaft, da es weniger zeitintensiv ist und da der Sucherfolg größer ist als bei einer Zufallsauswahl.

⁴⁷ Lamnek 2005: 193

⁴⁸ Vgl. http://www.pflegewiki.de/wiki/Samplingverfahren_der_qualitativen_Forschung

Schneeballsverfahren senkt darüber hinaus die durch eventuell langen Suchvorgängen verursachten Kosten. Im Schneeballverfahren werden zwar auch Quoten festgelegt, die Elemente der Stichproben werden jedoch nicht wahllos bestimmt.

Patton⁵⁰ stellt der Zufallsauswahl generell die Strategie des „gezielten“ (purposive) Sampling gegenüber. Einer seiner Vorschläge lautet, gezielt besonders typische Fälle auszuwählen. In der Untersuchung ging es auch darum, die im Forschungsfeld vorhandene Heterogenität und/oder Homogenität der iranischen Migranten zu Tage treten zu lassen. Es sollten also Samples gebildet werden, die den Zugang zu denkbaren Migrations- und Integrationsverläufen der Mehrheit der zu untersuchenden Personengruppe ermöglichen. Mit der gezielten Auswahl unterschiedlicher Fälle sollte dieses Ziel weit besser erreicht werden.

Ich entschied mich also für eine Mischform, die die Vorteile von *Pattons* (purposive) Sampling und des Schneeballprinzips⁵¹ nutzen sollte. Mit der Umsetzung dieses Mischform-Konzeptes für das Sampling sollte erreicht werden, dass die für die theoretischen Annahmen der Untersuchung relevanten iranischen Migrantentypen für ein Interview gezielt gesucht und angeworben werden können.

Für die Auswahl des oben erwähnten „*purposive Sampling im Schneeballverfahren*“ wurden folgende Kriterien festgelegt:

Ich strebte die Zahl von 20 Probanden an (Stichprobe/Sample). Dies entspricht einer Anzahl von etwa 15% der Grundgesamtheit der erwachsenen (mind. 18 Jahre alten) iranischen Migranten in den Städten Reutlingen und Tübingen. Da es in der vorliegenden Untersuchung um die Migrations- und Integrationsituation der erwachsenen Iraner ging, wurde das Mindestalter für den Sampling auf 18 Jahre gesetzt. Eine Höchstaltergrenze wurde aber nicht festgelegt. Ein weiteres Auswahlkriterium war die Schichtzugehörigkeit. Zu den wichtigsten Einflussfaktoren auf den Integrationsgrad gehört außer den individuellen Prägungen, soziokulturellen Eigenschaften und Wertvorstellungen die Schichtzugehörigkeit. Es mussten deshalb möglichst viele vorhandenen iranischen

⁴⁹ Schnell/Hill/Esser: 282

⁵⁰ Patton 1990: 169 f

⁵¹ Vgl. Flick 1995: 75

Gesellschaftsschichten erfasst werden. Die bereits im Iran angestrebte berufliche und soziale Zugehörigkeit sollte zunächst einmal aus der Acht gelassen werden. Auch die hier geborenen und/oder aufgewachsenen Iraner sollten im Sampling berücksichtigt werden. Ein sehr wichtiges Kriterium hierbei war, dass auch sie volljährig sein sollten. Außerdem sollte auch darauf geachtet werden, beide Geschlechter miteinzubeziehen. Dafür musste die geschlechtsbezogene Anzahl der in Reutlingen und Tübingen ansässigen Migranten ermittelt werden. Die ermittelte Anzahl der beiden Geschlechter musste dann in Relation zueinander gesetzt und entsprechend ihrer prozentualen Anteile zu gleichen Teilen in die Stichprobe mitaufgenommen werden. Ein weiteres wichtiges Kriterium war, dass die Interviewpartner seit mindestens 5 Jahren⁵² in Deutschland dauerhaft ansässig waren.

Für die Rekrutierung der weiteren Interviewpartner griff ich das Angebot meiner ersten Interviewpartnerin *Frau M.* auf, die mir nach unserem ersten (Kennenlern-)Gespräch anbot, bei weiteren Personen in ihrem Bekanntenkreis für ein Interview mit mir anzufragen bzw. diese anzuwerben. Ich nahm das Angebot von *Frau M.* an, informierte sie über das Auswahl- bzw. Erhebungskonzept und gab ihr bekannt, nach welchen Typen von Informanten ich Ausschau hielt. *Frau M.* gab mir dann telefonisch Bescheid, sobald sie eine Person gefunden hatte, die meinen Vorstellungen in etwa entsprach. Ich nahm dann telefonisch Kontakt zu der von ihr vorgeschlagenen Person auf und klärte mit dieser, in wie weit sie als der nächste Interviewpartner geeignet wäre.

Aus den von *Frau M.* vorgeschlagenen potenziellen Interviewpartnern wählte ich zunächst einmal vier Personen für Interviews aus. Diese Personen wiederum schlugen mir weitere Personen aus ihrem Bekanntenkreis vor. Das Schneeballsystem war somit voll im Gange, bis ich schlussendlich die für die Datenerhebung benötigte Anzahl von Informanten erreicht hatte.

⁵² Aus Gründen der Bestimmungen der deutschen Asylpolitik, wie z.B. Unterbringung der Flüchtlinge in den Flüchtlingsheimen bzw. Sammelunterkünften, Arbeits- und Ausbildungsverbot u. ä. verzögert sich ja das (reguläre) Leben der Flüchtlingsmigranten unter Umständen um einige Jahre. Somit setzte die Ermittlung von Daten über die sozialstrukturelle, soziokulturelle, ökonomische Situation und den Integrationsgrad eine längere bzw. dauerhafte Aufenthaltsdauer der (iranischen) Migranten von mindestens 5 Jahren voraus. Damit konnte eine sonst mögliche Verfälschung der Daten abgewendet werden.

Unter oben aufgeführten Aspekten und Prinzipien konnten 9 Frauen und 11 Männer im Alter von 23 bis 66 Jahren rekrutiert und interviewt werden.⁵³ Der geplante Zeitrahmen für die Durchführung der Interviews war 3 Monate. Dieser Zeitraum konnte aber nicht eingehalten werden, da aus verschiedenen Gründen (wie z.B. Krankheit) manche Termine verschoben werden mussten.

Am Ende eines jeden Interviews ließ ich vom jeweiligen Interviewpartner eine schriftliche Einverständniserklärung unterschreiben. Diese Einverständniserklärung diente dazu, den Interviewpartnern sowie mir selbst einen gewissen Schutz vor eventuellen datenschutzrechtlichen Unannehmlichkeiten zu gewähren.⁵⁴

Um aus den so erhobenen Interviews Fälle herauszukristallisieren, die das Forschungsfeld in seiner Vielfalt aufspannen sollten, wählte ich dann das 1977 vom *Glaser* und *Strauss*⁵⁵ empfohlene Verfahren der minimalen und maximalen Kontrastierung. Nach *Glaser* und *Strauss* erhöht die Maximierung von Unterschieden die Wahrscheinlichkeit für die Erhebung von Variationen zu einer bestimmten Kategorie. Bei der Minimierung wird dagegen eine Erhöhung der Wahrscheinlichkeit erreicht, bei der ähnliche Daten zu einer bestimmten Kategorie gefunden werden können.⁵⁶

Um inhaltlich zu einem möglichst breiten Spektrum an theoretisch interessierten Kategorien und Themen(-felder) zu gelangen, entschied ich mich für die maximale Kontrastierung. Ich suchte aus den mir vorliegenden Interviewkonstellationen sehr unterschiedliche Interviewpartner aus, bei denen jeweils eine vollkommene, eine gelungene und eine nicht gelungene Integration festgestellt werden konnte. Die Kontrastierung bezog sich zum größten Teil auf die äußeren Kriterien. Dabei sollten zum einen die in der deutschen Aufnahmegesellschaft erreichten bzw. aktuellen sozialstrukturellen Merkmale, zum anderen diejenigen Merkmale berücksichtigt werden, die auf eine gelungene oder gescheiterte Integration der Interviewpartner deuteten. Vom Interesse waren beispielsweise Faktoren wie Aufenthaltsstatus, Sprachkenntnisse, schulische und berufliche Werdegang,

⁵³ Für mehr Hintergrundinformationen über die einzelnen Interviewpartner siehe Kap. V und Kap. VI

⁵⁴ Für die Einverständniserklärung siehe *Anhang A.4*

⁵⁵ Glaser/Strauss 1977

⁵⁶ Ebd.: 55 ff.

soziale Kontakte und nicht zuletzt die Art der Äußerungen, die die Interviewpartner bezüglich ihres Migrations- und Integrationsverständnis gemacht hatten. Nach der Berücksichtigung der oben erwähnten Prinzipien, konnte erreicht werden, dass sowohl eine sehr integrierte, ja beinahe assimilierte junge Iranerin, als auch eine gut integrierte und sehr erfolgreiche Politikwissenschaftlerin sowie ein Drogenabhängiger, der einen skeptisch-resignierten Iraner repräsentierte gezielt ausgewählt wurden. Sowohl das bereits vorhandene theoretische (Vor-)Wissen über das Forschungsfeld, als auch die relativ genauen Kenntnisse über die Inhalte der Interviews erhöhten die Wahrscheinlichkeit, die richtigen Fälle ausgesucht zu haben.

Die drei so ausgewählten Interviewkonstellationen wurden dann jeweils einer intensiven Einzelinterpretation nach Heiners „*Kasuistischen Interpretation*“⁵⁷ unterzogen.

4.5.2 Interviewstruktur und Interviewführung

Aus meinen eigenen Erfahrungen wusste ich bereits, dass diejenigen Iraner, die im erwachsenen Alter nach Deutschland gekommen waren, sich am besten in ihrer Muttersprache entfalten können. Diejenigen von ihnen, die in Deutschland geboren und/oder aufgewachsen waren, beherrschten eher die deutsche Sprache und hatten Probleme, sich in ihre Muttersprache einzufühlen. Deshalb fragte ich alle meinen Informanten, ob sie das Interview auf Deutsch oder auf Persisch machen wollten.

14 meiner Interviewpartner wollten unbedingt auf Persisch interviewt werden. Außer bei drei von ihnen, hatte ich bei keinem das Gefühl, er verfüge für das relativ komplexe Interviewthema über keine ausreichenden Deutschkenntnisse.

«*In der Muttersprache lässt sich besser einfühlen*», teilte mir sogar *Frau M.* mit, die in Deutschland Politikwissenschaften studierte und nun als Leiterin eines deutschen Sprachinstituts arbeitete. Zwei von ihnen hatten einen Dokortitel und waren als Wissenschaftler tätig. Bereits bei dieser Angelegenheit ließ sich eine meiner Vorannahmen bestätigen, dass die Mehrheit der in Deutschland dauerhaft ansässigen Iraner eine Integration, aber keine Assimilation befürwortet und anstrebt.

⁵⁷ Für Details siehe Kapitel 4.6ff.

Sehr aufschlussreich - hinsichtlich des Integrationsgrades - war es für mich, als sich drei meiner Informanten (zwei Frauen und ein Mann) ausdrücklich wünschten, auf Deutsch interviewt zu werden. *Frau S.*, eine von ihnen, war als elfjähriges Mädchen in Folge einer „*Familienzusammenführung*“ nach Deutschland immigriert und sprach nach ihren eigenen Angaben sowie nach meiner während unseres Kennenlernetreffens entstandenen Wahrnehmung die deutsche Sprache besser als ihre Muttersprache. Hin und wieder hatten wir uns ja bei unserem Erstkontakt im Persischen unterhalten.

«Ich kann mich besser ins Interviewthema einfühlen, wenn ich nicht ins Persische umschalten muss. Deutsch ist ja die Sprache, in der ich lebe und nicht Persisch», teilte sie mir etwas verlegen und verschämt mit.

«Ich kann zwar gut Persisch verstehen, sprechen oder gar denken in ihr fällt mir aber ziemlich schwer», teilte mir Herr A mit, der in Deutschland geboren ist.

Frau Mi., die dritte Person, die sich ein Interview auf Deutsch wünschte, machte aber keinen Eindruck, als ob sie kein Persisch verstand oder sich in der persischen Sprache nicht sicher fühlte.

«Ich habe mehr als mein halbes Leben in Deutschland verbracht. Ich habe ganz wenige iranische Bekannte und Freunde. Meine Arbeit als Sozialpädagogin fordert, dass ich viel lesen muss. Ich mache viele Fortbildungen und besuche Seminare, die ja üblicherweise in Deutsch abgehandelt werden. Darüber hinaus habe ich in meiner Arbeit nur mit den Menschen zu tun, die alle Deutsch sprechen bzw. sprechen müssen. Iranische Klienten hatte ich noch nie. So verzeih' mir bitte. Aber ich habe es wirklich leichter, wenn ich mich über so komplexe Themen wie das Thema Migration in Deutsch unterhalten und artikulieren kann», teilte sie mir mit.

Die Interviewdurchführungen fanden - meist auf Wunsch der Informanten - in den Wohnungen der Interviewpartner statt. Die Interviews wurden auf Tonband aufgenommen.

4.5.3 Einführung ins Interview

Die Small Talks, die ich mittlerweile standardmäßig vor jedem Interview führte, dienten dazu, in einer lockeren Atmosphäre - meistens beim Kaffee oder eben beim persischen Schwarztee - sich auch zwischenmenschlich näher zu kommen. Dabei war es mir sehr wichtig, meinem Interviewpartner die Gelegenheit zu geben, auch über mich als ebenso Migrant etwas zu erfahren. Selbstverständlich konzentrierte ich mich darauf, meine Ausführungen knapp zu halten und ich bemühte mich stets darum, dass sich die Informationen zu meiner Person auf harte Daten begrenzen. So konnte ich dem Problem entgehen, meinen Interviewpartner durch mein eigenes Migrations- und Integrationsverständnis eventuelle Vorgaben zu machen. Das zentrale Anliegen der erwähnten Small Talks war es, die für die Interviewpartner meistens unangenehmen bzw. anstrengenden Erinnerungsarbeiten - so weit es ging - zu lockern und zu erleichtern. Ich hatte den Eindruck, dass sich meine Informanten z.B. nicht mehr für ihre Lebenssituation im Flüchtlingslager schämten und dementsprechend ihre Empfindungen möglichst offen und sachgerecht schilderten. Sie hatten ja jemanden vor sich, der ihnen erzählte, dass er selbst alle Stationen eines Migrantendaseins durchlaufen hat. Ein weiteres Ziel der geschilderten Small Talks war, die harten Daten meiner Interviewpartner, die ich oft beim Kennenlerngespräch ermittelte, zu vervollständigen.

Bevor ich mit einem jeden Interview anfang, tastete ich mich langsam voran und versuchte mit einer weitgefassten „*Intervieweinführung*“ meine Interviewpartner sowohl an das Thema der Untersuchung zu erinnern als auch ihnen zu erkennen zu geben, dass ihnen viel Raum zum Erzählen zur Verfügung steht, und dass sie dabei offen und ohne meinen Eingriff in den Gesprächsverlauf reden sollten:

«Zunächst einmal möchte ich mich bei Ihnen nochmals für die heutige Einladung und Ihre Bereitschaft, mit mir ein Interview zu führen, sehr bedanken.

Wie Sie es schon durch unsere Vorgespräche wissen, habe ich Sie heute zu einem Interview gebeten, in dem es um die Alltagserfahrungen der iranischen Migranten, ihre Migrationsempfindungen und ihr Integrationsverständnis geht.

Ich habe den Eindruck, dass in den Medien viel über Migranten geschrieben und gesprochen wird, aber was die Migranten selbst denken und empfinden, bleibt dabei im Verborgenen. Ähnlich verhält es sich in der deutschen Migrationsforschung. Es gibt nur

unzureichend Ansätze in der deutschen Forschung, die sich mit den Migrations- und Integrationsempfindungen der iranischen Migranten befassen. Diese Migrantengruppe und ihre Lebensbedingungen ist vor allem in den deutschen Kleinstädten wie Reutlingen und Tübingen gar nicht erforscht. Deshalb möchte ich gerne, dass Sie mir beim Interview Ihre Erfahrungen, Erlebnisse und Anschauungen hier in Deutschland schildern. Natürlich müssen Sie nicht alles in ganz ausführlicher Form erzählen, aber Sie könnten mir von Ihren wichtigsten Migrationslebensphasen, Ihren wichtigsten Erfahrungen und den Ereignissen in Ihrem Leben erzählen, die Ihr Leben auch nachträglich beeinflusst haben.

Ich werde Sie also immer wieder bitten, mir Situationen zu erzählen, in denen Sie bestimmte Erfahrungen gemacht haben. Erfahrungen, die wichtige Lebensabschnitte für Sie darstellen, die in Ihnen bestimmte Empfindungen hervorrufen bzw. hervorgerufen haben. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir zu jeder gestellten Frage Ihre Erfahrungen, Ihre Erlebnisse und Ihre Ansichten ganz offen erzählen würden.

Das heutige Interview wird etwa 1½ Stunden dauern. Ich werde das Interview aufs Band aufnehmen. Selbstverständlich werden alle Ihre persönlichen Daten anonymisiert.

Zu Ihrer und meiner Sicherheit hinsichtlich des Datenschutzes werde Ihnen eine Einverständniserklärung aushändigen, die wir beide unterschreiben werden. Jeder von uns erhält dann ein Exemplar davon. Eventuell werden wir uns noch ein Mal treffen müssen, um offene Fragen zu klären, die sich mir vielleicht bei der Auswertung gestellt haben.

Sie erhalten auch ein Exemplar von der Auswertung Ihres Interviews. Selbstverständlich stehe ich Ihnen gerne zum Durchsprechen Ihres interpretierten Interviews zur Verfügung.

Sind Sie mit diesem Vorgehen einverstanden? Ist es für Sie okay so?»

- Antwort abwarten...

- Falls ja, dann die letzte unten aufgeführte Frage stellen.

- Falls nein, eine Klärung anstreben, bis die Unklarheit beseitigt ist, dann die letzte unten aufgeführte Frage stellen.

«Hätten Sie vielleicht noch Fragen?»

- Antwort abwarten...

«Dann können wir anfangen.»

Nach dieser ausführlichen Intervieweinführung stellte ich dann meine erste Frage bzw. setzte ich meinen ersten „*Erzählstimulus*“⁵⁸.

Heiner bezeichnet diesen Stimulus als „*Narrativen Impuls*“⁵⁹.

4.6 Datenauswertung und Interpretation

4.6.1 Materialbasis, Auswertungsdesign und Auswertungsmethoden

Zur Auswertung lagen mir siebzehn transkribierte Interviews.⁶⁰ Im Hinblick auf den bereits im *Kap. 4.5.1* dargestellten Samplingsprinzipien, entschied ich mich für zwei unterschiedliche Auswertungsmethoden, nämlich für den „*Thematischer Aussagenvergleich*“ und die „*Kasuistische Interpretation*“.

Da es sich bei den erwähnten siebzehn Transkripten um einen Textumfang von insgesamt 290 Seiten handelte, verzichtete ich auf ihre komplette Übernahme im Anhang. So wurden im *Anhang A.1* nur die der drei (Einzelfall-)Interpretationen (*Kapitel 6.1* bis *6.3*) zugrunde liegenden Transkriptionsversionen abgedruckt. Somit ist gewährleistet, dass sie jederzeit zu einer Gegenüberstellung herangezogen werden können. Hierbei ist zu erwähnen, dass selbst bei dem einzigen, dem *Anhang A.1* zugehörigen in deutscher Sprache geführten Interviewtranskript von *Frau S.* keine Glättung und somit keine sprachliche und grammatikalische Korrekturen vorgenommen wurden, da ansonsten die Authentizität der Gesprächssituationen nicht hätte bewahrt werden können. Wer sich für eine Einsicht ins Gesamtmaterial interessiert, kann sich dieses auf Anfrage per Mail zuschicken lassen.

⁵⁸ Erzählstimulus:

Der Erzählstimulus ist eine Aufforderung, die zum freien Reden veranlassen soll. Der Interviewer versucht am Anfang des Interviews durch den Erzählstimulus ein bestimmtes Thema in den Mittelpunkt zu rücken. Erzählstimulus ist also eine Art roter Faden, der die Erzählung lenken kann. Dabei geht es vor allem darum, dass die interviewte Person in der Themenstellung den „Charakter einer zu erzählenden Geschichte“ erkennt und einen Sinn im Interview sieht. Der Erzählstimulus bleibt der einzige Impuls. Aufbau und Inhalt der Haupterzählung wird dem Interviewpartner selbst überlassen. (Vgl. Glinka 1998: 10)

⁵⁹ Vgl. Heiner 2007: 227

⁶⁰ Wie im Kapitel 4.5.1 erwähnt, interviewte ich insgesamt 20 Personen. In der Auswertungsphase musste ich jedoch auf die Übersetzung und Aufbereitung von drei Interviews verzichten, da mich die Interviewpartner, von denen diese Migrationsbiographien entstammten, nachträglich darum gebeten hatten, sie doch nicht in die Forschung mit einzubeziehen. Dies begründeten sie mit sehr persönlichen Gründen. Gleichzeitig baten sie mich darum, nichts von dem preiszugeben, was sie mir vor, während und nach dem Erhebungsprozess anvertraut hatten.

4.6.2 Thematischer Aussagenvergleich

Die mögliche Bandbreite der Migrations- und Integrationsbedingungen, unter denen die (iranischen) Migranten integriert bzw. desintegriert wurden, lässt sich erst bei Betrachtung des gesamten Spektrums der siebzehn Interviews erschließen. Deshalb entschied ich mich dafür, die wesentlichen Themen der durchgeführten Interviews zusammenzufassen und miteinander zu vergleichen. So entwickelte ich nach der Einordnung und Zuteilung von Themenfeldern eine Lesart, die es je nach Themenfeld möglich machte, die relevanten Textabschnitte zu erkennen, mit den anderen Interviews zu vergleichen, und die Auswertung zu verfassen.

Diese Art von Quervergleich bot sich vor allem deshalb sehr an, da die Themen der Interviews aufgrund des verwendeten Interviewleitfadens sehr ähnlich waren. So ließen sich Unterschiede bzw. Ähnlichkeiten in den Migrationssozialisierungen und in den aus diesen Erfahrungen und Erlebnissen resultierenden Migrations- und Integrationsverständnissen in bezug auf die verschiedenen Themengebiete sehr gut herausarbeiten.

4.6.3 Einzelfallinterpretationen („Kasuistische Interpretationen“)

Wie im *Kap. 4.5.1* erwähnt, wurden anhand der Methode der „Maximalen Kontrastierung“ bereits beim *Sampling* festgelegt, dass drei sehr unterschiedliche Integrationstypen jeweils einer intensiven *Einzelfallinterpretation* unterzogen werden.

Orientiert an der von *Maja Heiner* konzipierten Methode der „Kasuistischen Interpretation“, wurden demzufolge die aus den Episodischen Interviews mit *Frau M.*, *Frau S.* und *Herrn J.* gewonnenen Daten aufbereitet, transkribiert, und nach der Festlegung des „Auswertungsdesigns“, einzelinterpretiert. Bei der Interpretation wird zu einer ersten Orientierung zunächst eine Kurzcharakterisierung (Hintergrundinformation) des jeweiligen Interviewpartners erstellt, die dann im Lauf seiner weiteren Analyse fortlaufend überprüft und gegebenenfalls modifiziert wird. Dieser Kurzbeschreibung folgt dann die Interpretation des Einzelfalles. Die so gewonnenen Einzelfallinterpretationen dienen vor allem dazu, die ursprünglichen Fragestellungen der Untersuchung zu überprüfen und zu ergänzen.⁶¹

⁶¹ Heiner 2004

Bevor ich mich an die eigentlichen Auswertungs-Arbeitsschritte machte, hielt ich mir auf einem Blatt fest, was mir beim ersten Durchlesen der Interviewtranskriptionen zu den einzelnen Aussagen oder dem Interviewverlauf auffiel. Um nahe am gesprochenen Text, also „*immanent*“ zu bleiben, versuchte ich die Struktur des Interviews zusammenzufassen und sie mir durch meine Aufzeichnungen zu verdeutlichen. Diese Grobeinschätzung des Einzelfalles könnte sowohl während der Auswertung, als auch nachdem sie fertiggestellt wurde von Bedeutung sein. Sie könnte Informationen enthalten, die zum Beispiel beim Kondensieren verloren gehen können.

4.6.3.1 Auswahl der zu interpretierenden Interviews

An dieser Stelle ist es zu erwähnen, dass ich versucht habe, die Auswahl der Interviewpartner *Frau M.*, *Herr J.* und *Frau S.* für die Auswertung nicht willkürlich vonstatten gehen zu lassen.

Bei der vorliegenden Untersuchung ging es ja vor allem darum, anhand der Biographieverläufe der iranischen Migranten der Frage nachzugehen, wie sich diese Migranten ihren Migrationsalltag erleben und empfinden und welches Integrationsverständnis sie aufweisen. Bei der Erstansicht der Transkribierten Interviews stellte sich bald heraus, dass bezüglich des oben erwähnten Untersuchungsgegenstandes - also das Erleben und Empfinden vom Migrations- und Integrationsgeschehen - innerhalb der gesamten Informantengruppe keine starken inhaltlichen Differenzen vorzufinden waren. Sie stimmten in wesentlichen Themenkomplexen der Studie überein, wie z.B. in der Selbsteinschätzung ihres Integrationsgrades, in ihrem Migrations- und Integrationsverständnis, in ihren Bewältigungsstrategien, etc.. Bei diesem Vorgang wurde aber auch ersichtlich, dass sich auf der vorliegenden Materialbasis drei Integrations-Typen herausarbeiten lassen, die sich vorwiegend aus strukturellen Gründen unterscheiden:

der Typus der „*integrierten*“

der Typus der „*skeptisch resignierten*“ (im Sinne von Berrys „*marginal man*“) und

der Typus der „beinahe assimilierten“

Für jeden Typus wurde aus den 17 transkribierten Interviews ein Interviewpartner ausgewählt, der in besonders ausgeprägter Weise die Merkmale des jeweiligen Typus aufwies.

Frau Ms. Interviewinterpretation steht am Anfang meiner Interpretationsreihe, da sie aus meiner Sicht als Kollektivbeispiel der von mir Befragten iranischen Migranten, nämlich der Typ „*integriert*“ benannt werden kann. Danach komme ich zu *Herr J.*, der sich nun nach einer früheren Drogenkarriere, in einer tiefen depressiven Lebenskrise befindet, und wie er selbst hin und wieder sagt „*hängengeblieben*“ ist und ein Leben nach dem Muster der von Berrys dargestellten „*marginal man*“ führt und somit zu den „*skeptisch resignierten*“ Typen der iranischen Migranten gezählt werden kann.

Anschließend werde ich *Frau S.* vorstellen. *Frau S.* war die einzige Person im gesamten Sample, die zum Zeitpunkt ihrer Einreise nach Deutschland ein minderjähriges Mädchen war. Sie folgte lediglich ihren Eltern in die Migration. Das heißt, dass sie ihre Migration nicht selbst aktiv gewollt und mitgestaltet hat. Trotzdem gehört sie heute zu den erfolgreicherem und am besten integrierten iranischen Migranten. *Frau S.*s Migrationsbiographie kann für die vorliegende Untersuchung vor allem aber auch deshalb sehr interessant und aufschlussreich sein, da sich *Frau S.* - trotz ihres sehr hohen Integrationsgrades bzw. ihrer „*assimilativen Lebens- und Verhaltensweisen*“ - als „*Deutsch-Iranerin*“ definiert und nicht als (nur) Deutsche. Somit konnte *Frau S.* für die Darstellung eines „*beinahe assimilierten*“ Typus gewählt werden.

4.6.3.2 Auswertungsschritte der Einzelfallinterpretationen⁶²

Um eine detaillierte Einzelfallanalyse durchführen zu können, wurden die folgenden 10 Interpretationsschritte unternommen: (1) Kondensieren des Transkriptes, (2) Paraphrasieren des Kondensates, (3) Sequenzieren, (4) Paraphrasierendes Kategorisieren anhand der sequenzierten Paraphrasen, (5) Thematisches Gruppieren (Sortieren) der Kategorisierungen, (6) Pondieren, (7) Visualisierendes Relationieren, (8) Relationierendes Codieren, (9) Textbezogene Rekontextualisierung, (10) Erarbeitung des Zentralphänomens.

(4.6.3.2.1) Kondensieren des Transkriptes:

In der Kasuistischen Interpretation ist das Kondensat die wichtigste Grundlage der Interpretation, da im gesamten Interpretationsprozeß darauf zurückgegriffen wird.

Transkribierte Interviews wurden durch Streichungen bzw. Kürzungen der weniger informativen Aussagen des Interviews um etwa 20% bis 40% also auf bis zu ein Drittel der

Ursprungsmenge reduziert. Die Streichungsstellen wurden mit (...) markiert damit es zu jedem Zeitpunkt des gesamten Interpretationsprozesses ersichtlich ist, an welche Stelle wegreduziert wurde. Die Zeilen des so entstandenen neuen Basismaterials wurden anschließend nun erneut durchgezählt.

Bei der Reduzierung bzw. Streichung wurde stark darauf geachtet, dass die in der Transkription enthaltenen wichtigen verbalen, sowie paraverbalen Informationen, Eigenarten, etc. erhalten bleiben und nicht verloren gehen.

Bei der Auswahl der Interviewstellen für die Streichung bzw. Bewahrung von Textstellen wurden auf folgende Kriterien geachtet:

- der Sinnzusammenhang der Interviewaussagen durften nicht verloren gehen
- die subjektive Relevanz⁶³ der im ersten Ansehen vielleicht unbedeutenden, dennoch wichtigen Interviewpassagen sollte stets beachtet werden.
- das Erkenntnisinteresse des Forschers stellt ein Auswahlkriterium dar, das aber durch Beachtung alternativer Relevanzstrukturen des Textes bewusst kontrastiert wird:

„Erscheint es nicht möglich, das Transkript durch Kürzungen auf mindestens zwei Drittel des transkribierten Textes zu kondensieren, so ist eine Zwischenlösung zwischen Paraphrasieren und Kondensieren denkbar, die zu einem gemischten Basistext für die Interpretation führt.“^{64 65}

Da sich die vorliegende Untersuchung nicht für alle Aussagen der Interviewpartner interessierte, konnten außerdem bereits beim ersten Durchlesen der Transkriptionen manche für die Untersuchung unbedeutsame Äußerungen weggelassen werden. Zum Beispiel Aussagen über frühere Lebensbiographieetappen, bei denen keinen spezifischen Zusammenhang zum Verlauf der Migrationsbiographien in Deutschland festgestellt werden konnte.⁶⁶

⁶² Vgl. Heiner 2004 und 2007 sowie Heiners nicht veröffentlichtes Manuskript (o. J.)

⁶³ Für mehr Inputs über die „subjektive Relevanz“ siehe Heiners nicht veröffentlichtes Manuskript (o. J.): 11f.

⁶⁴ Vgl. Heiners nicht veröffentlichtes Manuskript (o. J.): 18-19

⁶⁵ Eine Ausführlichere Erläuterung der in Zitatenerwähnten Vorgehensweise ist im *Frau Heiners* derzeit noch nicht veröffentlichtes Manuskript zu finden und in Beispielen über www.pro-soz-arb.de nachzuvollziehen. Das Manuskript ist nicht über die Verfasserin zu beziehen.

⁶⁶ Vgl. Heiners nicht veröffentlichtes Manuskript (o. J.): 9ff.

Hier ein Beispiel zur Veranschaulichung des eben erläuterten Interpretationsschrittes:

Transkribierter Text:

„Gut...,in Beziehung auf die Iraner...(denkt laut). Als wir kamen, war unsere Beziehung zu Iranern hier aufgrund unserer organisatorischen Beziehungen zu ihnen klarer.

Es war klar, mit wem wir Kontakt haben werden. Wir kannten sie, irgendwie namentlich und so.

Dann als wir hierher ankamen, gab es auch hier einige Spaltungen in der Organisation, der wir angehörten. Jeder wollte jeden für sich gewinnen. Da wir aber mit anderen Gedanken gekommen waren, versuchten wir langsamer zu machen und irgendwie uns zu stoppen. Das heißt wir warteten darauf, was passierte, was wir überhaupt machen würden. Wir wollten erstmals mit keiner der Gruppierungen arbeiten.

Dennoch versuchten die Leute uns irgendwie zu helfen, zum Beispiel in Beziehung auf unser Heim, oder was die Dolmetscher –oder Übersetzungsarbeiten anging. Es war in dieser Beziehung sehr gut. Sie halfen uns wirklich.

Später aber hatten wir keine besondere Beziehungen zu einander. Das heißt, dass wir nicht miteinander arbeiten konnten. Die iranische Gemeinschaft war politisch zerstritten. Das war aber auch irgendwie nett. Sie hatten eben auch ihre eigenen privaten Probleme und Traumaerlebnisse.

Auf jeden Fall war unsere erste Begegnung mit ihnen eine gute“.

Kondensat:

(...) „Dann als wir hierher ankamen, gab es auch hier einige Spaltungen in der Organisation, der wir angehörten. Jeder wollte jeden für sich gewinnen. (...) Wir wollten erstmals mit keiner der Gruppierungen arbeiten.

Dennoch versuchten die Leute uns irgendwie zu helfen, zum Beispiel in Beziehung auf unser Heim, oder was die Dolmetscher- oder Übersetzungsarbeiten anging. Es war in dieser Beziehung sehr gut. Sie halfen uns wirklich.

(...) Die iranische Gemeinschaft war politisch zerstritten. Das war aber auch irgendwie nett. Sie hatten eben auch ihre eigenen privaten Probleme und Traumaerlebnisse.

Auf jeden Fall war unsere erste Begegnung mit ihnen eine gute“.

(4.6.3.2.2) Paraphrasieren des Kondensates:

Um in einem nächsten Schritt die Interviewaussagen kategorisieren zu können, kann sowohl das Transkript selbst, als auch das Transkriptkondensat anhand des Paraphrasierens nochmals reduziert werden. Paraphrasieren meint also eine Zusammenfassung bzw. Umschreibung der Interviewaussagen in eigenen Worten. Eine Paraphrase ist weit ausführlicher als eine Kategorisierung, die einen oder drei Begriffe (Kategorien) umfaßt. Beim Paraphrasieren bleibt der Forscher also noch immer nah am Text.

Da ich noch nicht in der Heinerschen Methode des Kategorisierens geübt war, zog ich es vor, mit paraphrasierten Texten zu arbeiten. Damit hatte ich die Möglichkeit, die mir vorliegenden Textmengen allmählich zu abstrahieren. Wie den meisten Interpreten fiel es auch mir sehr schwer, mich vom Text zu lösen und die zentralen Aussagen zu benennen. Die kondensierte Paraphrase konnte mir dies erleichtern.

„Wenn man noch nicht im Kategorisieren geübt ist, dann empfiehlt es sich mit paraphrasierten Texten zu arbeiten, weil damit noch eine Arbeitsstufe mehr der allmählichen Abstraktion vom Text gegeben ist. Den meisten InterpretInnen fällt es schwer, sich vom Text zu lösen und die zentralen Aussagen zu benennen. Die Paraphrase (insbes. des Kondensates) kann dies erleichtern.“⁶⁷

Ich habe es in diesem Zusammenhang also vorgezogen mit paraphrasierten Texten zu arbeiten. Damit hatte ich die Möglichkeit, die mir vorliegenden Textmengen mit Hilfe der kondensierten Paraphrase allmählich zu abstrahieren.

Hier ein Beispiel zur Veranschaulichung des eben erläuterten Interpretationsschrittes:

Kondensat:

(...) „es gab keine andere Lösung (...), ich musste dies tun. Aber, (...) wohin das alles führt. Das war kein Thema für mich, das war mir egal, wohin, in welches Land ich mich begeben. Wichtig war das, dass wir den Iran verlassen, weil es für uns sehr schwer und gefährlich war. Es ging nicht mehr, zu bleiben.

So, Deutschland hat sich als erstes angeboten, weil einige unserer Bekannten dort waren, und weil es leichter war nach Deutschland zu kommen. Wir waren dann (...) in

⁶⁷ Ebd.: 20

Berlin. In Berlin wurden wir umverteilt und wir sind dann nach neun Monaten zu unseren Freunden nach Tübingen gegangen“.

Paraphrase:

„Es gab keine andere Lösung als zu fliehen. Das war mir egal, wohin ich gehe. Wichtig war, in Sicherheit zu sein. Wir haben dann Deutschland gewählt, weil wir dort Bekannte hatten, und weil es leichter war dahin zu gelangen. wir kamen in Berlin an. In Berlin wurden wir dann umverteilt. Neun Monate später gingen wir nach Tübingen zu unseren Freunden.“

Wie aus dem oben aufgeführten Beispiel ersichtlich ist, wurden die Aussagen in ihrer nun paraphrasierten Form zunächst in ihrer ursprünglichen Reihenfolge festgehalten. Die Textmenge konnte auch in diesem Arbeitsschritt erheblich reduziert werden.

(4.6.3.2.3) Sequenzieren:

In diesem Arbeitsschnitt wurden dann die beim letzten Arbeitsgang entstandenen kondensierten Paraphrasen sequenziert, das heißt, dass sie in Sinneinheiten aufgeteilt, und durchnummeriert wurden. Es wurde eine Aufzählungen der Sequenzen vorgenommen, indem jedem zur Sequenz gehörenden Text eine in Fettschrift und in Klammern gesetzte aufsteigende Nummer vorangesetzt wurde.

Zu einer Sequenz gehören auch bestimmte Wörter oder Laute, da sie erst im Zusammenhang mit diesen Lauten, Wörtern, Sätze und/oder Halbsätze einen Sinn aufweisen kann. Diese Sinneinheit steht ihrerseits wiederum in einem größeren Sinnzusammenhang. Sie nimmt ja auch Bezug auf etwas vorher Gesagtes. Insofern war beim Sequenzieren zu berücksichtigen, dass der Aussagenkontext erhalten bleibt.

Ziel des Sequenzierens war es, die in den Arbeitsschritten „*Kondensieren und Paraphrasieren*“ zusammengefaßten Textaussagen für die ersten Kategorisierungsvorgänge vorzubereiten.

Hier ein Beispiel zur Veranschaulichung des eben erläuterten Interpretationsschrittes:

(1)Als erwachsener Mensch hatte ich bezüglich meiner Begegnungen mit Deutschen eine eher objektive Sicht der Dinge. (2)Ich hatte keine große Erwartungen. Mir reichte es hier in Sicherheit leben zu können. (3)In meiner Heimat werden Ausländer auch als Sündenböcke behandelt. (4)Deshalb wollte ich mich mit dem Phänomen

Ausländerfeindlichkeit nicht so arg beschäftigen. (5) Die Deutschen behandelten mich verhältnismäßig gut. (6) Ich kann aber nicht verleugnen, dass ich als ein minderwertiges und unwürdiges Wesen beäugt werde. (7) Die Deutschen verhalten sich gegenüber Ausländern gegenüber skeptisch, kritisch und unsicher, selbst wenn sie einen persönlich kennen. **Bem.:** Intuition bzw. Empfindung (8) Keiner meiner deutschen Arbeitskollegen will nach der Arbeit mit mir zu tun haben. (9) Ich gelte hier als fremder Flüchtling. **Bem.:** Zuschreibung; Gefühlsvermittlung (10) Ich kann sie aber gut verstehen. (11) Man muss sich an die hiesige Mentalität anpassen.

(4.6.3.2.4) Paraphrasierendes Kategorisieren anhand der sequenzierten Paraphrasen:

In diesem Arbeitsschritt wurden die nun sequenzierten Aussagen durch mehrfaches Abstrahieren zusammengefasst bzw. kategorisiert.

Diese Form des Kategorisierens wird als „*paraphrasierend*“ bezeichnet, weil die Kategorien aus der ihnen zugrunde liegenden (sequenzierten) Paraphrasen stammen und in den ersten Abstraktionsstufen noch immer eine zusammenfassende Sinneinheit wie zum Beispiel „*Sprache als Schlüssel zur gelungenen Integration*“ darstellen.

Im Allgemeinen kann es bei einer Kategorisierung von bis zu drei Abstraktionsstufen geben. Da sich bei meiner Interpretation durch die Arbeitsschritte Paraphrasieren und Sequenzieren die Textmenge schon im Vorfeld der Kategorisierung um etwa die Hälfte reduzierte, konnte ich an manchen Stellen auf die dreifachen Abstraktionen verzichten. Wie dem folgenden Beispiel zu entnehmen ist, wurden im Zuge des Kategorisierens die Sinneinheiten nochmals auf wenige Begriffe oder Halbsätze reduziert.

Die *Memo-Spalte* soll dazu dienen, Notizen, Anmerkungen, spontane Einfälle, erste Interpretationsideen festzuhalten. Sie erlaubt es, sowohl Zweifel an der Kategorisierung festzuhalten als auch über den Text hinausgehende Einfälle. Sie könnten sonst unterschwellig die weitere Kategorisierung beeinflussen. Indem sie notiert werden, lassen sie sich eher wieder in Frage stellen.

Es ist hier zu erwähnen, dass bei der Verwendung der Kategorisierungen immer die Gefahr der Fälschung der Interviewaussagen und daraus resultierenden (auch) gefälschten Interpretationen besteht. Hierbei soll der Rückgriff auf das Kondensat und Transkript dem

Forscher die Möglichkeit geben, eine eventuell Notwendige nachträgliche Korrektur oder Ergänzung der Interpretation vorzunehmen.

(4.6.3.2.5) Thematisches Gruppieren (Sortieren) der Kategorisierungen:

Dieser Arbeitsschritt besteht aus einer Gruppierung der in den letzten Vorgängen entstandenen Kategorien nach Themen oder Themenfeldern. Thematische Gruppieren ist ein wesentlicher erster Schritt Richtung Interpretation. Sie ermöglicht den Vergleich mehrfach auftretender Aussagen zu einem Thema und damit die Formulierung neuer Gesichtspunkte auf der Grundlage von der Ähnlichkeiten, Unterschieden oder sogar Widersprüchen der Thementausagen.

Um thematisch Gruppieren zu können, muss nun zum ersten Mal die Reihenfolge der Aussagen des Textes verlassen werden, da das gleiche Thema auf der letzten Abstraktionsstufe nun im gesamten Text mehrfach vorkommen kann. Die Themen (Kategorien der letzten Abstraktionsstufe) werden zu Themenfeldern zusammengefaßt und neu strukturiert.

„Ergibt eine solche erste Gruppierung kaum Überschneidungen in den Kategorien der 3. Abstraktionsstufe (Themen), so lässt sich keine thematische Bündelung vornehmen. Dann muss nochmals abstrahiert werden, indem Themen zu Themenfeldern zusammengefasst werden.“⁶⁸

Auch die hohe Anzahl der vorhandenen Themen machte es nötig, sie zu drei bis fünf Themenfeldern zusammenzufassen. Erst diese erneute Abstraktion (Bündelung) ermöglichte den „externen“, sowie „internen Aussagenvergleich“.

Diese Bündelung in Themenfelder ermöglicht mir auch, Interpretationshypthesen zu formulieren. Diese vorläufigen Hypthesen konnte ich wiederum durch erneuten Rückgriff auf die Aussagen der letzten Abstraktionsstufen überprüfen.

Anhang A.2 dient dazu, die eben erläuterten Interpretationsschritte beispielhaft zu Veranschaulichen.

⁶⁸ Ebd.: 47

(4.6.3.2.6) Pondieren:

Der Vorgang, bei dem die in dem vorangegangenen Schritt erarbeiteten Themen (und nicht die Themenfelder) gewichtet werden, wird als Pondieren (Gewichten) bezeichnet. Pondierungen sind für die Interpretation insofern von großer Bedeutung, da sie nicht nur auf der Grundlage der Häufigkeit einer Themenaussage erfolgen, sondern aufgrund der emotionalen verbalen, nonverbalen und paraverbalen Äußerungen. Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang auch die erschließende Bedeutung der Themenaussage.

Hierbei ist es wichtig, dass die Gewichtung bzw. Einschätzung der Bedeutung der Einzelaussagen (Themen) und Aussagenkomplexe (Themenfelder) auf der Basis des Gesamttextes und nicht nur der jeweiligen Einheit vorgenommen werden. Auch die Einschätzung des Interpreteten findet hier ihre Berechtigung:

„Die interpretative Gewichtung von Einzelaussagen bezieht sich auf drei Dimensionen von Bedeutsamkeit:

- (1) die textimmanente subjektiv erlebte Bedeutsamkeit und Bedeutung,
- (2) die objektiven Rahmenbedingungen des Geschilderten und
- (3) die kombinatorische Relevanz der Aussagen“⁶⁹

Dementsprechend pondiert der Forscher zum Beispiel die über seine Lückenanalyse gewonnene und für die Interpretation wichtige, aber im Interview nicht erwähnte Aussage. Die Gewichtung kann ebenso zur Überprüfung der (vorläufigen) thematischen Gruppierungen herangezogen werden. Damit wird z.B. gewährleistet, ein Themenfeld in weitere Themenfelder aufzuteilen, falls es unterschiedliche Bedeutungen aufweisen sollte. Bei der Pondierungen werden Je nach Bedeutung und Gewicht der Aussage von bis zu fünf oder sechs Punkte vergeben.

⁶⁹ Ebd.: 52f.

(4.6.3.2.7) Visualisierendes Relationieren:

Heiner nennt für die Realisierung dieses Arbeitsganges neben der Nutzung von der Methode des „mind-maps“, auch andere Methoden, wie Strukturgitter, Matrices und anderen graphische Methoden.

Der Arbeitsschritt des visualisierenden Relationierens wird im Folgenden mit Hilfe von mind-maps vollzogen. Das Visualisierende Relationieren, erlaubt es, Zusammenhänge und Querverbindungen zwischen Themen (Kategorien) und/oder Themenfelder (Themenkomplexe) herzustellen. Somit werden die ersten Ideen für die Interpretation ersichtlich.

(4.6.3.2.8) Relationierendes Codieren:

Beim relationierenden Codieren werden die Kategorisierungen eines Themas oder Themenfeldes auf der Basis einer Codiervorgabe (Codierbogen) bestimmten Codierdimensionen zugeordnet. So wurde z.B. der Codierdimension „Empfindung(en)“ die Kategorisierungen „Fremdheitsgefühl trotz hohem Integrationsgrad“ und „Zufriedenheit“ zugeordnet, der Dimension „Konsequenz(en)“ die Kategorisierungen „Resignation“ und „Aufstiegsorientierung“ und so weiter und so fort.

Durch die Kombination der Codierdimensionen, die auch als Codierparadigmas bezeichnet werden, werden also inhaltliche Beziehungen (Relationen) zwischen den Kategorisierten Aussagen eines Themenfeldes hergestellt. Der durch das Codieren eines Themas sichtbar gewordene Zusammenhang (Relation) aller Aussagen zu einem Thema wird in einem Satz festgehalten. Die Zusammenhänge bzw. Relationen zwischen allen zu einem Thema kategorisierten Codes werden dann mit einem zusammenfassenden „Metacode“ (Zentralphänomen) gekennzeichnet.

Für das Thema „Resignation als Reaktion auf Abwertung“ könnte z.B. der Metacode „Extreme Isolationstendenzen“ geltend gemacht werden.

„Spätestens mit dem Metacode für ein Thema ist für die damit zusammengefassten Aussagen des Interviews eine bestimmte Leseart des Textes entwickelt worden, die die weitere Interpretation, d.h. die Zusammenschau der codierten Themen lenkt.“⁷⁰

⁷⁰ Ebd.: 7

Um überhaupt eine solche Codierung durchführen zu können, muss im ersten Codierschritt überprüft werden, ob jede einzelne Kategorisierung der letzten Abstraktionsstufe mindestens einer der veranschlagten Codierdimensionen zu zuordnen ist. Die Kategorisierung(en) Ist/sind zu präzisieren, falls es keine Zuordnung möglich ist.

(4.6.3.2.9) Textbezogene Rekontextualisierung:

Als textbezogene Rekontextualisierung wird der Vorgang bezeichnet, indem alle codierten Interviewthemen zur Überprüfung ihrer Plausibilität mit ihrer dazugehörigen Textstelle in der Transkription oder Kondensat oder paraphrasierte Sequenzen verglichen werden. Dieser Arbeitsschritt dient der Erfassung des „Fallprofils“.

(4.6.3.2.10) Erarbeitung des Zentralphänomen:

Um ein Zentralphänomen erfassen zu können, werden entweder der wichtigste Metacode eines Falles herausgearbeitet, oder zwei Metacodes werden miteinander kombiniert. Die Zentralphänomene beruhen auf Zusammenhänge (Relationen) zwischen den Metacodes. Pro Interview werden ein oder zwei Zentralphänomene erfasst.

Das Zentralphänomen ist kennzeichnend für das Fallprofil:

„Das Zentralphänomen dient der Vorbereitung des Quervergleichs zwischen Interviews mit gleichem oder Kontrastierendem „Zentralphänomenen.“⁷¹

Nach erfolgreicher Überprüfung der kategorisierten Codes werden die in Memos festgehaltenen Interpretationsideen verschriftlicht.

Die so auf der Grundlage der vorliegenden transkribierten Interviews, der Hintergrundinformationen über die Interviewpartner und den Interviewverlauf, und nicht zuletzt auf der oben skizzierten Interpretationsschritte entstandenen drei Interpretationen werden dann im Kapitel „6. Einzelfallinterpretationen“ aufgeführt.

Die Durchführung der oben aufgeführten 10 Auswertungsschritte ermöglicht einerseits, systematisch auf thematische Fragestellungen einzugehen, und andererseits die der Untersuchung zugrunde liegenden Integrationsmodelle im Hinblick auf eine spezifische iranische Migrationstypologie zu korrigieren, zu ergänzen und ausdifferenzieren.

⁷¹ Ebd.: 100

Trotz intensiver Einzelfallbetrachtung – wie oben beschrieben – sind auch in dieser Untersuchung nur exemplarische Generalisierungen möglich.

Nicht zuletzt deshalb, weil die „*Dichte*“ und der „*Konkretionsgrad*“ solcher Generalisierungen

„notwendigerweise hinter den Aussagen der Einzelfallinterpretationen zurück“
bleiben.⁷²

⁷² Ebd., S. 61f.

V Thematischer Aussagenvergleich

Hindernde und fördernde Aspekte der Integration

In diesem Arbeitsschritt wurden die Aussagen aller siebzehn Interviewpartner zu einem bestimmten Themenkomplex systematisch verglichen. Dabei wurde nicht die gesamte Fallkonstellation berücksichtigt, sondern nur die Textpassagen und die unmittelbar damit zusammenhängenden Aussagen herangezogen¹, die sich auf die Lebensverhältnisse, das Migrationserleben und -empfinden und das Integrationsverständnis der (iranischen) Migranten beziehen.

Die Erkenntnisse aus diesem Auswertungsschritt sollen im Folgenden dargestellt werden.

5.1 Sozialstrukturelle Zusammensetzung der Interviewpartner

Die unten aufgeführten Passagen beinhalten Aussagen der befragten Interviewpartner zu ihren sozialstrukturellen Merkmalen im Iran sowie in Deutschland.

Die Erhebung der sogenannten harten Daten ergab, dass kein Interviewpartner aus einem iranischen Dorf stammt. Die proportionale Mehrheit der Befragten (*Frau Mi.*, *Herr J.*, *Herr R.*, *Herr Fa.*, *Herr Fe.* und *Herr T.*) wohnte während ihrer Zeit im Iran in der iranischen Hauptstadt *Teheran*. Drei der Interviewpartner (*Frau M.*, *Frau Fa.* und *Herr As.*) stammen aus *Lahijan*, einer Provinzstadt am Kaspischen Meer. *Frau S.*, *Frau L.* und *Herr H.* wohnten zum Zeitpunkt ihres Aufenthaltes im Iran in der Großstadt *Tebriz*. *Frau Sh.* und *Herr Sh.* kommen aus *Dezful*, einer mittelgroßen Stadt im Süden des Iran. *Frau F.* kommt aus der iranischen Provinz *Kurdistan*, *Herr Ar.* kommt aus der kurdischen Provinzstadt *Bidjar*. *Herr A.* war mein einziger Interviewpartner, der in Deutschland bzw. in *Freiburg i. Br.* geboren wurde und somit nie im Iran gelebt hat.

Der bereits im Iran erworbene Bildungsstand der iranischen Migranten ist überdurchschnittlich hoch. Neun Interviewpartner, nämlich *Frau Mi.*, *Frau Fa.*, *Frau F.*, *Frau Sh.*, *Herr Sh.*, *Herr Fa.*, *Herr Ar.*, *Herr Fe.* und *Herr R.* hatten bereits im Iran ein Abitur erlangt. *Frau M.* verfügte über ein Diplom im Fachbereich Verwaltungswissenschaften, *Herr T.* über ein Diplom in Physik. *Frau L.*, *Herr H.*, *Herr J.* und *Herr As.* verfügten über eine Berufsausbildung. Keiner der genannten Interviewpartner war bis zum Zeitpunkt seiner freiwilligen oder gezwungenen Ausreise

¹ Vgl. Heiner 2004: 61

aus dem Iran arbeitslos. *Frau S.* war zum Zeitpunkt ihrer Einreise nach Deutschland ein minderjähriges Schulmädchen.

Zum Zeitpunkt der Interviewführung arbeitete *Herr A.* in einem Fitnesscenter. Parallel zu seinem Job als Fitnesstrainer besuchte er aber auch das Abendgymnasium. Die Interviewpartner *Frau Mi.*, *Frau M.*, *Herr T.* und *Herr Fe.* haben in der Bundesrepublik Deutschland einen Hochschulabschluss erworben. Hierbei ist zu erwähnen, dass die bereits im Iran erworbenen Hochschulabschlüsse von *Frau M.* und *Herrn T.* in Deutschland keine Gültigkeit bzw. Anerkennung gefunden haben.

Herr T. und *Herr Fe.* promovierten im Anschluss an ihre Hochschulabschlüsse in Deutschland und sind seitdem als Wissenschaftler tätig.

Die meisten befragten Iraner üben auch in Deutschland qualifizierte Berufe im mittleren bis gehobenen Bereich aus.

Außer *Frau L.*, die aus gesundheitlichen Gründen in der Arbeitswelt als nicht vermittelbar gilt, gehen alle anderen in die Untersuchung einbezogenen Frauen einer Erwerbstätigkeit nach. Auffallend ist dabei, dass keine der verheirateten iranischen Frauen eine ausschließliche Hausfrauenrolle in Deutschland übernommen hat. Selbst *Frau Sh.*, die ihre zwei minderjährigen Kinder rund um die Uhr betreuen und versorgen muss, geht einer Halbtagsbeschäftigung im Teppichfachgeschäft ihres Mannes nach. Auch *Frau S.*, die zum Zeitpunkt der Interviewführung noch studierte, war nebenbei als Aushilfe beschäftigt. Als Grund für die doppelte Belastung machten diese Frauen Angaben, die darauf hinweisen, dass sie nicht nur aus emanzipatorischen Gründen nebenher arbeiten, sondern auch aufgrund ihrer sich im Vergleich zu ihrem Einkommen im Iran verschlechterten Einkommensverhältnisse.

Die Forschungsergebnisse untermauern den bereits in den meisten früheren Untersuchungen zur iranischen Migration herausgearbeiteten Tatbestand, dass bei den iranischen Migrationsströmen nach Deutschland keineswegs von einer klassischen „Arbeitsmigration“ auszugehen ist. Sie lassen erkennen, dass sich die in dieser Studie untersuchten iranischen Migranten in vier Gruppen von Migranten einteilen lassen.

Wie bereits in anderen Forschungsarbeiten zu iranischen Migranten in deutschen Metropolstädten festgestellt wurde, macht auch die vorliegende Untersuchung deutlich,

dass auch in den Städten Reutlingen und Tübingen die Gruppe der iranischen Flüchtlinge die am häufigsten vorkommende iranische Migrantengruppe darstellt. Es stellte sich nämlich heraus, dass acht der siebzehn interviewten Iraner zunächst als politische Flüchtlinge nach Deutschland gekommen waren (*Frau M., Frau Mi., Herr H., Herr J., Herr R., Herr Fa., Herr As. und Herr Ar.*). Hierbei ist zu erwähnen, dass in dieser Gruppe nur *Herr J.* noch immer über keine sichere bzw. unbefristete Aufenthaltserlaubnis verfügt. Die Mehrheit der übrigen (oben genannten) ehemaligen iranischen Flüchtlingsmigranten hat sich im Laufe der Zeit einen weit besseren Status erarbeitet und verfügt heute über die deutsche bzw. doppelte Staatsangehörigkeit.

Alle befragten acht Flüchtlingsmigranten waren vom Iran aus zunächst in das Nachbarland Türkei, dann in die ehemalige DDR (Ostberlin), und von dort aus nach Westberlin geflohen. Zudem gaben alle Migranten dieser Gruppe an, dass sie sich Deutschland nicht im Vorfeld bzw. bewusst als Zufluchtsland ausgesucht hätten. In der Türkei standen sie vor der Wahl, in ein zum Zeitpunkt ihrer Einreise möglichst sicheres Land weiterzuziehen. Einige von ihnen gaben an, eigentlich den Wunsch gehabt zu haben, in die USA oder Kanada weiterzureisen. Da die Sicherstellung der Unversehrtheit von Leib und Seele für sie jedoch vordergründig gewesen sei, hätten sie dann Deutschland gewählt, da eine erfolgreiche Einreise und eine anschließende Asylantragstellung dort am ehesten zu realisieren erschien.

Die zweite große Gruppe der Interviewpartner bildete fünf Frauen, die im Zuge einer sogenannten „*Familienzusammenführung*“ direkt aus dem Iran in die Bundesrepublik gekommen waren (*Frau L., Frau S., Frau Fa., Frau Sh. und Frau F.*).

Die Einreise nach Deutschland war bei *Frau L.*, bei *Frau Fa.* und bei *Frau F.* darin begründet, dass ihre Männer bereits einige Jahre zuvor nach Deutschland geflüchtet waren. Diese verfügten mittlerweile über eine Niederlassungserlaubnis und durften somit ihre Ehefrauen nach Deutschland nachholen. Der Ehemann von *Frau Sh.* kam Anfang der 80er Jahre als Bildungsmigrant nach Deutschland und blieb im Anschluss an sein Studium hier. *Frau Sh.* lernte ihn kennen, während er seine Familie im Iran besuchte. *Frau S.* war meine einzige Interviewpartnerin, die zum Zeitpunkt ihrer Einreise in die Bundesrepublik Deutschland ein minderjähriges Mädchen von 11 Jahren war, das seinem Vater folgen durfte, der einige Jahre vorher als Flüchtling nach Deutschland gekommen war.

Die Erwartungen vor der Einreise betreffend wurden bei keiner der fünf Frauen überhöhte Ansprüche an Deutschland deutlich. Aus den Aussagen der Interviewpartnerinnen lässt sich erkennen, dass bereits vor der Einreise realitätsnahe Annahmen über das Leben als Migrant in Deutschland vorhanden waren. Eine weitere Gemeinsamkeit dieser Gruppe von Interviewpartnerinnen ist, dass sie alle Mitte bis Ende der 80er Jahren mit dem Flugzeug direkt nach Deutschland eingereist waren. Man kann bei ihnen also von einer freiwilligen Migration sprechen. Diese Erkenntnisse lassen den Schluss zu, dass die genannten Nachzüglerfrauen durch die Einreise und deren Gründe schicksalhaft verbunden sind.

Herr Fe., *Herr Sh.* und *Herr T.* repräsentieren die drittgrößte iranische Migrantengruppe, nämlich die Bildungsmigranten. *Herr Sh.* schlug dabei im Laufe der Zeit auch einen zweiten beruflichen Weg als selbständiger Geschäftsmann ein, den er aber parallel zu seinem Hauptberuf als Maschinenbauer in seiner Freizeit ausübt.

Herr A. war mein einziger Interviewpartner, der als Sohn eines iranischen Ehepaars in Deutschland auf die Welt gekommen ist. Entscheidend für die Wahl von *Herrn A.* als Interviewpartner war, dass er ein wesentliches Merkmal der Interview-Stichprobe, nämlich das Mindestalter von 18 Jahren erfüllte, und somit einer der in Reutlingen oder Tübingen am wenigsten vorkommenden Gruppe der in Deutschland geborenen erwachsenen deutsch-iranischen Migranten repräsentierte.

5.2 Migrationserleben und -empfinden von der Anfangszeit bis heute

5.2.1 Die Gruppe der Flüchtlingsmigranten

Wie bereits in *Kap. 2.* dargestellt, sind die in deutschen Flüchtlingsheimen lebenden Migranten den ausländerrechtlichen Repressalien besonders stark ausgesetzt. Die Mehrheit der Migranten dieser Gruppe berichtete von schlechten strukturellen Rahmenbedingungen und schlechten soziokulturellen Erfahrungen mit z.B. Beamten und Angestellten in Behörden, die Migranten wie „*Menschen ohne Würde*“ behandelten. Die Gruppe der Flüchtlingsmigranten berichtete darüber hinaus übereinstimmend von schweren Schlafstörungen in der ersten Zeit im Flüchtlingswohnheim. Das lag nicht nur an den engen Wohnverhältnissen, durchgelegenen Matratzen und muffigen Bettlaken und -decken. Alle Migranten dieser Gruppe berichteten von einem anfänglichen Gefühl

der Einsamkeit und Perspektivlosigkeit. Sie berichteten ebenso von ihrer Erschöpfung und davon, dass sie tagelang nicht zur Ruhe gekommen seien, aber auch von ihren sehr aufgeregten und beängstigten Stimmungen, von den Alpträumen und Gedanken, die sie sich die ganze Nacht über ihre baldige Vorstellung bei der deutschen Behörde machten. Als belastend wurden vor allem auch die langen ungewissen Zeiten beschrieben, in denen sie nicht wussten, ob sie eines Tages hier bleiben oder doch wie die Mehrheit der Flüchtlingsmigranten in Deutschland von Abschiebung bedroht sein würden.

Frau Mi. und *Herr H.* merkten an, dass sie bei den Mitarbeitern öffentlicher Institutionen wie z. B. den Beamten des Sozial- und Arbeitsamtes „gewisse“ Vorurteile gegenüber Ausländern wahrnahmen. *Frau Mi.* wies auf ihre - nicht zuletzt deshalb - anfänglichen Schwierigkeiten hin, Deutsche zu verstehen und sich folglich für ihre Kultur und Mentalität zu interessieren. Sie berichtete von ihrer Orientierungslosigkeit und ihrem großen Heimweh und davon, dass ihr alles verloren und unerreichbar erschien. Menschen „außerhalb des Systems“ fand sie jedoch überwiegend sehr nett.

Ebenso *Frau M.* und *Herr Fa.* machten Angaben, die darauf hindeuteten, dass sie anfänglich ein negatives Bild von Deutschland hatten. Nicht zuletzt deshalb, weil sie keine Kontakte mit der deutschen „Normalbevölkerung“ knüpfen konnten. Ihre Kontakte beschränkten sich ihren Angaben nach auf Behördenmitarbeiter (Sozialamt, Polizei, etc.).

Herr Fa. verglich z.B. Deutschland mit einer Kaserne. Als Grund für seine damalige Sichtweise nannte er die Tatsache, dass er sich aufgrund seiner finanziellen Schwierigkeiten nur im Flüchtlingswohnheim, einer ehemaligen französischen Kaserne, und in der unmittelbaren Umgebung, die ebenso aus lauter Kasernen bestanden habe, aufgehalten habe. Dieses Gefühl sei bei ihm auch deshalb entstanden, weil er sich sehr oft bei den Polizisten und bei Wohnheimanwärttern ausweisen musste. Gleichzeitig traf er Aussagen, die vermuten lassen, dass er sich bezüglich seiner Interaktionen mit Deutschen bzw. seinen Begegnungen mit ihnen außerhalb des Flüchtlingslagers wohl fühlte. So sagte er z.B., dass er keinerlei Probleme mit Deutschen gehabt habe, da er bewusst dieses Land gewählt habe. Davon abgesehen, vertrete er die Meinung, dass Sympathie oder Antipathie eine gegenseitige Sache sei.

Herr R. berichtete davon, dass er nicht nur anfänglich, als er im Flüchtlingslager gewohnt habe, Probleme mit deutschen Beamten gehabt habe. Auch heute noch würde *Herr R.* z.B. von deutschen Grenzpolizisten das Gefühl der Fremdheit und Nichtdazugehörigkeit vermittelt. Noch immer werde er an Grenzen verdächtigt, obwohl er sich mit seinem deutschen Pass ausweise. Dieser Vorgang erinnere ihn hin und wieder daran, dass er doch niemals einer von den Deutschen werden würde. Ansonsten unterschied auch *Herr R.* zwischen den deutschen Beamten und den deutschen „Normalbürgern“. So machte auch er differenzierte Aussagen und betonte, dass er sonst gute Begegnungen mit den deutschen Bürgern habe. Er mache überwiegend gute Erfahrungen und sehe die Gründe für seine anfänglichen Fremdheitsgefühle und Depressionen in seinen damals mangelhaften Sprachkenntnissen. Allerdings habe er noch immer Sehnsucht nach seiner im Iran lebenden Familie. Ansonsten fühle er sich heute insgesamt sehr wohl hier, habe bezüglich seines sozialen Lebens keine Probleme, die er auf seine Nationalität zurückführen könnte. Des weiteren schätze er seine schnelle Anerkennung als Flüchtling sehr. Das ihm nicht zuletzt dadurch ermöglichte reguläre Leben in Deutschland habe ihm soziale Freiheit und Selbständigkeit gebracht. Er habe alles, was er brauche und gewinne immer mehr positive Eindrücke von Deutschland. Um seine durchaus positiven Aussagen zu den Deutschen zu bekräftigen, antwortete *Herr R.* auf die Untersuchungsfrage nach seinen wichtigsten Erfahrungen und Erlebnissen in Deutschland mit einem breiten erfreulichen Lächeln, dass er sehr glücklich darüber sei, seine deutsche Frau kennengelernt zu haben. Er habe nicht zuletzt deshalb die Entscheidung getroffen, dauerhaft in Deutschland zu bleiben. Zu erwähnen ist hier, dass auch *Herr Fa.* das Kennenlernen seiner deutschen Freundin als für ihn das schönste und beste Erlebnis in Deutschland ansieht.

Herr R.s Äußerungen weisen darauf hin, dass er seinen heutigen hohen Integrationsgrad auf seine guten sozialen Kontakte in Deutschland zurückführt. Er vermittelte den Eindruck, seine Migrations- und Integrationssituation eher positiv zu betrachten. Hierbei ist jedoch zu erwähnen, dass *Herr R.* seine positive Einstellung zu seiner Integration damit begründete, dass er an sich ein positiver und geselliger Mensch sei. Ansonsten habe auch er, wie alle anderen Flüchtlingsmigranten, eine sehr schwere Anfangszeit hinter sich bringen müssen.

Auch *Herr H.*, *Herr Ar.* und *Herr As.* zeigten eine differenzierte Betrachtungsweise ihrer Erlebnisse und Erfahrungen. Sie wiesen darauf hin, dass sie mit den Deutschen überwiegend gute Erfahrungen gemacht hätten. So berichteten sie einerseits von

manchen Deutschen, die sich ihnen gegenüber feindselig verhalten hätten. Gleichzeitig betonten sie jedoch, dass sie voller Überzeugung seien, dass solche Menschen nicht die Mehrheit der Deutschen repräsentierten. *Herr Ar.* und *Herr As.* führten das schlechte Benehmen mancher Deutschen auf allgemeine Eigenschaften der Menschen zurück. Auch im Iran gebe es Menschen, die einem nicht sympathisch seien und mit denen man nichts zu tun haben wolle. So *Herr Ar.*

Sowohl *Herr H.* als auch *Herr As.* berichteten in diesem Zusammenhang davon, dass sie sich in ihren Interaktionen mit Deutschen sogar immer wieder bewusst gemacht hätten, dass es auch in Deutschland unterschiedliche Menschen gebe. Sie hätten nicht zugelassen, dass ihre Probleme mit manchen Deutschen, die sich ihnen gegenüber sogar feindlich verhalten hätten, dazu führten, ihren Optimismus zu verlieren. Sie hätten auch immer versucht, die Dinge aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten. *Herr H.* meinte darüber hinaus, dass ihn die Deutschen, die früher mit ihm in einem Pfarramt gearbeitet hätten, bereichert hätten. Ihm seien in jenem Pfarramt die Augen für eine andere Sichtweise geöffnet worden. Des weiteren bekomme er auch von seinen jetzigen deutschen Arbeitskollegen Motivation und Anerkennung. Diese Menschen vermittelten ihm das Gefühl, dass sie sich über ihn als Arbeitskollege freuten. Nicht zuletzt auch deshalb, weil er versuche, bei seinen Mitmenschen durch Humor Freude zu verbreiten und seinen Arbeitskollegen mit seiner positiven Art Mut zu machen, ihre schwere Knochenarbeit trotzdem durchzustehen.

Herr As. brachte seine guten Erfahrungen mit den Deutschen auch damit in Verbindung, dass er überwiegend mit politisch motivierten deutschen Lehrern, Intellektuellen und älteren Menschen der 68er zu tun gehabt habe. Darüber hinaus habe er sich in einer iranischen Gemeinschaft bewegt, die sich aus politisch Gleichgesinnten zusammensetzte. Die iranische Gemeinschaft habe ihm Halt gegeben und ihm ermöglicht, seine anfänglichen Sehnsüchte und seine hin und wieder auftretenden Fremdheitsgefühle zu verdrängen bzw. zu überwinden.

Selbst *Herr J.*, der während des gesamten Interviews auf die auf dem Sozial- und Arbeitsamt herrschende Bürokratie und auf die Respektlosigkeit deutscher Beamten Flüchtlingen gegenüber hingewiesen hatte, versuchte differenzierte Aussagen zu seinem Gesamteindruck von den Deutschen zu treffen. So führte er aus, dass er unter Isolation, Fremdheitsgefühlen und einem Fortbestehen seiner anfänglichen Existenzangst leide. Dies führe er jedoch darauf zurück, dass er auf Grund seines Aufenthaltes in einem

Flüchtlingsheim von Anfang an außer seinen Kontakten zu seinen iranischen Mitbewohnern nur Kontakte zu sozial schwachen Einheimischen gehabt habe, die selbst unter sozialen und psychischen Problemen gelitten hätten und ihm somit nicht bei seinen Schwierigkeiten hätten helfen können. An dieser Stelle schloss er sich den Aussagen von *Frau F.* an und fügte hinzu, dass er die deutsche „Normalbevölkerung“ zwar nicht als fremdenfeindlich, aber als „*trocken, kalt, vorsichtig, mit Vorbehalten und zurückgezogen*“ erlebe. *Herr J.* war dabei allerdings der Meinung, dass sich die Beziehungsarmut der Deutschen nicht nur auf die Ausländer beziehe. Die Deutschen seien auch gegenüber ihren eigenen Landsleuten nicht offen und hätten wenig enge und warme Kontakte und Beziehungen untereinander. So habe er sich mittlerweile daran gewöhnt, dass er hier lediglich nur „*nette*“ Begegnungen habe.

Herr H. fand es sehr befremdend und traurig, dass die Deutschen eher nur für sich lebten. So berichtete er davon, dass er es schlimm finde, nichts von seinen unmittelbaren Nachbarn zu wissen und mitzubekommen, die im selben Hochhaus wohnten.

Sowohl *Frau M.* als auch *Frau Mi.* berichteten davon, dass sie die ausschließenden Bemerkungen mancher Deutschen einschüchternd empfänden. Anmerkungen wie „*woher kommen Sie?*“ oder „*Wie lange haben Sie vor zu bleiben?*“ lösten in ihnen ein Gefühl der Nichtdazugehörigkeit und Fremdheit aus.

Herr Fa. machte für seine gelegentlichen Fremdheitsgefühle die deutsche Politik und die Medien verantwortlich, welche die Migranten für die deutsche Wirtschaftsmisere und Arbeitslosigkeit verantwortlich machten und sie als Sündenböcke benutzen.

Ein Anliegen der vorliegenden Untersuchung war, die Kontakte und Verhältnisse der iranischen Migranten zu Deutschen in Beziehung zu Kontakten zu ihren Landsleuten zu setzen, nicht zuletzt auch deshalb, weil in fast allen mir vorliegenden Studien eine Herkunftsorientierung der Migranten festgestellt worden ist.

Folgende thematische Aussagenvergleiche sollen diesbezüglich die Sichtweisen und Verhältnisse der interviewte Flüchtlingsmigranten wiedergeben:

Sowohl *Frau M.* als auch *Herr As.* an, Iraner im großen und ganzen zwar nett und hilfsbereit zu finden, jedoch nur Iraner als Freunde haben zu wollen, die ihren Vorstellungen auf der sozialpolitischen Ebene entsprächen. Für ihre nur marginal

existierenden Beziehungen zu Iranern nannten diese beiden Flüchtlingsmigranten jedoch auch Gründe wie das Nichtvorhandensein einer iranischen Gemeinde in Tübingen sowie die konservativen Einstellungen mancher Iraner. Viele Iraner seien nicht tolerant.

Herr Fa. erzählte dagegen, dass er zwar nur gute Erfahrungen mit Iranern gemacht habe, im Gegensatz zu früher aber heute keine kurzweiligen und oberflächigen Kontakte mehr zu seinen Landsleuten haben wolle. Heute pflege er gezielt Freundschaften, zu denen neben Freude und Treue - „*wie es im Leben eben sei*“ - auch Enttäuschung, etc. gehörten.

Auch *Herr R.* berichtete davon, dass er soziale Kontakte zu seinen Landsleuten nur unter bestimmten Gesichtspunkten halte und pflege.

Im Gegensatz zu den oben erwähnten Flüchtlingsmigranten, die ihre Beziehungen zu Landsleuten aus unterschiedlichen Gründen bewusst aussuchen und pflegen, bezogen sich *Frau Mi.*, *Herr H.* und *Herr Ar.*, die heute gar keine Kontakte mehr zu ihren Landsleuten pflegen, auf ihre schlechten Erfahrungen mit Iranern im Flüchtlingsheim. Sie alle berichteten davon, dass sie zwar die Zusammengehörigkeit und Wärme, die sie von Iranern im Iran gewöhnt seien, vermissten, heute jedoch keinen Kontakt zu Iranern hätten, da diese zumeist konservative Lebenseinstellungen und -anschauungen aufweisen würden.

*Herr J.*² war der einzige iranische Flüchtlingsmigrant, der erzählte, dass er sich zusätzlich zu seiner allgemeinen Kontaktarmut zu Deutschen und zu Iranern und zusätzlich zu seiner Fremdheitsgefühle und Isolation in der deutschen Gemeinschaft selbst bei den Iranern fremd fühle. Als Grund hierfür nannte er die unterschiedlichen Lebenseinstellungen der Iraner, die daraus resultierten, dass es im Iran sehr viele Völker gebe. Hierbei muss erwähnt werden, dass außer Herrn J. kein anderer Interviewpartner diesen spezifischen Aspekt des Vielvölkerstaates Iran als einen Faktor für seine Fremdheitsgefühle gegenüber bzw. seine Kontaktarmut zu Iranern nannte. Die Ergebnisse der Analyse des Interviews von *Herrn J.* lassen jedoch den Schluss zu, dass sich die Marginalität der sozialen Beziehungen von *Herrn J.*, die sich selbst in den Kontakten zu seinen Landsleuten widerspiegelt, vielmehr aus seiner prekären migrationspezifischen Sozialisation und seiner daraus resultierenden allgemeinen

² Für Näheres über Herrn J. siehe Kapitel 6.2

Isolation speist, als - wie von ihm dargestellt - aus seinen kulturellen Unterschieden zu den iranischen Migranten.

Aus den Angaben der Mehrheit der in der Untersuchung befragten Flüchtlingsmigranten kann man entnehmen, dass sie sich in Deutschland mittlerweile zwar insgesamt wohl bis sehr wohl fühlen, man ihnen in Deutschland aber kein Gefühl der Dazugehörigkeit vermittelt hat. Die Mehrheit der Migranten dieser Gruppe, die mittlerweile über die Doppelte Staatsangehörigkeit verfügt bzw. vom Gesetz her Deutsch-Iranisch ist, gab z.B. an, dass Deutschland zwar nicht ihre Heimat sei, sie sich zugleich jedoch eher in Deutschland als im Iran zu Hause fühle. Deutschland sei das Land, in dem die iranischen Flüchtlingsmigranten auch dauerhaft bleiben und leben möchten. Nicht zuletzt auch deshalb, weil sie sich in Deutschland sehr integriert bzw. angepasst fühlten und sich im Falle einer eventuellen Rückkehr in den Iran auch im Iran neu orientieren bzw. zurecht finden müssten.

5.2.2 Die Gruppe der Nachzügler (Familienzusammenführung)

Die ersten Eindrücke von Deutschland und die ersten Kontakte zu Deutschen wurden in dieser Gruppe überwiegend positiv geschildert. Keine der fünf befragten Frauen berichtete von vorwiegend schlechten Erfahrungen mit Deutschen. Bei den meisten Frauen bildete sich vielmehr das Gegenteil ab.

Frau L. und *Frau S.* schwärmten offensichtlich von Deutschland, lobten in fast allen ihren Aussagen die institutionellen und infrastrukturellen Bedingungen und erzählten immer wieder davon, dass Deutschland ihnen viel mehr geholfen habe als ihr Heimatland. *Frau L.* sagte darüber hinaus, dass sie sich in Deutschland sehr verändert, und vor allem auf der intellektuellen Ebene weiterentwickelt habe, und dass sie als iranische Frau ihre Selbstständigkeit sehr schätze. Sie brachte ihre sehr hohe Zufriedenheit zusätzlich damit zum Ausdruck, indem sie ausdrücklich sagte, nach ihrem Tod in Deutschland und nicht im Iran begraben werden zu wollen, Das einzige, was *Frau L.* in Deutschland nicht gefalle, sei das wechselhafte, kalte und feuchte Wetter.

Während *Frau L.* davon erzählte, dass sie auch die deutsche Bevölkerung von Anfang an als sehr nett und hilfsbereit empfunden habe, erzählte *Frau S.*, dass es ihr zu Beginn die politische und soziale Freiheit in Deutschland am besten gefallen habe. Es habe aber lange gedauert, bis sie ein gutes Gefühl für die deutsche Bevölkerung bekommen und demzufolge Kontakte zu Deutschen geknüpft habe. Mittlerweile pflege sie aber sehr

gute bzw. ausgewogene soziale Kontakte zu Deutschen und fühle sich sehr glücklich, ja deutsch-iranisch hier.

Die politische und soziale Freiheit in Deutschland habe auch *Frau F.* am besten gefallen. Die Direktheit und Ehrlichkeit der überwiegenden Mehrheit der Deutschen würden auch von ihr positiv wahrgenommen. *Frau F.* erzählte darüber hinaus, dass sie sich in Deutschland als alleinerziehende Mutter wohl fühle. Sie schätze ihre hier gewonnene Emanzipation, ihre Selbständigkeit und ihre Rechte als Frau, und sie habe keine Angst bzw. keine Unsicherheitsgefühle mehr.

Während z.B. *Frau Fa.* und *Frau S.* sich einig waren, dass sie sich in Deutschland wie zu Hause fühlten, machte *Frau Sh.* Angaben, die darauf hinweisen, dass sie in ihren Empfindungen sehr ambivalent ist. So erzählte sie einerseits, dass es für sie nach wie vor „*solche und solche*“ Deutsche gebe. Es gebe ihrer Meinung nach manche Deutsche, die Vorbehalte gegenüber Ausländern hätten. Sie erlebe hin und wieder, dass vor allem manche ältere Deutsche sich gegenüber den Ausländern skeptisch, ja feindselig verhielten. Es gebe dementsprechend Momente in ihrem Leben, in denen sie das Gefühl habe, hier unerwünscht zu sein. Diese Gefühle, die ihr vermittelt würden, verstärkten ihren Wunsch, eines Tages in ihre Ursprungsheimat Iran zurückzukehren. Des weiteren empfinde sie nicht, dass sie in Deutschland gleichberechtigt behandelt werde. Nicht zuletzt deshalb sei sie z.B. sehr glücklich darüber, im Laden ihres Mannes arbeiten zu dürfen und keine deutschen Arbeitskollegen zu haben. Andererseits berichtete *Frau Sh.* davon, dass sie sich in Deutschland mittlerweile „*anders*“ fühle als in der Anfangszeit, und dass sie hier zufriedener sei als im Iran. Sie bezog sich hierbei darauf, dass sie in Deutschland Ressourcen und Fähigkeiten bei sich entdeckt habe, die ihrer Meinung nach im Iran verschüttet geblieben wären. Sie habe hier eine positive Entwicklung gemacht und sei selbstbewusster und selbständiger als ihre Freundinnen im Iran geworden. Ihr Selbstvertrauen sei in Deutschland gestärkt worden.

Als Grund für ihre insgesamt doch positiven Gefühle zu Deutschland und den Deutschen nannte *Frau Sh.* die Tatsache, dass sie ihren Lebensmittelpunkt in Deutschland habe. Deutschland sei das Land, in dem sie sich mittlerweile eher zurecht finde. In diesem Zusammenhang berichtete sie auch von den guten Freundschaftsbeziehungen zu den deutschen Freunden ihres Mannes, von ihren guten nachbarschaftlichen Verhältnissen und von vielen sonstigen deutschen Bekannten, die

zwar für sie keine richtigen Freunde seien, ihr aber ein Gefühl von Zuhause vermittelten. Hier schloss sie sich sogar den Aussagen von *Frau Fa.* an, indem sie auch davon berichtete, dass sie zwar in Deutschland ihre Familie und Freunde vermisse, jedoch auch Sehnsucht nach Deutschland habe, wenn sie sich im Ausland befinde.

Bemerkenswerterweise erzählten sowohl *Frau F.* als auch *Frau L.*, die in ihren ganzen Interviews sonst keine Negativaussagen über die Deutschen machten, dass sie keine sozialen Kontakte zu Deutschen hätten. Ihre Kontakte beschränkten sich nur auf Small Talks. *Frau F.* sagte sogar, dass sie sich in dieser Beziehung nach wie vor sehr einsam, ja wie im Gefängnis fühle. Die Äußerungen dieser beiden Nachzüglerfrauen kontrastieren auf dem ersten Blick mit ihren oben erwähnten sehr positiven Äußerungen im Hinblick auf ihr allgemeines Migrations- und Integrationsempfinden.

Während jedoch *Frau F.* den Mangel ihrer sozialen Kontakten zu Deutschen mit der Kälte und Zurückhaltung der Deutschen gegenüber den Ausländern und mit ihren hohen Erwartungen an Assimilationsbemühungen der Migranten in Verbindung brachte, und betonte, dass sie nicht der Meinung sei, Deutsche seien deshalb fremdenfeindlich, u. ä., machte *Frau L.* Angaben darüber, dass sie eher aufgrund ihrer mangelhaften Deutschkenntnisse keine Verbindung zu den Deutschen gefunden habe. Ansonsten findet sie, dass die Deutschen sehr tüchtige Menschen seien. Die einzigen Dinge, die sie in Deutschland bemängelte, ist das deutsche Wetter, der Familienzusammenhalt, der ihrer Meinung nach schwach sei und die Massenmedien, die Sex und Gewalt verherrlichten.

Auch die Mehrheit der Interviewpartner dieser Gruppe erwähnte, dass sich ihr soziales Netzwerk nicht zwangsläufig nur aus Mitgliedern der iranischen Gemeinschaft zusammensetze. Das Gegenteil sei der Fall.

So berichteten nur *Frau Sh.* und *Frau F.* davon, dass sie gute Kontakte und Beziehungen zu Iranern hätten. *Frau F.* meinte, dass sie nur bei Iranern ein Geborgenheitsgefühl habe. Zwar seien ihr bei Iranern die „üblichen Lästereien“ nicht angenehm, doch fühle sich bei ihnen wohler als bei Deutschen. Sie liebe es, sich in der iranischen Gemeinschaft aufzuhalten. *Frau Sh.* dagegen sagte, dass sie zwar nach wie vor viele gute Beziehungen zu Iranern pflege, die Qualität dieser Beziehungen jedoch heute anders als früher sei. Heute suche sie sich die Iraner aus, die ihren Vorstellungen und Wünsche entsprächen.

Frau Fa. schilderte, dass sie heute nur noch ein paar ausgesuchte iranische Freunde und Bekannte habe. Mit der Mehrheit ihrer Landsleute möchte sie nichts zu tun haben. Zu ihrem größeren Bekanntenkreis würden deshalb Deutsche zählen.

Frau S. machte Angaben, die vermuten lassen, dass sie in ihren Empfindungen Iranern gegenüber sehr ambivalent ist. So erzählte sie z.B. einerseits von ihren Sehnsüchten nach einer iranischen Gemeinschaft, von der es in Tübingen keine Rede sein kann, und nach iranischen Feste, zu denen sie gerne hingehen würde, andererseits kritisierte sie ihre Landsleute in dem sie an mehreren Stellen sagt, dass sie sich schlecht Benehmen.

Über große Enttäuschung von Iranern sprach *Frau L.* Sie berichtete von ihren anfänglich guten Beziehungen zu ihnen, und sagte sogar, dass sie anfangs bei ihnen ein Stück Heimat erlebt habe. Das Verhalten vieler Iraner habe jedoch dazu geführt, dass sie sich mit der Zeit von ihnen entfernt hätte. Sie sei vor allem deshalb von Iranern enttäuscht, weil diese die traditionelle Rollenverteilung noch immer nicht abgelegt hätten. Es gebe darüber hinaus keinen Zusammenhalt und keine gegenseitige Unterstützung bei ihnen. Sie fügte hinzu, dass sie sich mittlerweile auf keinen Fall Kontakte zu Iranern wünsche, weil sie so viel ausgeglichener und zufriedener sei.

Wie die Flüchtlingsmigranten relativierten auch die Angehörigen dieser Gruppe ihre Negativaussagen. Bei einer genaueren Analyse der Interviewaussagen der Nachzüglerfrauen erkennt man auch hier ihre differenzierten Stellungnahmen zu ihrem subjektiven Empfinden des Migrationsalltags. Auch sie pauschalierten nicht und benannten ebenso die positiven und bereichernden Aspekte ihrer Migration. Auch sie brachten ihre anfänglichen eher gelegentlichen Negativeindrücke von Deutschland mit ihren eigenen Unsicherheiten und ihren mangelnden Sprachkenntnissen in Verbindung. Auch ihre Äußerungen bringen die Erfahrung zum Ausdruck, dass man als Migrant nur dann einen Platz in der deutschen Gesellschaft einnehmen könne, wenn man die deutsche Sprache beherrsche und sich zu wehren, zu behaupten und zu beweisen wisse.

5.2.3 Die Gruppe der Bildungsmigranten

Erstaunlicherweise erzählten auch Bildungsmigranten *Herr T.* und *Herr Fe.* von ihrer Diskriminierungserfahrungen mit Behörden. Sie berichteten z.B. von ihren schlechten Erfahrungen mit dem Ausländeramt, gegen dessen Bestimmungen und Bescheide sie immer wieder hätten kämpfen müssen. Es sei nicht angenehm gewesen, wegen der

Verlängerung ihrer Studentenvisa immer wieder bei der Ausländerbehörde vorsprechen und „betteln“ zu müssen. Sie erzählten in diesem Zusammenhang von der „herablassenden Blicke“, dem unfreundlichen Umgang und der positiven Diskriminierung gegenüber Ausländern, in der sie von den Beamten und Angestellten des Ausländeramtes einerseits für ihre sprachliche Integrationsfortschritte gelobt wurden, andererseits man es Ihnen mit der Verlängerung des Aufenthaltstitels schwer machte. Hierbei ist jedoch zu erwähnen, dass sowohl *Herr T.* als auch *Herr Fe.* ihre Aussagen bezüglich der Verhaltensweisen der deutschen Beamten relativierten, indem sie den Ausdruck „*Es gibt solche und solche*“ benutzten. Eine bezüglich der öffentlichen Institutionen offensichtlich positive Sichtweise brachte *Herr Sh.* zu Tage. So erzählte er von seinen sehr guten Erfahrungen mit Mitarbeitern öffentlicher Institutionen und Behörden. Sehr gute Erfahrungen machte er vor allem mit deutschen Sportvereinen wie dem PSV, dessen stellvertretender Abteilungsleiter er selbst zeitweise gewesen sei. Seine überaus guten Erfahrungen mit deutschen Institutionen und Behörden führte er allerdings darauf zurück, dass er sehr früh die deutsche Sprache beherrscht habe.

Zwar erzählten alle drei Migranten dieser Gruppe (*Herr T.*, *Herr Fe.* und *Herr Sh.*) davon, dass sie mit der deutschen Bevölkerung sowohl gute als auch schlechte Erfahrungen machten, *Herr Sh.* und *Herr T.* unterscheiden sich jedoch in ihren Wahrnehmungen und allgemeinen Befindlichkeiten von *Herrn Fe.*. Während *Herr Fe.* z.B. seine (aktuellen) negativen Erfahrungen nicht darauf zurückführen wollte, dass er Migrant sei und eher von seinen üblichen ganz normalen alltäglichen Begegnungen und seinen überwiegend guten sozialen Kontakten auch in der Nachbarschaft und im sozialem Umfeld erzählte, berichteten *Herr Sh.* und *Herr T.* auch von ihren derzeitigen Problemen, die sich darauf bezögen, dass sie Migranten seien. Ihrer Meinung nach gebe es in Deutschland einige wenige Deutsche, die sich Migranten gegenüber besonders fremdenfeindlich verhielten. Es seien gerade diese, die einem Menschen das Gefühl vermittelten, in Deutschland nicht erwünscht zu sein. Sowohl *Herr Sh.* als auch *Herr T.* sprachen in diesem Zusammenhang auch von positiver Diskriminierung.

Die Enttäuschung von *Herrn T.* spitzte sich in seiner Feststellung zu, dass man seiner Meinung nach in Deutschland nicht auf die besondere Lage bzw. auf die individuelle Situation der Migranten achte. Hier knüpfte er an seine früheren schlechten Erfahrungen mit Behörden an und fügte hinzu, dass er mit den defizitären Entfaltungsmöglichkeiten

für Migranten unzufrieden sei. Er leide unter der in Deutschland vorherrschenden strukturellen Diskriminierung der Migranten und mache stets die Erfahrung, dass er z.B. auf dem Arbeitsmarkt gegenüber den Deutschen benachteiligt sei.

Wie bereits in Kapitel 2. erwähnt, können z.B. bei Flüchtlingsmigranten die erschwerten Lebensbedingungen in der Zeit der Asylantragstellung zu Spannungen und Konflikten auch mit Mitgliedern des eigenen Kulturkreises führen. Bildungsmigranten sind die einzigen in dieser Untersuchung befragten Iraner, die ihre sozialen Kontakte - auch zu ihren Landsleuten - von Anfang an in einer universitären und eher elitären Atmosphäre knüpfen können. Sie sind somit die einzigen iranischen Migranten, die von Anfang an eher gute Erfahrungen mit ihren Landsleuten machen. Sie waren demzufolge die einzigen Interviewpartner innerhalb des gesamten Samples, die ausnahmslos von ihren ausgeglichenen sozialen Kontakten und Beziehungen zu ihren Landsleuten berichteten.

Insgesamt lassen die Aussagen der iranischen Bildungsmigranten die Schlussfolgerung zu, dass bei den Migranten dieser Gruppe sozusagen von einer vorprogrammierten bzw. fortlaufenden und stetigen Integration auszugehen ist. Dies ist auf den besonderen Status der Bildungsmigranten zurückzuführen, den sie nicht zuletzt auch deshalb genießen, weil sie sowohl gesellschaftlich als auch finanziell betrachtet aus privilegierteren Familienverhältnissen in die Bundesrepublik einreisen. Ihre Migration kam meist aus freiwilliger Entscheidung zu Stande und sie hatten die Wahl, jederzeit in ihre Heimat zurückzukehren. Die den Bildungsmigranten bereits anfänglich zur Verfügung stehenden integrationsfördernden strukturellen Rahmenbedingungen machen nachvollziehbar, in welcher hohen Geschwindigkeit sich die Migranten dieser Gruppe in Deutschland zurechtgefunden haben. Der ebenso insgesamt hohe anfängliche Zufriedenheits- und Integrationsgrad bei ihnen ist auch auf diese Tatsache zurückzuführen.

5.2.4 Deutscher mit iranischem Migrationshintergrund

Mein einziger deutscher Interviewpartner, *Herr A.*, der den Iran nur aus seinen gelegentlichen Urlaubsreisen kennt, betonte stets, dass er sich ganz und gar als Nichtiraner empfinde. Er habe zwar iranische Eltern und reise hin und wieder mit ihnen in den Iran, um die Verwandtschaft zu besuchen, doch komme er mit den Iranern und ihrer Mentalität überhaupt nicht zurecht. Das Erscheinungsbild und die Mentalität der Iraner seien ganz anders als seine. Deshalb habe er wegen seiner deutschen Sozialisation

und seinem Erscheinungsbild eher Probleme im Iran. Es sei also der Iran, der für ihn fremd, ja „*komisch*“ sei. Und es seien eher Iraner, die ihm aufgrund seiner sich von ihrer unterscheidenden Mentalität das Gefühl vermittelten, fremd und nicht dazugehörig zu sein.

Obwohl *Herr A.* ständig darauf beharrte, als Deutscher und nicht als Deutsch-Iraner angesehen zu werden, erzählte er zu seinen Erfahrungen mit Deutschen, dass er manchmal wegen seines iranischen Aussehens ein Gefühl der Nichtzugehörigkeit und Fremdheit vermittelt bekomme, und dass er deshalb mit „*den Deutschen*“ vor allem in seiner Kindheit Auseinandersetzungen gehabt habe. Ansonsten berichtete *Herr A.* davon, dass er keine nennenswerten negativen Erfahrungen mit Deutschen mache. Deutschland sei für ihn die Heimat. Hier sei er geboren und aufgewachsen und es sei die deutsche Mentalität, die er kenne und die ihm vertraut sei. Deshalb sei es für ihn selbstverständlich, dass er sich in Deutschland ganz und gar sehr gut fühle, dass er mit „*den Deutschen*“ klar komme und überwiegend über gute soziale Kontakte und Beziehungen mit ihnen verfüge.

Zwar verfügt *Herr A.* selbst über keine eigenen Erfahrungen, Kontakte und Beziehungen zu den in Deutschland ansässigen iranischen Migranten, aber er berief sich diesbezüglich auf die Erfahrungen seiner Eltern, die die Mehrheit der Iraner als „*Betrüger*“ ansähen. Iraner seien ein Volk, das denke, dass man Geld kopiere, wenn man von Europa komme. Deshalb halte er sich fern von den Iranern, die in Deutschland leben und wolle auch in Zukunft keine Kontakte zu ihnen haben.

5.3 Migrations- und Integrationsverständnis und Zukunftsentwurf

Im Folgendem soll nun das Thema Migrations- und Integrationsverständnis der iranischen Migranten auf der Grundlage von Äußerungen der Interviewten thematisiert bzw. diskutiert werden.

5.3.1 Die Gruppe der Flüchtlingsmigranten

Die Mehrheit der Flüchtlingsmigranten empfindet ihre Emigration nach Deutschland als sozialpolitisch legitim. Zwar unterscheiden sie zwischen erzwungenen Migration und anderen Migrationsgründen, vertreten aber die Meinung, dass es das Recht jedes Menschen sei, zu leben, wo er möchte - und zwar unabhängig davon, aus welchen Gründen er seine Heimat verlässt.

Die interviewten Flüchtlingsmigranten definieren Migranten als Menschen, in deren Herkunftsländern die Grundrechte nicht oder nur marginal existierten. Sie sehen ihre eigene Migration als eine Reise ins Ungewisse, aus der eine dauerhafte Niederlassung geworden sei, da sie sich sozusagen im Exil befunden hätten und aus sozialpolitischen Gründen - zumindest anfänglich - nicht in ihre Heimat zurückkehren durften.

Migration, die nach Meinung von *Herrn As.* aus politischen, ethnischen, sozialen und anderen Gründen entstehen könne, bedeutet für *Herrn Fa.* je nach Migrationsmotivation eine kurze oder eine langwierige Reise bzw. Aufenthalt. *Frau Mi.* empfindet, dass Migration wie ein Fluss sei. Der Migrant müsse sich also seiner Umwelt gegenüber wie ein Fluss ständig anpassen.

Für eine erfolgreiche Integration der Exilmigranten würde es nach Meinung der Migranten dieser Gruppe genügen, wenn jedes Land Migranten Flüchtlings- bzw. Menschenrechte gewähren würde. Und wenn die Aufnahmestaaten diese Rechte auch praktizieren würden.

Die Flüchtlingsmigranten kritisieren nicht das deutsche Volk, sondern formulieren Kritik überwiegend an der deutschen Regierung. Ihrer Meinung nach würden Migranten willkürlich in die Gesellschaft bzw. in die Flüchtlingsheime hinein geworfen. Sie seien sozusagen auf sich gestellt. Es gebe seitens der deutschen Gesetzgebung - vor allem für Flüchtlingsmigranten - sehr wenig bis gar keine Integrations- bzw. Entfaltungsmöglichkeiten und folglich auch sehr wenig Möglichkeiten für Ausländer und Deutsche, sich gegenseitig zu bereichern. Einhellig bildet sich die Meinung ab, dass es in Deutschland vor allem in der Vergangenheit zu wenig in Integrationsmaßnahmen investiert worden sei.

Bei *Herrn J.* zeigte sich sogar eine gewisse Verbitterung. Er war der einzige Interviewpartner, der diesbezüglich deutlich seine Objektivität verlor und von einer staatlich organisierten, bewussten, ja systematischen „*Vernichtung der Seele*“ der Flüchtlingsmigranten sprach. Auch erzählte er davon, dass er persönlich in Deutschland niemals Gerechtigkeit erfahren habe. Auch heute habe sich seine Ansicht nicht geändert und er sehe seine Zukunft hier schwarz.

Herr Ar. vertritt die Meinung, dass die deutsche Regierung des weiteren noch immer den Fehler mache, dass sie die Migration als eine Art Katalysator für wirtschaftliche Belange in Deutschland ansehe. Migranten würden somit nach betriebswirtschaftlichen

bzw. kapitalistischen Gesichtspunkten ausgewählt. Dabei übersehe der deutsche Staat, dass Migranten Menschen seien, die nach menschenrechtlichen Prinzipien behandelt werden müssten. Und es werde übersehen, dass sich Migranten ohne unterstützende Integrationsmaßnahmen nur schwer integrieren könnten.

Herr H. erzählte in diesem Zusammenhang, dass er zwar selbst seine integrationshemmenden Anfangsschwierigkeiten überwunden habe, sich aber eine adäquate Unterstützung für seine Frau wünsche, die die selben Bedürfnisse habe, wie er sie damals vor 16 Jahren gehabt habe. Zumindest für Menschen wie seine Frau, die ja in Deutschland keine Reisende, sondern eine dauerhaft ansässige Migrantin sei, müssten angemessene Integrations- bzw. Eingewöhnungsprogramme entwickelt werden. Migranten wie seine Frau würden über Ressourcen und Fähigkeiten verfügen. Sie könnten nutzbringende Menschen auch für die deutsche Gesellschaft sein, vorausgesetzt sie würden durch Integrationsmaßnahmen wie z.B. Sprach- und Integrationskurse, Wegweiser und Einführungsseminare dabei unterstützt, sich mit den Sozialsystemen, Strukturen und der Politik der deutschen Mehrheitsgesellschaft vertraut zu machen.

Wie die Mehrheit der befragten Iraner meinten auch *Frau Mi.* und *Herr H.*, dass Migranten vor allem erst dann ein anderes Bild von Deutschland und den Deutschen gewinnen können, wenn sie die deutsche Sprache gelernt und sich mit der deutschen Kultur und Mentalität auseinandergesetzt haben.

Ebenso *Herr Ar.* wies darauf hin, dass das Wohlbefinden der Migranten nicht nur ein Anliegen der deutschen Mehrheitsgesellschaft sein müsse. Auch die Migranten selbst müssten sich für ihre Rechte einsetzen und sie erkämpfen. Auch er sagte, dass viele schlechte Erfahrungen, die Migranten machten, auf Missverständnissen beruhen würden. Außerdem gebe es überall auf der Welt Menschen, die sich über andere stellen und sie unterdrücken, ja beherrschen wollten. Die beste „Waffe“ sei die Beherrschung der deutschen Sprache und ein selbstbewusstes Auftreten, bei dem man sich seiner Rechte und Pflichten bewusst sei und sich zu wehren wisse und selbst Neonazis und Faschisten entgegentreten könne.

Iranische Flüchtlingsmigranten - außer *Herrn J.* - erzählen bezüglich ihrer eigenen Integrationsbemühungen ebenso von einer kontinuierlichen Inanspruchnahme privater sozialer Netzwerke, die sich nicht nur aus den iranischen Gemeinschaften

zusammensetzten. Diese ermöglichten es nach Angaben (nicht nur) dieser Migranten, ihre besonders erschwerten Lebenslagen zu bewältigen. Die Flüchtlingsmigranten betonten, dass sie ohne private bzw. zivile Netzwerke kaum die Chance gehabt hätten, sich zu entfalten und zu integrieren. So erzählte z.B. *Frau M.*, dass sie alles, was sie erreicht habe, ihren privaten bzw. zivilen Netzwerken zu verdanken habe.

Ersichtlich wurde in diesem Kontext, dass es auch einen engen Zusammenhang zwischen dem insgesamt hohen Integrationsgrad der Mehrheit der interviewten Flüchtlingsmigranten und ihren vielen, kontinuierlichen Kontakten zu den Mitgliedern der deutschen Mehrheitsgesellschaft gibt - bei eher marginalen sozialen Kontakten zu ihrem Landsleuten.

Sowohl *Herr Fa.* als auch *Herr As.* thematisierten aber auch den Aspekt der defizitären öffentlichen Diskussion über Fragen der Migration. Sie wiesen ausdrücklich darauf hin, dass sie persönlich keine besonderen bzw. spezifischen Erwartungen an Deutschland hätten. Sie hätten aber den Eindruck, dass die Mehrheit der Deutschen über die Fragen der Migration und Integration wenig bzw. oberflächlich informiert sei. Die Deutschen hätten bezüglich des Phänomens Migration eine verschobene Wahrnehmung. Es fehle in Deutschland an einer „*Einwanderungskultur*“. Ihrer Meinung nach verfügten die Deutschen nach wie vor über geringe Kenntnisse über Migration aus den Ländern wie dem Iran. Vorurteile bzw. Pauschalisierungen seien noch immer an der Tagesordnung. Wenn man als Iraner jemandem erzähle, dass man aus dem Iran kommt, werde man oft mit Fundamentalismus und Rückständigkeit in Verbindung gebracht. Die deutsche Integrationspolitik habe sich in den letzten Jahren zwar weiterentwickelt, und die deutsche Mehrheitsgesellschaft habe viel von Migranten gelernt, Deutschland betrachte sich jedoch noch immer nicht als ein Einwanderungsland. Dabei sei die Multikulturalität auch für die deutsche Gemeinschaft gut.

Die Äußerungen der überwiegenden Mehrheit der Migranten dieser Gruppe weisen darauf hin, dass sie sich ihren relativ hohen Grad an Integration eher selbst erkämpft haben, als dass ihnen dieser durch etwa staatliche Integrationsmaßnahmen u. ä. ermöglicht worden wäre. So waren sich alle Interviewpartner dieser Gruppe einig, dass man sich selbst um seine Integration in der deutschen Mehrheitsgesellschaft bemühen müsse. Sie hätten die Erfahrung gemacht, dass Deutsche einem Migranten anfänglich

mit Skepsis begegneten. So lange „die Deutschen“ nicht wüssten, was für ein Mensch man sei, hätten sie Vorurteile und Vorbehalte und verhielten sich zurückhaltend.

Frau M. fasste den Integrationsverlauf der Flüchtlingsmigranten mit der Aussage zusammen, dass man als Flüchtlingsmigrant sehr bemüht sein solle, sich anzupassen und hier sehr schnell zurecht zu finden. Migranten würden vor allem dann negative Erfahrungen machen, wenn „die Deutschen“ ihnen anmerkten, dass sie sich nicht zu wehren oder zu behaupten wüssten. Nicht zuletzt deshalb sei sie darüber hinaus auch der Meinung, dass es für Migranten manchmal auch notwendig sei, laut, ja sogar unfair zu werden. Ihrer Meinung nach würden fehlendes Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen und die aus diesen Zuständen resultierenden Empfindungen wie Eingeschüchtert- und Isoliertsein meist aus mangelhaften Sprachkenntnissen der Migranten entstehen. Die schlechte oder gar nicht vorhandene sprachliche Integration würde wiederum dazu führen, dass Migranten von der Mehrheitsgesellschaft als Menschen angesehen würden, die kein Interesse an den hiesigen kulturellen Werten und Normen hätten. „Die Deutschen“ würden sich dann distanzieren, und Folge sei schließlich ein gegenseitiges Desinteresse.

Iranische Flüchtlingsmigranten würden heute nur deshalb als gleichberechtigte Menschen angesehen und behandelt, weil sie begriffen hätten, dass sie sich ihre Rechte und ihre Anerkennung in der Gesellschaft selbst erkämpfen müssen. Ihnen sei nichts geschenkt worden. Selbst der wichtigste Aspekt einer jeden Integration, nämlich das Erlernen der deutschen Sprache, sei ihnen verwehrt worden. Dies, obwohl die Sprachkompetenz für den Kontakt- und Beziehungsaufbau zu den Deutschen so wichtig sei.

5.3.2 Die Gruppe der Nachzügler (Familienzusammenführung)

Von den fünf Frauen dieser Gruppe berichteten nur *Frau Fa.* und *Frau L.* explizit davon, dass jeder das Recht zu emigrieren habe. Nach *Frau F.* hingegen sollte jeder, der irgendwie in seiner Heimat bleiben könne, auch dort bleiben. Als Grund für ihre derartige Sichtweise nannte *Frau F.* die hohen Integrationserwartungen der Deutschen, die sie an den Migranten stellten. Deutschland erwarte von Migranten eine Assimilation. Deshalb würden Migranten niemals die vollständige soziale Anerkennung erfahren. Als Migrant würde man in Deutschland höchstens ein Gast bleiben.

Frau Sh., *Frau S.* und *Frau L.* brachten hinsichtlich des Phänomens der Migration eine Mehrperspektivität zum Ausdruck. Während Migration für *Frau Sh.* eine Unternehmung

bedeutet, die entweder unter Zwang oder freiwillig geschehe, entsprechend unterschiedlich erlebt und somit aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten sei, verbindet *Frau S.* Migration in jedem Falle mit Leid und Schwierigkeiten, aber auch mit Hoffnung. *Frau L.* findet sogar, dass Migration zur Bereicherung, ja zur Weltoffenheit führe.

Auch in der Frage des Integrationsverständnisses unterscheiden sich die Nachzüglermigranten von den Flüchtlingsmigranten.

Frau L. ist die einzige Frau in dieser Gruppe, die sich völlig zufrieden mit dem zeigte, was sie an Integrationsmaßnahmen in Deutschland vorfand. Sie könne nicht behaupten, dass Deutschland zu wenig für sie getan habe. Sie vergleicht ihre heutige Situation mit ihrer Situation im Iran und stellt fest, dass es eher der Iran war, der nichts für sie getan habe.

Zwar bemängelten außer *Frau L.* alle anderen vier Nachzüglerfrauen die integrationsfördernden Maßnahmen in Deutschland. Ihre Kritik fällt jedoch im Vergleich zu den Flüchtlingsmigranten relativ mild aus. Umso interessanter ist die Feststellung, dass sich die Kritik, die sie äußerten meist auf die Situation aller Migranten, vor allem aber auf die der Flüchtlingsmigranten, bezog.

Frau F. wies beispielsweise darauf hin, dass die Ungewissheit der Flüchtlingsmigranten über ihren Aufenthaltsstatus einen Prozess in Gang setze, der das Desinteresse an einer Integration fördere. Die mangelnde Integration der Migranten ziehe dann die Perspektivlosigkeit nach sich. Migranten gerieten in eine Sackgasse, aus der es dann schwer sei, herauszukommen.

Frau Fa., *Frau F.* und *Frau Sh.* äußerten sich kritisch über die äußeren Integrations-Rahmenbedingungen. So nannten sie desintegrationsfördernde staatliche Maßnahmen wie den erschwerten Weg zur deutschen Staatsbürgerschaft durch den sogenannten „Einbürgerungstest“, die Benachteiligung von Migranten bei Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen, sowie Diskriminierungen bei der Wohnungs- und Arbeitssuche. *Frau Sh.* kritisierte zudem, dass es nur für Neuzugewanderte bzw. Nachzügler, Elitemigranten (Computerspezialisten, u. ä.) und Asylberechtigte staatliche bzw. Institutionelle Integrationsmaßnahmen und Orientierungshilfen gebe. Dabei verfügten auch Asylbewerber und geduldete Flüchtlinge über Ressourcen bzw.

mitgebrachte Fähigkeiten, die bei einer angemessenen integrationsfördernden Unterstützung freigesetzt und somit zugunsten der deutschen Mehrheitsgesellschaft genutzt werden könnten.

Vor allem die in Deutschland längerfristig bzw. dauerhaft ansässigen Migranten müssten in die Integrationsdebatten und in die Entwicklung der integrationsfördernden Maßnahmen mit einbezogen werden, nicht zuletzt deshalb, weil sie zum Teil hier sozialisiert seien und somit über ein breites biographisches und migrationspezifisches Wissen verfügten.

Auch die Nachzüglermigranten führen ihren hohen Integrationsgrad nicht auf die deutschen Integrationsmaßnahmen zurück. Ihren hohen Zufriedenheits- bzw. Integrationsgrad nehmen sie vielmehr als Resultat ihrer eigenen Integrationsbemühungen wahr. Darüber hinaus äußerten auch sie die Meinung, dass man sich als Migrant nur dann durchsetzen und einen Platz in der deutschen Gesellschaft einnehmen könne, wenn man die deutsche Sprache beherrsche und sich zu wehren, zu behaupten und zu beweisen wisse. Dabei wird aber auch der Rückhalt und der Austausch innerhalb eines privaten sozialen Netzwerkes als zentral angesehen.

Frau Sh. z.B. weist darauf hin, dass sie ohne den Beistand ihrer deutschen und iranischen Freunde, die sich für sie Zeit genommen und ihr bei jeglichen Angelegenheiten geholfen hätten, nicht den Strapazen ihres Migrationsalltags Stand gehalten hätte. Nur durch ihre Freunde sei es gelungen, ihre anfänglichen großen Sehnsüchte und nicht selten aufgetretenen Fremdheitsgefühle zu überwinden.

5.3.3 Die Gruppe der Bildungsmigranten

Auch das Migrationsverständnis der Bildungsmigranten unterscheidet sich von dem der Flüchtlingsmigranten. Außer *Herrn T.* äußerte sich keiner der anderen beiden Bildungsmigranten *Herr Sh.* und *Herr Fe.* explizit dazu, ob aus seiner Sicht jeder Mensch das Recht zu emigrieren habe oder nur bestimmte Gruppen von Menschen. An Hand der eher politisch gefärbten Äußerungen der Bildungsmigranten lässt sich jedoch erschließen, dass sich auch Migranten dieser Gruppe mit den Flüchtlingen solidarisieren. *Herr Fe.* berichtete, dass er durch seine Auseinandersetzung mit der deutschen National- und Kriegsgeschichte sehr sensibilisiert worden sei und nicht zuletzt deshalb die Politik und die Menschen in Deutschland sehr gründlich betrachte. *Herr Sh.* zeigte sich mit den Flüchtlingsmigranten solidarisch, indem er jede, wie auch immer bedingte Migration als zwangsläufig einstufte. Ein Bildungsmigrant gehe z.B. nur dann ins Ausland, wenn die

Studienbedingungen in seinem Heimatland nicht seinen Vorstellungen und Wünschen entsprechen. Seine Migration sei also somit in gewissen Maßen auch eine Art von Zwangsmigration.

Bildungsmigranten empfinden ihre Integration zwar auch selbst als sehr gelungen. Doch betonten auch sie, dass sie sich selbst ihren hohen Integrationsgrad erarbeitet hätten. Auch sie wiesen darauf hin, dass sie ihre Integration ihren privaten sozialen Netzwerken zu verdanken hätten. So sprach beispielsweise *Herr T.* davon, dass er persönlich das Glück gehabt habe, bereits bei seiner Ankunft in Deutschland über ein privates soziales Netzwerk zu verfügen.

Die Hypothese des solidarischen Migrations- und Integrationsverständnisses der Bildungsmigranten wird durch die Analyse der Aussagen von *Herrn Sh.* gestützt.

Er vertrat die Meinung, dass „*die Deutschen*“ zwei Gesichter hätten. So würden die Deutschen beispielsweise einerseits Rüstungsgüter an die Länder bzw. Regierungen verkaufen, die diese dann gegen ihre eigene oder andere Bevölkerungen, ja gegen die Menschheit einsetzten. Andererseits gewährten sie den Menschen, die aus solchen Krisenländern oder aus den armen Ländern hierher fliehen müssten, keine angemessene bis gar keine Unterstützung. Seiner Meinung nach gebe es überall, und daher auch unter Migranten, „*solche und solche*“ Menschen. Die Integration der Migranten könne aber nicht vorangetrieben werden, wenn alle Migranten „*in einen Topf geschmissen*“ würden, und es in Deutschland unter anderen auch deshalb Ausländerhass geben würde.

Herr Fe. wies in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die begrenzten beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten für Migranten sehr problematisch für die strukturelle Integration seien. Er verfüge zwar selbst über gute Arbeitsverhältnisse, stelle jedoch oft fest, dass Migranten in der Arbeit wegen ihrer Nationalität diskriminiert würden.

Trotz der insgesamt hohen Migrations- und Integrationszufriedenheit der in dieser Untersuchung befragten iranischen Bildungsmigranten fanden auch sie, dass man sich als Migrant in Deutschland wehren, behaupten und beweisen lernen müsse. Auch müsse man als Migrant ständig zeigen, dass man nicht nur seine Pflichten, sondern ebenso seine Rechte kenne, sonst würde man schlecht behandelt.

5.3.4 Deutscher mit iranischem Migrationshintergrund

Verständlicherweise waren *Herrn A.s* Darstellungen dadurch gekennzeichnet, dass er sich auch bei diesem Thema als nicht iranisch definierte. Es entstand nahezu der Eindruck, dass *Herr A.* auf sein Deutschsein fixiert sei. Eine Auseinandersetzung mit dem Begriffen „*Migration*“ und „*Integration*“ schien nicht stattgefunden zu haben. So reagierte er auf die Frage nach seinem Migrations- und Integrationsverständnis mit Ratlosigkeit: „*Es tut mir leid! Ich kann mit dieser Frage nichts anfangen*“ (Interview *Herr A.*, Z. 303). *Herr A.* äußerte lediglich jedoch die Meinung, dass jeder die Möglichkeit haben solle, an den Aufenthaltsort seiner Wahl zu gehen, wenn die Menschenrechte verletzt würden.

Hin und wieder beantwortete *Herr A.* Fragen zu Migrations- und Integrationsempfindungen in Deutschland sogar mit einem gereizten Ton. Dabei entstand der Eindruck, dass ihn die Fragen, die der Interviewleitfaden vorgab, verletzten. So wies er wiederholt mit unterschwelliger Aggressivität darauf hin, dass er sich ganz und gar deutsch fühle und sich nicht in die Anschauungswelt eines Iraners versetzen könne.

Auch im Kontext seines Zukunftsentwurfes kam zum Ausdruck, dass er sich als ein in Deutschland geborener Sohn eines iranischen Ehepaares sehr deutsch fühlt. Deutschland sei sein Heimatland und er habe keine Probleme mit „*den Deutschen*“. Auch habe er den Eindruck, dass Deutschland genug für seine Bürger tue - ebenso für Migranten.

Bei (iranischen) Migranten, die in Deutschland geboren (*Herr A.*) oder aufgewachsen sind (vgl. Kap. 6.3 *Frau S.*), wurde offenbar ein Assimilations- bzw. Identifizierungsprozess in Gang gesetzt.

VI Einzelfallinterpretationen

Wie bereits im *Kapitel 4.5.1* erwähnt, werden in diesem Kapitel Migrationsbiographien von drei befragten Migranten zur ausführlichen Darstellung und Interpretation herangezogen.

Im Abschnitt „*Hintergrundinformation*“ zeige ich zunächst auf, wie ich zu den jeweiligen Interviewpartnern gekommen bin und Kontakt hergestellt habe. Dann führe ich den Leser in die Interviewatmosphäre und meine ersten Eindrücke von meinem Informanten ein. In einem nächsten Schritt stelle ich den Interviewpartner vor, indem ich seine wesentlichen demographischen Daten wie Alter, Herkunftsregion, Grund der Emigration, Dauer des Aufenthaltes in der Bundesrepublik, Familienstand, usw. erläutere. In einem weiteren Schritt gebe ich einen kurzen Überblick über seinen (heutigen) Migrationsstatus und komme anschließend zur Einzelfallinterpretation des jeweiligen Falles.

6.1 Frau M.

„Und ich kann niemals sagen, dass Deutschland meine zweite Heimat ist. Okay! Das ist mein Zuhause, wo ich jeder Zeit hinkommen kann. Ich habe es auch sehr gemütlich hier.“

Hintergrundinformation:

Frau M. habe ich auf Vermittlung von *Frau Sultan Braun*, der „Ausländerbeauftragten“ der Stadt Reutlingen, kennen gelernt.

Nachdem ich *Frau Braun* bei einem Gespräch in Ihrem Büro ausführlich über mein Vorhaben informierte, bot diese mir an, eine Iranerin, die sie von ihren frauenspezifischen politischen Aktivitäten kannte, anzurufen und zu fragen, ob diese bereit wäre, mir ein Interview zu geben. Sie beschaffte mir dann *Frau Ms.* Telefonnummer nach deren Einwilligung.

Es war nicht das erste Mal, dass ich eine iranische Familie besuchte, in deren Wohnung neben der deutschen Wohneinrichtung auch iranische Einrichtungsgegenstände vorzufinden waren. Wohl wird es auch nicht das letzte Mal sein. Für mein Migrationsverständnis ist dies eben auch ein Zeichen der Integration und nicht der (absoluten) Assimilation.

Als *Frau M.* mich fragte, ob ich Kaffee oder Tee trinken möchte und ich ihre Frage mit einem «Kaffee bitte» antwortete, fiel mir auch in diesem Kontext auf, wie stark wir beide - wie übrigens auch viele andere Iraner - uns an die Kultur und Normen unseres neuen „Zuhause“ angepasst haben. Im Iran ist es nämlich nicht üblich, Kaffee zu trinken. Das iranische Nationalgetränk ist Schwarztee.

Da es mir ein großes Anliegen war, dass meine Interviewpartner ein gewisses Vertrauen zu mir haben sollten, gab ich mir bewusst Mühe, auch *Frau M.* die Gelegenheit zu geben, mich näher kennenzulernen. So unterhielten wir uns also zunächst einmal in einer lockeren, zwischenmenschlichen Atmosphäre. Bei Kaffee und Kuchen natürlich.

Es schien mir, meine Intention gelungen zu sein, da wir auf dieser Weise einiges über einander erfuhren.

Der Einstieg ins eigentliche Interview aber war ein wenig holprig. Das Gespräch mit *Frau M.* war ja mein erstes Interview. Ich wirkte ziemlich ungeübt. Ich merkte, dass dieser Sachverhalt auch *Frau M.* ein wenig verunsicherte. Meine eigene Unsicherheit konnte ich dadurch überwinden, dass ich sie aussprach. «*Ich habe so ein Interview zuletzt vor acht Jahren, als ich meine Diplomarbeit geschrieben habe, gemacht. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich keinen geübten Eindruck mache.*» *Frau M.* gab mir ein Gefühl der Zuversicht, indem sie mir zulächelte und sagte: «*Ich mache auch nicht so oft Interviews; keine Sorge; wir kriegen es hin.*»

Nach wenigen Sätzen konnte ich mir ein ungefähres Bild von *Frau Ms.* objektiver Existenz machen. Es waren ihre demographischen Daten, die mir die ersten Eindrücke über ihre Lebensbiographie verschafften.

Frau M. stammt aus Lahijan, einer Provinzstadt im Norden Irans am Kaspischen Meer. Sie ist - von ihrem ausländerrechtlichen Status her - nun eine deutsche Frau und lebt seit über 23 Jahren in Deutschland, zunächst in Berlin und seit ihrer Anerkennung als politischer Flüchtling (seit 1986) in Tübingen. Zum Zeitpunkt des Interviews war *Frau M.* 48 Jahre alt.

Frau M. musste ihren festen und gesicherten materiellen Status aufgeben. Ihre Flucht bedeutete einen erheblichen sozialen Abstieg aus der Mittelschicht, zu der - wie die Mehrheit meiner Informanten - auch sie gehörte, in die Unterschicht.

Sie kam wie die Mehrheit meiner Informanten auf sehr abenteuerliche Weise über die Türkei nach Deutschland. Ein Flugzeug brachte sie nach viereinhalb Monaten Aufenthalt in Istanbul zunächst in die ehemalige DDR (Berlin-Schönefeld). Wenig später kam sie dann durch den „Checkpoint Charlie“ im Tränenpalast auf die Westseite. In Berlin landete sie dann in einem „Asylantenlager“, einer ehemaligen amerikanischen Kaserne, die nun als „Übergangs-Wohnheim“ für Flüchtlinge aus aller Welt diente.

Heute wohnt sie mit ihrem iranischen Ehemann, den sie während ihres Studiums in Deutschland kennengelernt hatte, und ihrem 16 jährigen Sohn in einer hellen, geräumigen Vier-Zimmer-Wohnung in einer bevorzugten Wohngegend in Tübingen.

Frau M. arbeitet seit dem Ende ihres politikwissenschaftlichen Studiums in einem staatlichen Sprachinstitut zunächst als Deutschlehrerin und seit einigen Jahren als Leiterin dieser Schule.

Wie einige wenige ihrer Landleute, die als Flüchtlinge nach Deutschland gekommen sind, möchte auch *Frau M.* bei Normalisierung der soziopolitischen Verhältnisse im Iran, Deutschland wieder verlassen und in ihre Heimat zurückkehren.

Interpretation:

Frau M. hat ein außerordentlich selbstbewusstes Auftreten. Während des gesamten Interviews lässt sie mich an ihren Aussagen heraushören, dass sie eine moderne, emanzipierte und aufgeschlossene Iranerin ist. Einerseits lobt sie die soziokulturellen Entwicklungen der in Deutschland lebenden Iraner, vor allem die der iranischen Frauen, und findet sie es „*sehr herrlich und positiv, diese soziokulturelle Wandlung mitzuerleben*“ (611-612), andererseits geht sie auf kritische Distanz zu den „*neu angekommenen*“ (614) Iranern, bei denen sie die „*soziokulturelle*“ und „*politische Motivation*“ (620) vermisst.

Als sie vor dreiundzwanzig Jahren aus dem Iran floh, war es ihr eigentlich egal, wohin ihre Flucht führt. Ziel war ja bloß, sich in Sicherheit zu bringen. Deutschland hat sich als erstes angeboten, da sie dort „*Bekannte*“ hatte und da es damals am leichtesten war, nach Deutschland zu kommen. Das Gefühl der Machtlosigkeit gegen eine übermächtige gesellschaftliche und politische Ordnung, in der sie keinen Platz für sich fand, ebenso die Ausweglosigkeit ihrer lebensbedrohlichen Lage waren die zentralen Motive für ihre Flucht aus dem Iran:

„In der Situation, in der ich war, als ich den Iran verlassen habe - ich denke, ähm... es gab keine andere Lösung -, das heißt, ich musste dies tun. Aber, dass ähm...,wohin das alles führt, das war kein Thema für mich, das war mir egal, wohin, in welches Land ich mich begeben. Wichtig war das, dass wir den Iran verlassen, weil es für uns sehr schwer und gefährlich war. Es ging nicht mehr, zu bleiben“. (24-28)

Frau M. erlebte die ersten Zeiten ihres Migrationslebens als sehr belastend; als Zeit der Erniedrigung und des gesellschaftlichen, strukturellen sowie emotionalen Scheiterns. Ihre einzigen außeriranischen Kontakte bestanden in der zwangsläufigen Konfrontation mit deutschen Behörden. Sie musste sich mit der deutschen Bürokratie vertraut machen. Sie

fand keinen Anschluss und keine Kontakte zur deutschen „Normalbevölkerung“. Sie blieb ihr fremd, da nur kurze Begegnungen mit der Bevölkerung stattfanden. Sie kannte nur Polizisten und Beamte des Ausländeramtes, des Einwohnermeldeamtes und ähnliche, von und bei denen sie „keinen guten Eindruck“ und kein „gutes Gefühl“ hatte.

Hier ist jedoch zu erwähnen, dass sie - wie die Mehrheit der in dieser Untersuchung befragten iranischen Migranten - ihre damalige Lage sehr differenziert und mehrperspektivisch erläutert. So erklärt sie dieses Empfinden in mehreren Passagen ihres Interviews damit, dass ihre soziale Isoliertheit eher damit zusammenhing, dass sie über keine Sprachkenntnisse verfügte und sie sich deswegen nicht traute, zu Deutschen Kontakte zu knüpfen. An einer anderen Stelle begründet sie die (allgemeine) Isolation in Deutschland z.B. damit, dass der technische Fortschritt in modernen Gesellschaften zwischenmenschliche Kontakte verhindert. Darüber hinaus ist sie stets bemüht zu zeigen, dass ihr bewusst ist, dass es einen Unterschied zwischen den Verhaltensweisen der Beamten und den der „Normalbevölkerung“ gibt:

„Die zwischenmenschlichen Begegnungen der Beamten mit uns im Bezug auf Erledigung der Formalitäten, wie zum Beispiel unsere Verteilung bzw. Verweisung als Flüchtlinge in die Berliner Flüchtlingslager und ihre Verhaltensweisen uns und übrigen Ausländern gegenüber, war meiner Ansicht nach sehr hart. Vielleicht waren nicht alle so.“ (45-49).

„Auf jeden Fall war das kein guter Eindruck, kein gutes Gefühl in dieser Beziehung, weil wir auch die Sprache nicht kannten.“ (43-44).

„Im großen und ganzen waren unsere Eindrücke eher negativ, da wir eben mehr mit den Behörden zu tun hatten. Man muss sich Berlin so vorstellen: wir fahren mit der U-Bahn hierhin und dahin. Also hatten wir mit einer Maschine, mit einem Gerät zu tun. Du gehst in den Supermarkt, kaufst du ein, guckst du auf dein Geld, zahlst und gehst. Kontakte zu den Menschen hast du ja nicht. Und wir wollten nicht irgendwelche Kontakte haben, vielleicht auch deswegen, weil wir die Sprache nicht kannten. Was hätten wir denn sagen können? Wie hätten wir uns denn mitgeteilt, eingebracht? Wir haben höchstens ab und zu mal nach einer Adresse gefragt.“ (50-57).

In diesem Kontext weist sie sogar an einer anderen Stelle auf ihre „eigenen Ängste“ und Unsicherheiten hin:

„Meine ersten Begegnungen mit den Deutschen..., das waren die DDR-Deutschen. Ich hatte keine schlechten Erfahrungen mit denen. Weil äh...das...äh..., wenn ich sie mit den Polizisten im Iran vergleiche. Das waren eher meine eigenen Ängste.“ (64-66).

Die Probleme von *Frau M.*, die anfänglich in Flüchtlingsheimen untergebracht war, bezogen sich in dieser Phase eher auf die in den Flüchtlingsheimen vorherrschenden schlechten hygienischen Bedingungen, auf die Beengtheit der Gemeinschaftszimmer – die Flüchtlinge müssen oft zu viert in einem etwa zwölf Quadratmeter großen Zimmer verweilen - und nicht zuletzt auf die Ghettoisierung an sich.

Ghettoisierung bedeutete Isolation und war mithin wenig förderlich für eine Anschlussfindung an die Mehrheitsgemeinschaft. Die praktizierte repressive Ausländerpolitik erschwerte ihr einerseits eine strukturelle Integration z.B. durch das eingeschränkte Recht auf das Erlernen der deutschen Sprache und das verwehrte Recht der beruflichen Integration. Sie schaffte andererseits ein gesellschaftliches Klima, in dem eine soziokulturelle Integration beinahe unmöglich war. Repressiv wirkten vor allem aber auch die juristisch-strukturellen Migrations-Rahmenbedingungen. So musste sich *Frau M.* zum Beispiel oft mit dem besonders komplizierten deutschen Wort „Residenzpflicht“ auseinandersetzen. Dieses Wort lernte sie in seiner vollen Bedeutungsschwere und Tragweite kennen. Einem Flüchtling ist es nämlich untersagt, die ihm zugeteilte (Kreis)Stadt zu verlassen. Flüchtlinge dürfen sich somit nur innerhalb der Kreisgrenzen ihrer Aufenthaltsorte bewegen. Dennoch verhielt sich *Frau M.* bewusst gesetzeswidrig, indem sie sich immer wieder auf den Weg nach Tübingen zu ihren Freunden machte. Im Gegensatz zum abgelegenen Flüchtlingsheim, in dem *Frau M.* untergebracht worden war, bot ihr die Universitätsstadt Tübingen zudem auch die Möglichkeit, am politischen Leben in Deutschland teilzunehmen.

Auch in diesem Zusammenhang ist es zu realisieren und in das Kalkül einzubeziehen, dass sich *Frau M.* nicht passiv ihrem Schicksal ergibt. Sie tut alles dafür, um ihre gesellschaftlichen und persönlichen Lebensbedingungen zu verbessern:

„Die schlechte Erfahrung, die ich hatte. Das war ähm... nachdem wir in Berlin umverteilt wurden. Sie schickten uns äh.. in ein Heim ähm.. , das in der Nähe von der DDR Grenze war. Ich weiß es nicht mehr genau den Namen des Ortes, man sagte Harpe zu dem Ort, glaube ich. Da lebten drei Familien, das heißt, außer unserem Heim waren noch drei Familien dort, die keine Verbindung zu uns hatten. Dann, der

Heimleiter dort äh... hatte ein villenartiges Haus dort und ähm...meinem Eindruck nach eine Scheune, die er in mehrere Zimmer umgewandelt hatte, wohin er uns anfänglich schickte. Das waren ich, meine Schwester und ein junger Mann, der mit uns kam und weil er auch Iraner war. Das war ein achtzehnjähriger Junge, der Arme. Dann haben wir gesagt: Herr, wir haben keine Beziehungen zu einander, wir kennen uns, mittlerweile vertraut, aber wir können nicht alle in einem Zimmer zusammen sein. Er sagte nein. Es ist wie es ist. Dann war ich eine Woche krank, weil es dort feucht war. Dann, äh...da wir sehr viel mit ihm geredet haben und gesagt haben, dass es so nicht geht, dieses Zimmer ist schlecht, und es ist feucht, wir sind krank, es ist kalt und so weiter..., sagte er dann okay, ihr könnt in das andere Haus ähm...in ein gutes Zimmer, das auch sonnig ist ziehen, vorausgesetzt ihr wohnt wieder alle drei dort. Wir sagten, aber Herr, das geht doch nicht. Er sagte, nein, entweder hier oder dort. Dann haben wir uns besprochen und entschieden, das Angebot anzunehmen. Dann hat er uns in jenes Zimmer geschickt. Das Benehmen des Heimleiters eigentlich, der seine Bleibe in Hannover hatte, denke ich, und der hin und wieder zu uns kam zu Kontrolle und der da bei uns im Erdgeschoss ein Zimmer hatte ähm...das äh...heißt, seine Art und Benehmen war mir sehr seltsam. Okay., wir mussten für den Einkauf einmal in der Woche mit ihm ins Dorf fahren. Wir drei, okay, zählten als eine Familie. Ich ging immer zum Einkaufen, weil die anderen zwei kamen niemals. Sie hatten keine Lust. Sie konnten den Herrn da nicht leiden. Bei jeder Angelegenheit schickten sie mich immer vor. Es gab einen Minibus, mit dem aus jeder Familie eine Person ins Dorf fuhr. Es gab wieder die Sache mit dem Essensschein und so weiter, was wieder sehr schlimm für uns war. Dann wir uhm..., was machten wir? Um diese Unannehmlichkeiten zu umgehen, fuhren wir zu unseren Freunden nach Tübingen. Sie lebten auch im Heim. Aber das Heim dort war unterschiedlich zu hier. Wir nahmen diese Hürde auf uns und fuhren wir per Autostop den ganzen weiten Weg nach Tübingen. Wir konnten weder die Sprache, noch was, dennoch zogen wir es vor. Wir kamen immer wieder nach Tübingen. Dann, äh...uhm...Ich erinnere mich nicht mehr daran, aber ich denke, dass jede Familie siebzig oder fünfundsechzig Mark bekam damals. Wir gaben dem Heimleiter das Geld, damit er der Behörde nicht mitteilt, dass wir nicht da sind. Und er nahm das Geld. Und wir in der Tat machten uns auf den Weg nach Tübingen mit sehr wenig Geld oder mit leeren Taschen.“ (175-209).

Die Beschreibung der Lagersituation nahm einen breiten Raum ein. Auch hier wurden die Aussagen über im Theorieteil diskutierte Demütigungen und Diskriminierungen durch die Lagersituation voll bestätigt.

Sowohl am Stimmfall, als auch an der Gestik *Frau M.s* konnte ich in dieser Interview-Phase erkennen, dass *Frau M.* durch die Erinnerungen an die Anfangszeit ihres Flüchtlingsdaseins emotional berührt war. Ebenso ich selbst war in diesem Moment wegen ihres meinem ähnlichen „*Lager-Schicksals*“ betroffen - ich wusste ja von meiner eigenen Migrationsbiographie her, wovon sie berichtete. Wieder einmal fiel mir auf, in welcher schwierigen „*Forscher-Betroffener-Lage*“ ich mich befand und es wurde mir nochmals klar, in welche sensiblen Bereiche ich mit meiner Forschung vorstoßen musste. Dementsprechend bemühte ich mich, mir meine Betroffenheit nicht anmerken zu lassen. *Frau M.* brachte es allerdings trotz der Emotionalität des Gesprächskontextes fertig, ihre Objektivität und Differenziertheit zu bewahren. Auf ein differenziertes, vorurteilfreies Betrachten ihrer Wahrnehmungen weist z.B. auch die folgende Passage hin:

„Auf jeden Fall, einerseits war da das Verhalten dieses Mannes, aber andererseits gab es dort auch eine Sozialarbeiterin, die Ute hieß und einen Sozialarbeiter, die ich nie vergessen werde. Und sie waren sehr nette Menschen. Der junge Sozialarbeiter mochte mich und meine Schwester sehr. Eines Tages nahm er uns mit in eine große Stadt, deren Namen ich leider nicht mehr weiß. Anschließend lud er uns bei sich zu Hause ein. Ich vergesse vor allem den Anblick seiner Mutter nicht. Sie bekam mit, dass wir Flüchtlinge sind. Sie stand fast die ganze Zeit wortlos da und schaute uns mit einem bemitleidenden Gesichtsausdruck an. Ich konnte weder meinen Tee noch meinen Kaffee richtig genießen, weil sie uns die ganze Zeit mit so trauriger Miene anschaute (lacht). Sein Vater, denke ich, hatte einen Juwelierladen und schenkte mir und meiner Schwester jeweils ein Armband. Das heißt, überhaupt ähm...es war für mich ähm..... Diese Menschen verglich ich mit unserem Heimleiter. Das heißt in der Tat, es waren überhaupt zwei seltsame Begegnungen für mich. Das eine dort war nicht akzeptabel und diese Leute hier waren mehr als üblich nett und warmherzig.“ (214-227).

Die vielen negativen Erfahrungen und Erlebnisse mit der bundesrepublikanischen Realität haben *Frau M.* nicht davon abgehalten, sich ihren Weg eines menschenwürdigen Migrantendaseins zu erkämpfen. Wie die Mehrheit meiner Interviewpartner bemühte sich auch *Frau M.* um ihre strukturelle sowie soziokulturelle Integration, sobald sich ihre Lebenssituation in juristischer Hinsicht normalisiert hatte. Unmittelbar nach ihrer Anerkennung als politisch Verfolgte nutzte sie ihre nun freigewordenen Ressourcen und Handlungskompetenzen, zog in ihre Lieblingsstadt Tübingen um und versuchte sich eine

neue Existenz aufzubauen. Mit dieser Wendung erlebte sie ihren eigenen, schwierigen, aber doch auch erfolgreichen Weg der Integration. Dabei musste sie sich wieder einmal den Realitäten stellen und feststellen, dass sie unabhängig von ihrem aufenthaltsrechtlichen Status der deutschen Behördendiskriminierung ausgesetzt war. Und, dass sie sowohl positive, als auch negative Diskriminierungen ertragen und einige Rückschläge verkraften musste. Ebenso schnell bestätigte sich ihre anfängliche Annahme und ihr Empfinden, dass sie in Deutschland eher unerwünscht sei als willkommen.

Dass *Frau M.* nicht nur anfangs Diskriminierungen in der deutschen Öffentlichkeit erfuhr, vermittelt sie mir in vielen ihrer Aussagen. So erzählt sie zum Beispiel hin und wieder von der „*Schwere der Blicke*“ in Einkaufshäusern, Restaurants und dergleichen. Folgende Interviewpassagen sollen ihre Erfahrungen und Wahrnehmungen, die sie diesbezüglich auch heute noch macht, widerspiegeln:

„Und manchmal, zum Beispiel damals, als ich trampete und da und dahin fuhr. Oder zum Beispiel, wenn ich mich mit den anderen unterhielt, ihre erste Frage war, wo ich her komme. Das ist meiner Meinung nach eine Frage, an die man sich im Laufe der Zeit gewöhnt. Woher kommen Sie? Ist die erste Frage. Die zweite Frage ist: Wann gehen Sie zurück? Ne...“ (111-115).

„Manchmal ging ich ins was weiß ich Schwärzloch oder so etwas, wo ich das Essen dort mag. Wie gesagt das kommt darauf an. Aber ich habe immer das Gefühl, dass unangenehme Blicke im Raum sind. Diese Blicke sind ein bisschen schwer zu ertragen. Ich meine die Schwere dieser Blicke. Die Schwere der Blicke, die zum Beispiel, wenn man in einen Laden geht, um sich Klamotten zu kaufen. Hat man das Gefühl, dass sie dich angucken. Das heißt, wenn ich nach London gehe, gut, ich bin doch dort genau so sehr Ausländer, wie ich hier bin, ne... Jene Blicke, jener Druck belastet mich dort nicht. Aber in den deutschen Läden, in den Anfängen, mitten drin und auch jetzt, noch immer, wenn ich als eine Schwarzhaarige in einen Laden reingehe, alle Blicke sind auf mich gerichtet und nicht auf die Blondhaarigen. Ich fühle diese Schwere der Blicke.“ (403-413).

Während der ersten Fragen fiel mir auf, dass *Frau M.* sehr oft die Vokabel „*wir*“ benutzte. Sie benutzte diese „*Pluralisierung*“ fast für alle ihrer Aussagen. Immer wieder beschreibt sie sich als Teil einer Gruppe. In den unten aufgeführten Interviewpassagen könnte man

zum Beispiel annehmen, dass sie mit „wir“ sich und ihre Schwester meint, die mit ihr gemeinsam nach Deutschland geflüchtet war:

„Ja..., wir kamen zuerst in die Türkei. Viereinhalb Monate blieben wir in der Türkei, dann kamen wir nach Deutschland.“ (17-18).

So, Deutschland hat sich als erstes angeboten, weil einige unserer Bekannten dort waren, und weil es leichter war, nach Deutschland zu kommen. Wir waren dann ähm... in Berlin. In Berlin wurden wir umverteilt und wir sind dann nach neun Monaten zu unseren Freunden nach Tübingen gegangen.“ (29-32).

„Als wir hierher kamen ähm...“ (39).

„Wir fuhren mit der U-Bahn hierhin und dahin. Also, hatten wir mit einer Maschine, mit einem Gerät zu tun.“ (52-53).

„Es war alles irgendwie anstrengend, weil wir mit der normalen Bevölkerung nichts zu tun hatten. Wir hatten mit Polizisten zu tun.“ (80-82).

„Das war ähm... nachdem wir in Berlin umverteilt wurden.“ (175-176).

Interessant ist es aber festzustellen, dass sie im gesamten Interview auch dann häufig die gruppenspezifische Nennung „wir“ benutzt, wenn sie von ihren ureigensten Entscheidungen und Erfahrungen und ihren persönlichen, subjektiven Wahrnehmungen und Empfindungen spricht. Die Verwendung des Ausdruckes „wir“ kann aber auch insofern genauer analysiert werden, da in keinem der Frageleitfäden darauf Bezug genommen wird, Kollektiverfahrungen und entsprechende Empfindungen zu skizzieren. Dazu kommt, dass *Frau M.* nicht explizit darauf hinweist, in ihren Aussagen auch ihre Schwester einbeziehen zu wollen. So kann davon ausgegangen werden, dass sie mit dieser Ausdruckweise ihre Erfahrungen und die aus diesen Erfahrungen resultierenden Empfindungen und Handlungsweisen (unbewusst) als typische, gruppenspezifische Abläufe der (iranischen) Migration konzeptionalisieren wollte. Sie will darauf hinweisen, dass sie sich als ein Teil der Migranten betrachtet, deren biographische Erfahrungen mit mehr oder weniger gleichen migrationsbiographischen Mustern zu definieren sind.

Hierbei ist hinzu zu fügen, dass sie die Formulierung „wir“ auch dann benutzte, wenn der narrative Impuls der Frage sich explizit auf ihre eigenen Erfahrungen und Erlebnisse bezog.

In den unten aufgeführten Interviewpassagen antwortet sie z.B. auf die Frage, wie ihre Zeit und ihre ersten Eindrücke in Deutschland waren:

„Und wir wollten nicht irgendwelche Kontakte haben, vielleicht auch deswegen, weil wir die Sprache nicht kannten.“ (55-56).

Oder auf die Frage nach ihren ersten Begegnungen mit den Deutschen:

„Da wir die Sprache nicht kannten, ich weiß nicht, trotz all meiner Bemühungen zu denken, dass das alles okay ist, dass das kein Problem ist,“ (67-69).

Und an dieser Stelle, als ich sie nach ihren Erfahrungen mit öffentlichen Institutionen fragte:

„Ich weiß es nicht, aber vielleicht auch, weil sie dachte, dass wir hier auf ihrer Tasche lagen. Vielleicht war mein Gefühl nicht berechtigt, aber ich fühlte das halt.“ (297-299).

Auch hier geht aus dem Kontext der geschilderten Situationen hervor, wer mit diesen „*wir*“ gemeint ist: Wir Iraner in der Migration. Ebenso liefern die „*Wir-Nennungen*“ in den weiteren Interviewpassagen, die nicht hier oben zitiert wurden, eindeutig ein Indiz dafür, dass *Frau M.* sich als ein Kollektivbeispiel der iranischen Migration ansieht.

Bei der Analyse des gesamten Interviews konnte ich ebenso feststellen, dass *Frau M.* bei der Beschreibung ihrer „*damaligen*“ schwierigen und defizitären Alltagssituationen kein einziges Mal die Gegenwartsform einsetzte, was als eine Besserung ihrer allgemeinen objektiven Lebensbedingungen heute interpretiert werden dürfte. Sehr interessant, ja sehr aufschlussreich für die weitere Interpretation ist in diesem Zusammenhang aber die Feststellung, dass aus dem Interviewgesamtkontext immer wieder hervorgeht, dass *Frau M.s* subjektive Sicht der Dinge permanent gleichgeblieben ist. Mit den folgenden Interviewpassagen z.B. könnte diese Hypothese bestätigt werden:

„Was für mich sehr seltsam war, war dass die Menschen sehr trocken, ja kalt waren. Dieses Bild habe ich immer noch von den deutschen Verkäufern. Das hat sich nicht so sehr verändert. Sie begegnen den Kunden sehr trocken, sehr..., weder ein Lächeln, noch ein Hallo, noch ein kurzer zwischenmenschlicher Austausch. Ich habe versucht, an meinem Eindruck zu arbeiten, zu einem anderen Eindruck zu gelangen, aber das geht nicht. Ich denke das wäre was Künstliches, was Unwahres. Irgendwas, ähm... es

fehlt mir was. Was ich in den anderen Ländern nicht vermisse. Es ist nicht herzlich. Das ist für mich sehr schlimm.“ (392-399).

„Aber ein komisches Gefühl ist immer da. Ich habe meine Freunde, ich habe meine Nachbarn, ich habe meine Beziehungen, mit den Deutschen, mit den Ausländern. Dennoch gibt es immer ein unbeschreibliches Gefühl in mir. Ich könnte mir genau so gut vorstellen, wo anderes zu leben, wenn ich kein Problem mit der dortigen Sprache hätte.“ (138-142).

Wie aus den bisherigen Schilderungen *Frau M.*s zu ersehen ist, waren es nicht die großen Ereignisse, die bei *Frau M.* dazu geführt haben, „*sich zuhause*“, aber „*fremd*“ zu fühlen. Vielmehr führten bei ihr die immer wiederkehrenden kleinen Erfahrungen und die daraus resultierenden subjektiven Wahrnehmungen zu ambivalenten Empfindungskonfliktpotentialen. So empfindet sie die immerhin wenigen Situationen, in denen sie daran erinnert wird, doch eine Ausländerin und keine dazugehörige integrierte (auch) deutsche Frau zu sein, als wiederkehrend. Und so muss sie sich auch noch heute hin und wieder beweisen und behaupten und sich für ihr Dasein rechtfertigen. Obwohl sie heute intensiv in sozialen, politischen und kulturellen Beziehungen zu Deutschen eingebunden ist, sich die bundesdeutsche Mentalität zu Eigen gemacht hat, ein sehr akkulturatives Leben führt und insgesamt eher zur Gruppe der „*Integrierten*“ zu zählen ist, als zu den „*skeptisch Resignierten*“.

Frau M. gibt sich prinzipiell nicht viel anders, als die absolute Mehrheit meiner übrigen Informanten.

Als Flüchtlingsmigrant hat sich auch *Frau M.* vom ersten Tag ihrer Anerkennung bzw. ihrer Berechtigung zur sozialen Teilhabe, auf Deutschland eingelassen. So wird im gesamten Interview deutlich, dass sie ihre Migration und Integration als sehr gelungen einschätzt. Trotz der von ihr geschilderten negativen Erfahrungen und Erlebnissen scheint *Frau M.* im großen und ganzen mit den Deutschen und Deutschland zufrieden zu sein. Nicht zuletzt deshalb, weil sie hier, unabhängig vom Verhalten der Mehrheit, vertrauensvolle Kontakte zu Deutschen genießt und pflegt. Und nicht zuletzt auch deshalb, weil sie sich traut, ihre Meinung zu sagen, und weil sie hier den Mut hat, sich zu entfalten.

Frau M.s deutlich kritische Äußerungen beziehen sich eher auf die bundesrepublikanische Migrationspolitik. Auch sie kritisiert die deutsche Migrations- und Integrationspolitik aufs Schärfste. An einer Stelle führt sie auf, dass die europäischen Länder wie Deutschland selbst zu den Ursachen beitragen, welche die Menschen veranlassen, ihr Land zu verlassen. So macht sie Industrienationen und ihre „*miserable Weltpolitik*“ (657) für das „*Elend des Rests der Welt*“ (660), und für (Bürger-)Kriege verantwortlich. Vor allem die europäischen und nordamerikanischen Staaten fordert sie auf, „*die Praxis ihrer politischen Handlungen*“ zu überdenken (652) und „*den Menschen aus der Unterdrückung und Würdelosigkeit zu helfen*“ (653–654). Hier möchte sich *Frau M.* auch selbst mitteilen. Schließlich war sie ja auch selbst von der „*miserablen Weltpolitik*“ betroffen. Ihr Appell für ein „*gut durchdachtes, gut organisiertes Migrationsprogramm*“ (666-667) ist also in gewisser Weise auch ihre eigene Forderung und ihr eigener Wunsch.

Frau M.s vielfache Migrationsalltags-Beschreibungen belegen, dass auf der Basis von Beständigkeit, regelmäßigem Kontakt, gegenseitiger Toleranz und gemeinsamen Interessen durchaus gute zwischenmenschliche Beziehungen und Freundschaften zwischen Deutschen und Migranten möglich ist.

Ein logischer Zusammenhang zwischen ihrer Einbindung in einem stabilen soziokulturellen Gefüge von Menschen deutscher und iranischer Herkunft und ihrem positiven Gesamtbild von der deutschen Mehrheitsgemeinschaft wird in vielen Aussagen zu Deutschland ersichtlich. So erklärt sich z.B. auch ihre problemlose Wohnungssuche. Auch, wenn es aus ihrer Antwort auf meine Frage nicht explizit hervorgeht, ist es schwer anzunehmen, dass sie auch dabei von ihrer insgesamt positiven Einstellung zu ihrer Lebenssituation in Deutschland profitierte:

„Das war sehr einfach. Ich weiß es nicht. Vielleicht haben wir Glück gehabt. Auf jeden Fall, es gab einen Deutschen, der seine Wohnung vermieten wollte. Wir waren zu dritt und es war gar kein Problem. Er hat uns akzeptiert und übergab uns seine Wohnung.“ (329-331).

Was die berufliche Integration *Frau M.s* anbelangt, hat sie sich in der deutschen Leistungsgesellschaft voll integriert und deren innere Logik aufgenommen. Auch in diesem Kontext kann von einer gelungenen Integration *Frau M.s* gesprochen werden. So hat sie

mittlerweile die Leitung des Sprachinstituts übernommen, in der sie auf Empfehlung ihrer „*deutschen Freunde*“ eine Stelle als Deutschlehrerin erhalten hatte. Auch hier kommt ihren sozialen Kontakten zu Deutschen eine hohe Relevanz zu. Es waren auch hier ihre sozialen Kontakte, die sich positiv auf ihre berufliche Karriere ausgewirkt haben. Und interessanterweise stammen ihre „*deutschen Freunde*“ ebenso wie die iranischen aus ihren politischen Aktivitäten:

„Das heißt, ich habe diesen Job bekommen, weil diese deutschen Freunde auf mich zählten. Das waren meine Freunde, zu denen ich bis heute noch eine gute Freundschaft pflege. Das waren Leute, die ich aus meinen sozialpolitischen Aktivitäten in einer Frauenarbeitsgruppe kannte.“ (351-355).

Ihre leidvollen Erfahrungen in verschiedenen Flüchtlingswohnheimen, ihre Ausbildung als Politikwissenschaftlerin und ihr Interesse für andere Länder und deren Kulturen sind sicherlich von Vorteil für ihre Aufgabe als Sprachschulleiterin in einer Stadt, in der fast 40 % der Bevölkerung einen Migrationshintergrund hat. So ist von ihren anfänglichen Überlegungen, ihren Job zu wechseln, nicht mehr viel übrig geblieben. Mittlerweile „*hat sich eine große Leidenschaft entwickelt*“ (378-379), und ihre Arbeitsstelle ist ihr „*zweites Zuhause*“ (377), so dass sie nun bleiben möchte. Nicht zuletzt auch deshalb, weil sie sich dort in einem internationalen Umfeld befindet und froh ist, einen aktiven Beitrag zur Integration ihrer Mitmigranten leisten zu können, damit man sie nicht „*schlecht*“ (517) behandelt.

Auf meine Frage, wie *Frau M.* sich damals in der iranischen Gemeinde fühlte, antwortet sie sehr ausführlich. Sie bringt das Thema in Verbindung mit politischen Aktivitäten; etwas, worin sie ihre Beziehungen zu den Iranern definiert:

„Gut..., in Beziehung auf die Iraner... (denkt laut). Als wir kamen, war unsere Beziehung zu Iranern hier aufgrund unserer organisatorisch-politischen Beziehungen zu ihnen klarer. Es war klar, mit wem wir Kontakt haben werden. Wir kannten sie, irgendwie namentlich und so. Dann als wir hier ankamen, gab es auch hier einige Spaltungen in der Organisation, der wir angehörten. Jeder wollte jeden für sich gewinnen. Da wir aber mit anderen Gedanken gekommen waren, versuchten wir, langsamer zu machen und irgendwie uns zu stoppen. Das heißt wir warteten darauf, was passierte, was wir überhaupt machen würden. Wir wollten erstmal mit keiner der Gruppierungen arbeiten. Dennoch versuchten die Leute uns irgendwie zu helfen, zum

Beispiel in Beziehung auf unser Heim, oder was die Dolmetscher –oder Übersetzungsarbeiten anging. Es war in dieser Beziehung sehr gut. Sie halfen uns wirklich. Später aber hatten wir keine besonderen Beziehungen zu einander. Das heißt, dass wir nicht miteinander arbeiten konnten. Die iranische Gemeinschaft war politisch zerstritten. Das war aber auch irgendwie nett. Sie hatten eben auch ihre eigenen privaten Probleme und Traumaerlebnisse. Auf jeden Fall war unsere erste Begegnung mit ihnen eine gute.“ (90-104).

Frau M. bekundet kein grundsätzliches Desinteresse an den Iranern, dennoch überhört sie das eigentliche Subjekt der Frage; für sie ist „iranische Gemeinde“ gleichbedeutend mit politisch denkende und/oder politisch handelnde Landsleute, und darauf geht sie ein. Mit der Beschreibung ihrer Empfindungen und Erlebnisse sowie der Stellungnahme zu ihrer iranischen Mitmigranten bleibt sie jedoch stets differenziert und macht nicht den Eindruck der Abwertung und/oder Ablehnung „nichtpolitischer“ Iraner. In dieser Hinsicht kritisiert sie ihre Landsleute also nur in ihren politischen Einsichten, Einstellungen und Verhaltensweisen, ohne ihre noch defizitären soziokulturellen Eigenschaften verleugnen zu wollen und ohne sie dadurch generell schlecht beurteilt haben zu wollen. Da *Frau M.* weder in dieser Interviewphase, noch im gesamten Interviewzeitraum ihre Ansichten näher erläutert und keine weiterführenden Argumentationen für ihre Sichtweisen liefert, kann vermutet werden, dass sie ihre eigenen „Beziehungen“ zu Landsleuten nach bestimmten – eher politischen – Kriterien eingeht, pflegt und/oder revidiert.

Inwiefern und ob die Haltungen und Ansichten *Frau M.s* gegenüber ihren Landsleuten darauf beruhen, dass sie ihre politische Loyalität zu ihrem Ehemann und zu ihren eher politisch orientierten Freunden aufrecht erhalten will, ist aus dem Interviewkontext nicht zu erkennen. Eine diesbezüglich eindeutige Aussage kann um so schwieriger getroffen werden, da von den weiteren Interviewinhalten schwer abzuleiten ist, wie sie heute zu ihrer (damaligen) „Organisation“ steht:

„In äh...Tübingen, wenn ich uhm... denke..., Ähm... äh... wenig. Ich habe nicht all zu viele Kontakte zu den Iranern. Ich bin wegen meiner Arbeit auch mehr in Stuttgart als in Tübingen. Wir haben ein paar Freunde hier, die wir auch treffen. Gut, früher, wegen unserer politischen Aktivitäten und ähnlichem gab es zu den Iranern viel mehr Kontakte, auch in Tübingen. Ich habe viele iranischen Freunde in den anderen Städten in Deutschland, und nicht hier. Vor allem zu den iranischen Frauen habe ich viele

Kontakte. Das sind entweder Frauen, die ich durch meine Aktivitäten schon im Iran kannte, oder von den alljährlichen dreitägigen „*Frauen International*“ Seminaren. Ich möchte nicht verallgemeinern. Es gibt solche und solche. Mit vielen konnte ich nicht. Zu vielen haben wir unsere Beziehungen unterbrochen. Das waren teilweise, was weiß ich, Leute mit denen wir jahrelang politische Recherchearbeiten geleistet hatten. Das heißt, im Laufe der Zeit gingen einige Beziehungen zunichte und einige wurden gestaltet. In Tübingen, wie gesagt, habe ich gute und schlechte Erfahrungen gemacht. In Tübingen habe ich mich schnell zurückgezogen.“ (576-589).

Allgemein findet sie aber, dass sich die Iraner hier „*positiv*“ entwickelt haben. In diesem Zusammenhang lobt sie vor allem die iranischen Frauen, die mehrheitlich emanzipiert und von ihren Männern unabhängig geworden sind, ohne damit die positive Einstellungsveränderung ihrer männlichen Landsleute verleugnen zu wollen:

„Ich denke im allgemeinen, dass die Iraner, die nach der Revolution hierher kamen, ein bisschen offener geworden sind, ein bisschen lockerer, ein bisschen ähm...vielleicht besonders in der Ehe-Beziehung, in der Mann-Frau-Beziehung. In den Anfängen, als wir hierher gekommen waren, war die Zahl der Scheidungen zum Beispiel sehr hoch bei den iranischen Migranten im Ausland. Ich denke, dass das Meinungsbild über die Familie sich ein bisschen geändert hat. Meiner Meinung nach ist das ein bisschen besser geworden. Es war ein sehr großer Schock für die Männer, wenn ihre Frauen sie verließen. Aber ich denke, dass gerade dieser Schock hatte den Effekt, dass sie in ihren nächsten Beziehungen mehr auf die Rechte der Frau, auf die Gleichberechtigung achteten. Ich sehe besonders auch bei den iranischen Frauen große Veränderungen, vor allem, weil ich mit ihnen in enger Beziehung stehe. Das ist aus meiner Sicht sehr positiv. Das sind Frauen, die aus dem Iran hierher kamen und gut selbständig geworden sind. Sie haben schneller als Männer die deutsche Sprache gelernt, sind schneller als Männer einer Arbeit nachgegangen. Ich denke, dass sie sich hier, in der Gesellschaft viel leichter eingefunden haben. Und ich für mich, sehe wirklich erfolgreiche Frauen, nicht alle, aber ein Teil von ihnen. In verschiedenen Bereichen, wie in der Malerei, in der, was weiß ich, ähm... Musik, in der Arbeitswelt und so weiter und so fort. Und, wie gesagt, ihr Meinungsbild über die gesellschaftlichen Phänomene, wie zum Beispiel über die Homosexualität, was früher überhaupt ein Tabu war. Die meisten Iranern verhalten sich nun viel offener. Sie verstecken sich nicht mehr unter einem politischem Mantel und ähnlichem. Sie zeigen sich, wie sie eben sind. Die feudalistische und patriarchische Sichtweise ist verschwunden. Ich erlebe diese Entwicklung, wie gesagt, als sehr positiv. Es ist sehr herrlich für mich, diese

soziokulturelle Wandlung mitzuerleben, zumindest in dem Milieu, in dem ich mich bewege“. (590-613).

Das Thema Migration ist für *Frau M.* hochgradig wichtig. Deswegen legt sie großen Wert auf Details. Nicht nur der Inhalt ihrer Sätze, sondern auch ihre Mimik und ihr Tonfall verraten auch hier viel über *Frau M.s* Emotionen. Dennoch gelingt es ihr, die durch das Thematisieren dieses Phänomens anfänglich emotional hochgradig aufgeladene Interview-Atmosphäre zu entemotionalisieren, und sie liefert eine rhetorisch-versachlichte Argumentation für ihre Ansichten.

In der Auseinandersetzung mit dem Thema Migrationspolitik hat sie handfeste Argumente. Als Politikwissenschaftlerin und aktive Frauenrechtlerin ist das Thema Migration und Integration ein beliebtes und bekanntes für sie. Hierbei repräsentiert sie ein migrations- und integrationspezifisches Paradigma:

„Wenn ich an die vierzehn-, fünfzehnjährigen Jugendlichen denke, die ihr Leben in den Gefängnissen verbringen müssen, sehe ich das als selbstverständlich, dass man hierher flieht. Selbst die Menschen in Afrika, deren Hungersnot ein Resultat der miserablen Weltpolitik ist, haben das Recht, dahin zu gehen, wo sie ein würdiges Leben führen können. Das sind ja gerade die Industrienationen; die wirtschaftlich und politisch mächtigen Länder, die für das wirtschaftliche und politische Elend des Rests der Welt verantwortlich sind. Wer spielt denn eine Rolle in der irakischen oder afghanischen Politik?!. Das spielt alles eine Rolle, warum Menschen fliehen müssen. Ich denke, dass jeder, der hierher kommt, das heißt, egal ob es sich (bei ihm) um eine Emigration handelt oder um eine politische Verfolgung, der ist in erster Linie mit den Behörden, mit der Verwaltung und ähnlichem konfrontiert und viel weniger mit der Normalbevölkerung. Ich denke, wenn es ein gut durchdachtes, gut organisiertes Migrationsprogramm gäbe; das heißt, wenn es zum Beispiel ein Programm für die Erlernung der deutschen Sprache gäbe und zwar in den Anfängen und nicht erst nach ein, zwei Jahren. Sodass so eine Möglichkeit zu Stande kommt, dass man sein erstes Problem lösen kann, nämlich das Problem der Kontaktaufnahme. Später dann könnte man uns die Wege aufzeigen. Man könnte zum Beispiel einem beraten, was die Arbeit anbelangt; was auf einen zukommt, wenn er anfängt zu studieren, und so weiter und so fort. Ich denke, dass man sich auf diese Weise viel leichter zurecht finden kann, als dass man in seiner chaotischen Situation allein gelassen wird. Du weißt nichts, und erst nach ein, zwei Jahren Stillstand kriegst du mit, dass es einen Deutschkurs gibt, den du erst dann besuchen kannst, wenn du seinen Anforderungen gewachsen bist. Du gehst dann dahin. Egal, ob der gut oder schlecht ist. Was du dann machen wirst, ist

ungewiss. Du kannst überhaupt kein bestimmtes Ziel vor Augen haben. Ich denke, dass, wenn sie äh... die Möglichkeiten, die es gibt, vernetzen würden. Wenn sie mit einander verbunden wären. Ich weiß nicht, aber ich habe gehört, dass so ein System bereits in Malaysia existiert; es gibt in... - was weiß ich - in Kanada; es gibt in Amerika. Das heißt, dass, wenn sie zwischen den Gegebenheiten hier so eine Verbindung herstellen würden, könnte man sie vielleicht leichter annehmen, in Anspruch nehmen. Man könnte andererseits auch leichter akzeptiert, angenommen werden. Natürlich kann ich keine Kontakte aufnehmen, wenn ich nach zwei, drei Jahren Aufenthalt hier nicht mal ein Wort aussprechen kann. Wie viele von uns können sich zum Beispiel in Englisch unterhalten, sodass sie in Kontakt treten?. Ich denke, dass man dann viel besser zu recht kommt mit den Problemen, die es hier gibt. Dann, für die nächste Stufe bleibt meine Beziehung zu den Leuten übrig. Dort kommt es darauf an, – wie sagt man? – was meine positiven Eigenschaften, meine Stärken sind, die in mir stecken und wie ich sie ausnutzen kann, um von den Möglichkeiten, die es hier gibt, zu profitieren. Das hängt dann von mir ab. Sodass sie dann sagen dürfen, dass äh... – was weiß ich – diese Dame es versäumt hat. Sie ist so und so... Ich denke, dass man sich so isoliert, so verloren fühlt, weil diese Koordinierungen, diese Vernetzung der Integrationsmaßnahmen, die tatsächlich von so großer Bedeutung sind, nicht zu Stande kommen." (654-694).

Frau M. meint darüber hinaus, dass es die bundesdeutsche Mehrheitsgesellschaft ist, die die Migranten als fremd behandelt und ihnen das Gefühl vermittelt, fremd und nicht dazugehörig zu sein. Wie der Rest meiner Interviewpartner ist auch *Frau M.* der Meinung, dass Integration ein gegenseitiger Prozess ist. Und, dass gelingende Integration nicht nur von der Integrationsbereitschaft der Migranten abhängt, sondern auch von der Qualität der angebotenen Integrationsprogramme. Die Integration beginnt mit der frühen Sprachförderung, die wie bei der großen Mehrheit meiner Informanten auch bei *Frau M.* als Schlüssel zur Integration gilt. Sie selbst kann ja als Beispiel gelungener sprachlicher, und gerade (auch) deshalb sozialer Integration gelten.

Am Beispiel von *Frau M.* lässt sich gut erkennen, wie das soziale Gefüge einer Person ihre Einsichten und Weltanschauungen beeinflussen kann.

Für *Frau M.* ist es sehr wichtig, zu differenzieren, warum es Migranten gibt und welche weltpolitischen Faktoren zu Migrationen führen. So führt sie einerseits aus, dass aus ihrer Sicht jeder, der sein Land verlässt und sich - aus welchem Grund auch immer – in ein

anderes Land begibt, ein Migrant ist. Gleichzeitig bezieht sie aber auch Position zu ihrem eigenen „*Exil*“ und versucht klarzustellen, dass es wohl einen entscheidenden Unterschied zwischen einer Flucht und deren Folgen, die (auch) sie durchlebte, und einer freiwilligen Migration gibt. So versucht sie beispielsweise auch in der unten aufgeführten Interviewpassage auf die Besonderheit der Situation von Flüchtlingsmigranten aufmerksam zu machen, ohne jedoch die Legitimation einer frei getroffenen Migrationsentscheidung in Frage stellen zu wollen:

„Ähmm..., meiner Meinung nach ist jeder ein Einwanderer, der aus irgendeinem Grund, sei es aus wirtschaftlichen, sei es aus sozialen oder aus politischen Gründen, seine Heimat verlässt und sich in ein anderes Land begibt und darauf hofft, ein anderes Leben führen zu dürfen, als das, was er in seinem Heimatland durfte. Nun könnten wir das ganze voneinander unterscheiden und aus unterschiedlichen Perspektiven und in anderen Dimensionen betrachten. Für mich sind die politisch Verfolgten keine richtigen Migranten, besser gesagt keine gewollte Migration. Es gibt ein Zwang dahinter, dass du gehen musst, weil du in deiner Heimat nicht bleiben kannst. Migration basiert für mich auf Freiwilligkeit. Du kannst gehen und kannst zurückkehren. Aber derjenige, der politisch verfolgt ist, hat keinen anderen Weg als zu gehen und zu bleiben. Da können wir, was weiß ich, sagen: eine zwangsläufige Migration. In diesem Fall würde ich es eher Exil nennen.“ (633-643).

Frau M.s Migrationsbiographie ist gekennzeichnet durch Zeiten der sehr schweren Anfänge, einer stetig durchkämpften und gerade deshalb erfolgreichen Gegenwart und einer Zukunft, die im Interview nicht näher erläutert wurde, was allerdings nicht dahingehend interpretiert werden darf, dass *Frau M.* zur Personengruppe gezählt werden kann, die von Tag zu Tag lebt:

„Weil ich denke, dass wir nun, was weiß ich (lacht), in Kontakt zur Zivilbevölkerung stehen und wenn es um die Behörden oder ähnliches geht, verhalten wir uns wie die anderen Deutschen. Wir verhalten uns so wie sie. Wenn es nun von der anderen Seite uns gegenüber anderes verhalten würde, liegt es an anderen Aspekten. Ansonsten habe ich gar keine Erwartungen an diese Gesellschaft. Wir stehen auf eigenen Füßen, sind selbständig und schreiten voran.“ (700-706).

Frau M. erscheint im Gesamteindruck als Subjekt ihres Migrantendaseins, als eine „*Stehauffrau*“ und nicht als bloßes Opfer ihres Migrationsschicksals. Sie hat eine offensive

Bewältigungsstrategie, steht im Mittelpunkt ihrer Darstellung, und präsentiert sich als ein handelndes Individuum, ja eine Gewinnerin ihres Migrationslebens. Nicht zuletzt deshalb, weil sie selbst in ihren sehr schwierigen Migrationsanfängen und trotz ihrer geringen Handlungsmöglichkeiten versuchte, durch politische und soziale Aktivitäten auf die gesellschaftlich-politischen Rahmenbedingungen für Einwanderer Einfluß zu nehmen. *Frau M.* befindet sich seit ihrer Tätigkeit als zunächst Deutschlehrerin und dann als Leiterin ihres Sprachinstituts in einem internationalen Umfeld, in dem sie sich ständig mit den sprachlichen und sozialen Angelegenheiten der anderen Migranten auseinandersetzt. Dazu kommt, dass sie nach wie vor eine „Aktivistin“ in Sachen Frauenrechte und -emanzipation vor allem der ausländischen Migrantinnen ist.

„Ich hatte keine spezifischen Probleme hier in Deutschland, habe keine. Aber dieses Gefühl habe ich mir selbst in mir wachsen lassen. Niemand hat es mir gegeben, dass ich willkommen bin. Mir ist es nicht gegeben worden. Ich habe versucht, es mit meinem Leben, mit dem Studium, mit der Arbeit und Ähnlichem in mir aufwachsen zu lassen.“
(152-156).

Als eine Frau mit iranischem Ursprung und deutsch-iranischer Gegenwart und Zukunft, schafft *Frau M.* den Spagat zwischen den Kulturen. Sie passt sich den strukturellen und soziokulturellen Normen, Werten und Eigenschaften der bundesrepublikanischen Mehrheitsgesellschaft an, ohne sich bedingungslos damit identifizieren zu wollen. Als eine Deutsch-Iranerin versucht sie zwischen den Schattenseiten und den positiven Aspekten ihres Migrationslebens in Deutschland zu differenzieren. Dabei verleugnet sie weder ihre iranischen Wurzeln, noch scheut sie sich davor, sich dazu zu bekennen, dass sie sich in Deutschland zu Hause und wohl fühlt.

6.2 Herr J.

„Ich bin in Deutschland hängen geblieben“

Hintergrundinformation:

Das folgende Interview wurde mit *Herrn J.* im Jahre 2006 in seiner Wohnung durchgeführt.

Ich habe meinen Zugang zu *Herrn J.* über *Herrn M.* gewonnen. *Herr M.* kennt *Herrn J.* schon, seit dieser in Deutschland lebt. Zunächst über seine Tätigkeit als zuständiger Sozialarbeiter und Ansprechpartner für Flüchtlinge im Flüchtlingswohnheim, in dem *Herr J.* untergebracht war, und in den folgenden Jahren dadurch, dass er *Herrn J.* noch immer gelegentlich mit Rat zur Seite steht und für ihn als eine Vertrauensperson gilt.

Nachdem *Herr M.* mir mitteilte, dass er nun zu *Herrn J.* Kontakt aufgenommen habe, und es mir erlaubt sei, *Herrn J.* anzurufen, rief ich diesen an, erzählte ihm etwas über mein Vorhaben und fragte ihn, ob er einverstanden sei, mit mir ein Interview zu machen. Wie die Mehrheit meiner Informanten wollte auch *Herr J.* mich zunächst einmal kennen lernen, bevor er sich für oder gegen ein Interview entscheiden sollte. Ich nahm seinen Vorschlag, uns in einem Café in der Innenstadt zusammzusetzen, gerne entgegen und vereinbarte einen Termin mit ihm. Nach einem sehr aufschlussreichen Gespräch bei Kaffee und Kuchen erklärte sich *Herr J.* ohne große Umschweife einverstanden mit einem Interview mit mir. Er schlug dann vor, das Interview bei ihm zu Hause stattfinden zu lassen.

Beim Eintreten in *Herrn J.*s Wohnung beantwortete auch er meine Frage danach, ob ich meine Schuhe ausziehen solle, mit einem betonten «*Ja bitte!*». Ich bekam dann Hausschuhe zur Verfügung gestellt. Die Wohnung liegt im Erdgeschoß eines städtischen Hauses für sozial Benachteiligte, das sich mitten in einem großen Park zwischen einem Kinderspielplatz und einem Kindergarten befindet.

«*Es ist zwar sehr schön, mitten in so einem wunderschönen Park zu wohnen. Diese Schönheit hat aber ihren Preis. Das Haus ist abgesehen davon, dass es für seinen Obdachlosencharakter in der ganzen Stadt bekannt ist, auch durch den benachbarten*

Kindergarten und Kinderspielplatz tagsüber sehr laut», teilte mir *Herr J.* mit, als ich ihm sagte, dass er sehr idyllisch wohne.

Die Wohnung selbst verfügt über ein relativ dunkles, großes und langes Zimmer. Die Kochnische sowie das Bad und die sich darin befindliche Toilette sind ohne räumliche Trennung direkt von diesem Zimmer zu erreichen.

«*Die Kochnische und das Bad und die Toilette erwiesen sich vor allem dadurch als nachteilhaft, weil sie über keine eigene Fenster bzw. Lüftung verfügen*», teilte mir *Herr J.* mit, als ich ihn nach seinem wohnlichen Befinden fragte.

Der Boden ist mit einem grauen durchgelaufenen Teppichboden belegt; darauf liegt ein kleiner, ebenso durchgelaufener Perserteppich, der vermuten lässt, aus dem Sperrmüll zu stammen. An den von *Herrn J.* freundlich bunt bemalten Raufasertapeten hängen einige wenige Bilder, die teilweise von ihm selbst stammen. *Herr J.* sei im Iran Drucker gewesen. Nebenamtlich arbeitete er als Druckkünstler. In *Herrn J.s* Schlaf-Wohn-Küchen-Badezimmer-Wohnung steht außer einem Doppelbett, einem kleinen Esstisch und den dazugehörigen Stühlen ein auffallend hoher regalähnlicher Fernsehtisch, auf dessen Fächern alle auf dem heutigen Markt vorfindbaren elektronischen Unterhaltungsmedien untergebracht sind. *Herr J.* gehört zu denjenigen Iranern, die neben dem deutschen Fernsehen per Satellit auch über das iranische Fernsehen verfügen. Er war mein einziger Interviewpartner, der sich - nach eigenen Angaben - kaum deutsche Programme anschaut.

Auch bei *Herrn J.* entdeckte ich neben rein orientalischen Haushaltsdekorationen und -gegenständen rein abendländische bzw. deutsche Accessoires. Mich überraschte dies aber keineswegs, da ich in meinem eigenen Haushalt - trotz meiner eigenen Überzeugung von meinem hohen Grad an Integration - selbst über orientalische Einrichtungselemente verfüge.

Herr J. ist im Jahre 1962 in Teheran, der Hauptstadt des Iran, geboren und aufgewachsen. Auch *Herr J.* stammt aus einer Mittelschichtfamilie. Wie die Mehrheit der (jungen) Iraner nahm er aktiv an der iranischen Revolution teil, die im Februar 1979 zum Sturz des Schahs führte. Anfangs unterstützte er die neue Regierung in vollen Zügen. Gegen Mitte 1985 musste er jedoch aus soziopolitischen Gründen den Iran verlassen. Er floh dann über die iranisch-türkischen Berge in die Türkei. Über die Türkei gelangte er zunächst in die

ehemalige DDR und danach nach West-Berlin, wo er politisches Asyl beantragte. Wie die meisten meiner Interviewpartner ist *Herr J.* rein zufällig in Reutlingen gelandet:

„Ehrlich gesagt... nach Deutschland kamen wir ja selbe, ähm...(lacht laut), aber nach Reutlingen - wie man der Volksmund sagt - brachten sie uns (*Herr J.* und *Interviewer* lachen). Das war halt das Schicksal. Sie verteilten die Flüchtlinge um. Und wir wurden nach Stadt Reutlingen geschickt.“ (36-39).

Herr J. verfügt über einen befristeten Aufenthaltsstatus, den er alle zwei Jahre um weitere zwei Jahren verlängern darf. Diesen Status hat *Herr J.* aus humanitären Gründen erhalten. Einen unbefristeten Aufenthaltsstatus würde er erst nach der Aufhebung der vom Gesetz vorgeschriebenen Sperrzeit und der nochmaligen Überprüfung seiner strafrechtlichen Lage erhalten. Zum Zeitpunkt der Interviewführung lebte *Herr J.* bereits seit 21 Jahren in Deutschland.

Bevor wir mit dem Interview begannen, hielten wir einen Small-talk über das, was wir noch nicht voneinander wussten. Selbstverständlich beim iranischen Schwarztee, der in orientalischen Teegläsern serviert wurde.

Interpretation:

Mein Interview mit *Herrn J.* begann optimal und entwickelte sich mit der Zeit katastrophal. *Herr J.* verstand etwa ab Frage Nr. 7 den Kern einiger meiner Fragen nicht mehr so richtig. Irgendwie kamen sie bei ihm nicht an bzw. konnte ich keinen Zugang zu ihm finden. *Herr J.* fragte bei vielen Fragen mehrmals nach; und selbst dann gab er eine unbestimmbare, nicht plausibel auf die Frage bezogene Antwort:

„(lacht)... ähm..., ich äh..., wenn es..., weil die Frage ein wenig lang war. Bitte wiederholen Sie die Frage, wenn es möglich ist.“¹ (168- 169).

Ich selbst merkte, wie unsicher ich durch die unbehagliche Situation wurde.

¹ Diese exemplarische Interviewpassage soll dazu dienen, sich ein Bild über die erwähnten Kommunikations- und Konzentrationsprobleme Herrn Js. zu machen, die relativ oft auftraten. Da ich mich dementsprechend bzw. aus organisatorischen und aufwandstechnischen Gründen entschied, erst dann das Aufnahmegerät anzuschalten, wenn es mit dem tatsächlichen Interview logging, kann ich hierzu leider keine weiteren Beispiele machen.

Herr J. war bis dato mein erster Interviewpartner, bei dem ich es nicht schaffte, meine in Deutsch gedachten und vorbereiteten Fragen verständlich zu machen. Ich hatte mir ja angeeignet, dass ich mich zwar an dem Frageleitfaden orientierte, die Fragen aber nicht vorlas. Selbstverständlich achtete ich sehr stark darauf, dass ich dabei keine Vorgaben machte, sondern ich versuchte, den Kern der Fragen zu erläutern.

Nach einer Weile fand ich heraus, dass an unserer nicht gelungenen Kommunikation in erster Linie Sprachprobleme Schuld hatten. Und zwar nicht zuletzt deshalb, weil ich - wie gewohnt - in Deutsch artikuliert und gedacht hatte. *Herr J.* verfügte aber im Gegensatz zur Mehrheit meiner Informanten über keine derart ausreichenden Deutschkenntnisse, die es ihm ermöglichten, meine linguistisch in Deutsch artikulierten Aussagen genau zu verstehen.

Dazu kam, dass *Herr J.* einen depressiven und dementsprechend nicht konzentrierten Eindruck auf mich machte. Für mich war der Anblick seiner zitternden Hände nicht leicht, die am auffälligsten zum Vorschein kamen, wenn er sich eine Zigarette nach der anderen drehte und anzündete, oder wenn er mir und sich selbst einen Schwarztee nach dem anderen einschenkte. Um die Echtheit der Interviewsituation nicht zu gefährden, entschied ich mich also dazu, mich zu zwingen, langen Atem zu haben, mich emotional unter Kontrolle zu halten, und in meiner Muttersprache zu denken und zu artikulieren. Als zusätzliches Hilfsmittel bediente ich mich - wo es Sinn machte - der spezifisch iranischen nonverbalen Kommunikationsregeln. Erstaunlicherweise klappte unsere Kommunikation ab diesem Moment viel besser.

Herr J. war zudem ziemlich nervös und ein wenig aufgebracht. Ich konnte dies aber sehr gut verstehen, zumal ich mich immer wieder an seine große Verbitterung erinnern musste, die sich in seiner Antwort auf meine allererste Interview-Frage, die sich ja eigentlich auf die Ermittlung von „*harten Daten*“ richtete, verbarg:

„Diese Fragen stellt man einem auch in der Anhörung beim Bundesamt. Ja wer bist Du, was ist los...“ (17-18).

Nach einer Weile drehte sich *Herr J.* seinen ersten Joint und zündete ihn an. »*Das bringt mich down*«, sagte er zu mir.

Obwohl ich mittlerweile seine Geschichte etwas kannte und wusste, dass das Kiffen sozusagen für ihn als Einstieg in seine Drogenkarriere diente, war es gar kein Problem für mich, mich zu beherrschen und ihm keine Leviten zu lesen. «*Kiffst Du viel?*», fragte ich ihn ganz zugewandt und verlegen. «*Weißt Du! Ich habe eine sehr lange Zeit alle mögliche Drogen genommen. Nun habe ich endlich einen Weg gefunden, meinem Körper etwa das zu geben, was er halbwegs braucht. Keine Sorge! Ich bin schon längst drüber weg, mir die Kanne zu geben*», beantwortete er meine Frage mit einem ebenso zugewandten Blickkontakt.

Ich sah das Blitzen in seinen Augen und war mir auf Anhieb darüber klar, dass er von seinem mir gerade eben mitgeteilten Geständnis und von seiner Haltung überzeugt war. Irgendwie fühlte ich mich sehr gewürdigt und hatte den Eindruck, dass das Vertrauen zwischen uns stimmte.

Immer wieder mussten wir unsere Arbeit abbrechen, weil *Herr J.* sehr belastet war. Er konnte sich von den ganzen schmerzhaften Erinnerungen dann ablenken, indem er uns neuen Tee machte oder sich einen neuen Joint drehte. «*Sollen wir für heute aufhören?*», fragte ich ihn immer wieder. «*Nein, geht schon, ich brauch' nur eine kleine Verschnaufpause*», erwiderte er jedes Mal.

Durch die für das Interview erforderliche hohe Konzentration und die daraus resultierende seelische, aber auch geistige Belastung von *Herrn J.* waren häufig Pausen notwendig. So musste sich *Herr J.* insgesamt drei Mal der belastenden Interviewsituation stellen. Der überdurchschnittlich hohe Interview-Zeitaufwand bei ihm betrug somit viereinhalb Stunden.

Immer wenn *Herr J.* seine Migrationsgeschichte erzählte, von der reichsten Stadt Baden-Württembergs, ihren Menschen und ihrem Leben, konnte ich ahnen, dass er sein altes Zuhause verloren und hier kein neues gefunden hat:

„Das war uns allen fremd. Und es ist heute noch so. Wir haben nicht so viele Kontakte und so.“ (61-62).

Ich konnte jedes Mal den Zorn und die Verbitterung in seiner Stimme spüren, wann immer er von den großen und kleinen Demütigungen im neuen Land erzählte, die er vor allem von deutschen Beamten erfuhr:

„Aber selbst damals konnte man erahnen, sehen, einschätzen, ja richtig feststellen, dass sie ja einen nur quälten. Z.B. bei mir selbst - ich war arbeitslos - ein Arbeitsamtangestellter, oder ein Beamter dort machte es mir so schwer. So dass ich weder den Brief lesen konnte, noch... So was wie: Lassen wir diesen zunächst einmal rumtanzen, quälen. Ich selbst hatte solche Erlebnisse. Sie behandelten uns - wie sie selbst sagen - nicht korrekt. Sie hatten uns nur etwas rumspringen lassen. Auch heute noch ist es so. Sie lassen einen nur rumspringen. Ohne irgendeinen Grund; für nichts. Ich sagte ihnen persönlich. Ich sagte ihnen: Ihr seid nur hier, weil wir da sind. Wenn es uns nicht mehr gäbe, wäret ihr ja arbeitslos. Dann müsstet ihr an meiner Stelle Heroin verkaufen, und die Damen müssten sich prostituieren. Das ist so... (247-256).

Wer weiß, Gott ist Zeuge, dass sie nicht diese Arbeit verrichteten. Dann kamen sie und wurden Sozialamtzuständige. Sie hatten ja einen Job, weil es Flüchtlinge gab, und doch und trotzdem – ob sie vielleicht eine Anordnung, Anweisung bekommen von irgendjemandem, dass sie ihre Pflicht nicht erfüllen sollen?!“ (258-261).

Hin und wieder standen *Herrn J.* beim Erzählen Tränen in den Augen. Zudem spürte ich oft einen tiefen Zweifel in ihm. Nicht zuletzt deshalb, weil er immer wieder seine Zweifel verbalisierte, indem er sagte: *«Ich bin in Deutschland hängen geblieben.»*

Obwohl ich diesbezüglich sozusagen einen Ohrwurm hatte, konnte ich bei der Interpretation keine einzige Interviewpassage entdecken, mit welcher der oben erwähnte Ausdruck *Herrn J.s* zu belegen war. Bei der Analyse dieses Phänomens ist mir dann aufgefallen, dass *Herr J.* diesen Ausdruck immer dann gebracht hatte, wenn wir gerade eine Interviewpause machten. So wies ich ihn nach dem Interview darauf hin und fragte ausdrücklich, ob ich diese Kundgebung, die ich als sehr wichtig für die Interpretation seiner Geschichte erachtete, erwähnen dürfte. *Herr J.* war sehr überrascht über meine Beobachtung. *«Wirklich?! Sage ich oft, dass ich hängengeblieben bin? Selbstverständlich kannst Du es in deiner Interpretation einbringen»*, teilte er mir mit einem breiten Lächeln mit.

Irgendwie konnte ich jedoch meine Annahme nicht vollkommen ablegen, bei der ich spekulierte, dass sich *Herr J.* in Deutschland trotz allem nicht vollkommen verloren fühlte. Ich hatte nämlich während des gesamten Interviews den Eindruck, dass er seine Negativ-Aussagen bewusst relativierte. Er zeigte sich durchaus sehr humorvoll. Obwohl er, wie er selbst immer wieder - in verschiedenen Ausführungen - sagte,

„als ein minderwertiges Wesen beäugt“ (109-110).

wurde, wies er eine durchaus mehrperspektivische Sichtweise auf, in der er sehr bemüht war, sein Migrations- und Integrationsverständnis - soweit es seine offensichtliche Wut über die deutsche Gesetzgebung zuließ - fair und sachgemäß zu schildern. Wie der Rest meiner Informanten machte auch *Herr J.* das deutsche Beamtentum, ja die deutsche Regierung für das Leid und für die nicht gelungene Integration der (iranischen) Flüchtlinge verantwortlich. Für die deutsche Zivilbevölkerung zeigte auch er ein gewisses Verständnis. Es waren nicht sie, sondern die Regierung, die gegen Migranten Stimmung machte:

„Ich persönlich... habe auch heutzutage Probleme... mit der Arbeitsfindung. Und viele andere Flüchtlinge ebenso. Und viele Deutsche; wenn ich mich mit ihnen unterhalte und sage, dass mich seit zwanzig Jahren Sozialamt unterhält, bringen sie ihre Wut damit zum Ausdruck, dass sie auf das Sozialamt, diesen Staat, dieses Regime, auf, ähm...diese Religion, auf diese... schimpfen. So etwas wie, ach du meine Güte, seit zwanzig Jahren unterhält das Sozialamt diesen Typen. Der Typ ist gesund; er kann auch arbeiten, und so weiter, aber er bekommt das Geld vom Volk, äh... - wie sagt man - ähm... Steuergelder. Sozialamt tut das, aber gibt ihnen keine Arbeitserlaubnis. Na, was denkt dann dieser? Was nimmt er an?“ (319-327).

Nicht selten äußerte auch *Herr J.* seine Dankbarkeit dafür, dass er in Deutschland gut aufgenommen wurde, und er zeigte selbst bei seinen Negativ-Ausführungen eine differenzierte Betrachtungsweise seiner Erfahrungen und Erlebnisse:

„Aber im großen und ganzen fand ich es viel besser als in meiner eigenen Heimat und so... oder Türkei, Bulgarien... Und die Erzählungen, die herum gingen, war nicht allzu unwahr. Ich hatte guten Eindruck. Allein, dass sie uns aufnahmen, war das sehr viel wert. Ich hatte positive Eindrücke, bis... wir nach Reutlingen kamen.“ (63-66).

„Gut, erstens - sage ich doch, das hat keine Allgemeinheit, dass - so was passiert nicht allen. Das kommt halt mal vor. Das kommt auch für Deutsche selbst vor. Den Deutschen selbst. Nur, das Problem, das ich erzähle, ist, dass die ganzen Leuten, die in diesem Kaufhaus sind, kennen mich, weil ich seit eh und je dorthin gehe zum Einkaufen. Und ich komme nicht, um z.B. nur eine Zigarette zu kaufen. Es gibt solche Probleme. Aber gut, das passiert auch den Deutschen selbst. Aus meiner Sicht ist es nicht wichtig. Wenn sie jemanden klauen sehen, ist es okay Aber nur so jemanden schuldig machen zu wollen oder ihm Vorwürfe machen zu wollen. Sie haben wiederum Gesetze, so dass man sich dagegen verteidigen kann. Sei es im Supermarkt, oder sonst wo.“ (390-399).

Meine Untersuchung offenbarte weiterhin eng miteinander in Beziehung stehende Aspekte der prekären Lebenssituation von *Herrn J.* Zum einen besteht ein deutlicher Zusammenhang zwischen seiner Wahrnehmung, als ein drogenabhängiger Ausländer gebrandmarkt zu sein und seinen geringen Sozialkontakten. Zum anderen wurde im Erleben von *Herrn J.* ein Gefälle an Macht und Einflussmöglichkeiten deutlich, das zwischen ihm und den Institutionen der deutschen Gesellschaft besteht.

Die von *Herrn J.* beschriebenen Erlebnisse im Flüchtlingslager stellten durch ihren alltäglichen Charakter und dadurch, dass ihre Beendigung nicht absehbar war, eine kontinuierliche Belastung dar. Zwar bot die konsumorientierte Gesellschaft alle Annehmlichkeiten, doch konnte *Herr J.* durch seine begrenzten finanziellen Möglichkeiten an diesen nur sehr begrenzt teilhaben. Dazu kamen die Ghettoisierung und die beengten Wohnverhältnisse. Diese Situation treibt manche Migranten in die Illegalität, um für sich angemessene Lebensumstände zu schaffen, die ihnen von Rechts wegen verweigert werden. Hier nannte *Herr J.* eine Tatsache, die ebenso alle anderen Interviewpartner erwähnten. Nämlich die aus der Ghettoisierung resultierende Kontaktarmut, Isolation und kriminellen Handlungen:

„Das waren die Probleme. Und auch heute noch ist dieses Problem nicht behoben worden. Wir sehen ja oft, dass die meisten Flüchtlinge sowohl in der Vergangenheit als auch in Gegenwart mit Dieben und Dealern und so Personen in der Gesellschaft eher in Kontakt treten können, ja besser gesagt eher von solchen Deutschen angenommen werden können als die anderen Schichten.“ (87-92).

„Das erste Anliegen ist, dass das Geld, das sie ihm geben, ist nicht so viel, so dass er damit ein einigermaßen passendes Zimmer mieten kann. Nun, Sie wissen ja schließlich selbst, das Waschbecken und die Toilette z.B. sind an einem selben Ort; die Küche ist an einem selben Ort. Ähmm...äh...- wie der Volksmund sagt! Ähm...wie sagt man? – die geben etwas Geld, die geben etwas Geld, aber das ist nicht genug, so dass man sich etwas passendes mieten kann. Nun, ja, alle Flüchtlinge oder Leute, die hier waren, mussten in äh...ähm...Gaststätten, Pensionen, wo es halt klein ist, und gemeinschaftlich leben. Etwas, äh...Das heißt, sie gaben ihnen nicht genügend Geld, dass sie einen passenden Ort mieten konnten. Vielleicht z.B. hat eine Familie ein oder zwei Zimmer, die sie vermieten will. Aber das Geld, das sie verlangen für ihr passendes Haus, gibt das Sozialamt, oder Arbeitsamt nicht her. Und diese wiederum z.B. zwang

diejenigen, die in ein besseres, in ein normales Haus einziehen wollten, zum Diebstahl, oder Illegalität. Und, wenn sie es nicht taten, und sich mit einem 3x4 Meter großes Zimmer - wie das Gefängnis, oder wie ein Hühnerstall - oder 2x3, oder 2x2.“ (275-289).

Einerseits wurde seine Zielfindung durch seinen unsicheren bzw. ungewissen Aufenthaltsstatus beeinträchtigt, andererseits war er konfrontiert mit der Anstrengung, sich ein neues Zuhause, ja eine neue Heimat aufzubauen. Zwar hat er nun einen neuen, Schutz bietenden Raum, aber dieser ist ihm völlig fremd. Er hat verloren, was ihn ausgemacht hat: die Spiegelung durch sein Umfeld, die ihm vertrauten Menschen, seine Sprache. Der Verlust der sozialen Einbettung erschüttert seine Identität zutiefst.

Im Gegensatz zu *Frau M.* hat sich *Herr J.* nicht über die bestehenden Restriktionen und Beschränkungen seiner Autonomie hinweggesetzt, um ein selbstgestecktes Ziel zu erreichen. Ein etwaiger Ausdruck von Autonomie war im Rahmen des gesamten Interviews kaum zu finden. *Herrn J.s* Migrationsgeschichte dokumentiert erneut den engen Spielraum, den Flüchtlingsmigranten vor allem in der Zeit vor der Anerkennung haben.

Für *Herrn J.* scheint es in Deutschland weder eine stabile Lebenssituation zu geben, noch konnte er sich im Rahmen der Ausländergesetzgebung eine wirkliche Perspektive erarbeiten. Denn auf seine Straftat, die er aufgrund des abhängigkeitsbedingten Beschaffungsdrucks durch Drogen begangen hat, wurde ihm der unbefristete Aufenthaltsstatus und somit der sichere Verbleib in Deutschland verwehrt bzw. versagt.

Die Analyse der Äußerungen von *Herrn J.* zeigt deutlich, dass dieser große Schwierigkeiten hat, Ziele zu entwickeln und konkret in die Tat umzusetzen. Sein größter Wunsch ist zu arbeiten, etwas zu schaffen, den Tag sinnvoll zu nutzen, er möchte gerne eine Zukunftsperspektive über das Arbeiten entwickeln, weiß aber nicht wie. So erkennt er trotz zahlreicher Wunschvorstellungen (z.B. eine Weiterbildung im Bereich Drucktechnik) aufgrund seiner eingeschränkten Aufenthaltsgenehmigung in Deutschland keine Perspektiven für sich.

Das Leben in Deutschland ist *Herrn J.* zu einer Falle geworden. Er hat sein Leben im Iran aufgeben müssen, und ist in eine Situation geraten, die er sich nicht so hat vorstellen können. Seine Enttäuschung über die ausländerrechtlichen Regelungen und über die „*nicht*

vollkommene Demokratie und Freiheit“ in Deutschland scheint so groß zu sein, dass er sich entschieden habe, in ein anderes Land weiterzuwandern, um dort Asyl zu ersuchen:

„Wenn ich von mir selbst erzählen würde, sehe ich mein Leben, oder gar meine Zukunft hier nicht hell. Wie sie selbst sagen, ist es schwarz (lacht). Es ist farblos, ist schwarz. Und diese... ähm... dieses ganze Unglück... äh... beruht darauf, dass es in unserem eigenen Land keine Möglichkeiten gab. Und auch, wenn es welche gab - mein Anliegen... ich sage halt von mir, dass ich nicht wegen Tax, oder Telefon, oder äh... äh... Sexshop, oder z.B. Disco hierher kam. So dass ich sage, na gut, ich bin halt für diese Sachen gekommen. Ich hatte politische Probleme, so kam ich und achtete nicht auf Disco oder andere Dinge. Aber im großen und ganzen und trotzdem könnten viele Flüchtlinge hier gute Entwicklungen machen. Aber gut! Sie verhindern sie daran, oder sie erlauben es gar nicht. Dann, gut; das sind diese Verbote, die bewirken, dass viele enttäuscht werden von ihnen selbst. Weil diese ja letztendlich... deren Worte... Die Deutschen sagen ja selbst: „hier ist ein demokratisches Land; es gibt Freiheit“. Aber wir haben bis jetzt... - ja richtig, einiges haben wir gesehen - aber vollkommen, in vollständiger Form... sage ich ja, gibt es nicht. Und wir haben es auch nicht gesehen. Wir können auch nicht so sehr urteilen. Aber für mich selbst... in der Vergangenheit... in der Vergangenheit ähm...war es etwas bitter, und so ist es auch jetzt, und es gibt keine Zukunft, auf die ich rechnen kann. Und, wie ich sage, sehe ich meine Zukunft hier schwarz (lacht bitter). Und ich selbst habe mich nun nach zwanzig Jahren entschieden, von diesem Land in ein anderes Land zu gehen, um Asyl zu ersuchen (lacht sehr leise). Vielleicht ist ein anderes Land besser. Aber hier... in dieser Beziehung.... - sage ich ja -; sie bringen Dich und schmeißen sie Dich in einen Käfig. Den Rest dann - wie sagt man? - Gott soll einem helfen. Sonst diese... ihre Parole, die sie haben, ihre Logik, die sie als Demokratie bezeichnen. Ist das die Freiheit? Die wird nicht so praktiziert, oder besser gesagt, habe ich sie nicht gesehen.“ (542-565).

Die Kontaktarmut *Herrn J.s* in Deutschland kann nicht zeitlich begrenzt gedacht werden, da er im gesamten Interview einen gegenüber der deutschen Mehrheitsgesellschaft skeptisch-resignierten Eindruck machte.

In mehreren Interviewpassagen ging - wie alle Interviewpartner - auch *Herr J.* auf einen sehr wichtigen Aspekt ein. Nämlich auf die Sprache, die - wie aus dem Kontext seiner Aussagen zu entnehmen ist - auch für ihn der Schlüssel zu einer erfolgreichen Integration ist. *Herr J.* versucht zwar, seine soziale Isolation und Zurückhaltung auf sich selbst bzw. auf seine defizitären Deutschkenntnisse zurückzuführen. Bei näherer Betrachtung seiner widersprüchlichen Aussagen lässt sich vermuten, dass *Herrn J.s* Isolation eher damit

zusammenhängen könnte, dass er sich vor allem von den deutschen Institutionen und Beamten hat einschüchtern lassen und dementsprechend über wenig Selbstvertrauen und wenig Selbstbewusstsein verfügt. Diese Annahme wird dadurch gestützt, dass er laut eigenen Angaben nicht einmal über ausreichende Beziehungen und Kontakte zu seinen Landsleuten verfügt, deren Sprache er spricht und deren Mentalität ihm vertraut sein sollte. Hier sind einige dieser widersprüchlichen Aussagen *Herrn J.s*:

„Wie ihr Verhalten war? Wissen Sie? Einerseits, gut wir alle waren immer Ausländer oder Flüchtlinge hier. Wir konnten ihre Sprache – viele auch heute noch – nicht sprechen. Aber selbst damals konnte man erahnen, sehen, einschätzen, ja richtig feststellen, dass sie ja einen nur quälten“ (245-248).

„Es gibt halt schlussendlich diejenigen, die aus Unwissen über die deutsche Sprache z.B., oder Nichtverstehen der Deutschen; weil wir in schwacher Position waren, wurden deswegen viele unserer Rechte unter die Füße zertreten, und wir konnten sie nicht kriegen. Und es ist auch heute noch so.“ (413-416).

„Aber gut mit dem Rest der Arbeiter, die Deutsche waren und so, hatte ich sehr wenig...- ich sage von meiner Seite aus – sehr wenig Probleme. Und, dass aus der Sicht...ähm... Das ist ja richtig, dass wir Flüchtlinge, ja Ausländer sind, und deshalb etwas Defizit in der Sprache haben.“ (437-440).

„Gut! Dieser hat Verständnis für mich und so. Und es ist für ihn kein Problem, auch, wenn ich vielleicht tausend Fehler mache, weil er ja doch weiß, dass ich ein Ausländer bin, und, dass das auch nicht seine Muttersprache ist, und alles, was er gelernt hat, hat er so gelernt. Und, ich habe keine so Probleme mit den anderen Leuten in der Gesellschaft. Gut, es gab welche, die darüber geredet haben und gesagt haben, dass sie mich gar nicht verstehen. Dann habe ich gesagt, das ist kein Problem. Dann werde ich langsam, langsam, langsam. Auch, wenn es pantomimisch sein sollte, werde ich Euch irgendwie verständlich machen, was meine Ansichten, meine Gedanken sind, was ich überhaupt von euch will.“ (456-464).

„Irgendwann mal merkst Du..., dass ohne einen Grund...passiert es - Wie sie es sagen -. Sie versuchten mit „Du“ zu sprechen. So dass... äh... irgendwie - sie selbst sagen: „jemanden verarschen“ Aber, gut! Wenn sie merken, dass äh...derjenige es versteht und auch sprechen kann, dann gut, entschuldigen sie sich. In unserem eigenen Land gibt es so was auch. So, es ist, wie es ist. Unangenehm, oder angenehm. Es ist halt so. Aber, wenn man den Mund aufmacht, oder spricht, merken sie sich selbst - wie jeder Mensch halt - ihren Fehler. So dass er sich selbst die Frage stellt, ähm...warum er

überhaupt angefangen hat so zu reden? Sie beäugen alle...ähm...beäugen jeden Schwarzhaarigen als einen, der gestern von seinem Land hierher gekommen und zum Asyl geworden ist. Sie wissen nicht, dass es ja viele gibt, die innerhalb von sechs Monaten diese grammatische deutsche Sprache lernen...äh...und in grammatischer Hinsicht besser als sie selbst sprechen.“ (516-528).

Interessant wäre es hierzu zu erforschen, inwiefern *Herrn J.s* skeptisch-resigniertes Sozialverhalten (auch) mit den Umständen seines Lebens in der Vormigrationsphase zusammenhängt. Eine derartige Analyse ist jedoch nicht der Gegenstand der hier vorliegenden Untersuchung. Davon abgesehen, dass sie auch den zeitlichen und organisatorischen Rahmen der vorliegenden Studie sprengen würde.

Herr J.s Migrationsbiografie ist dadurch gekennzeichnet, dass er mit seiner anfänglichen Euphorie ins Leere lief und mit seinem Lebensentwurf in Deutschland scheiterte. Seine Geschichte weist auf eine Krise hin, in der kein positiver Anhaltspunkt bzw. kein stabiler Bezugspunkt greifbar nah ist. Vielmehr sind es die allgemeinen weitläufigen Rahmenbedingungen, die von außen sein Leben als Migrant regulieren und umgeben. Somit sieht er sich außer Stande, seine verschütteten Ressourcen und Fähigkeiten auszugraben und Veränderungsprozesse zu initiieren.

Die Freundschaften, die sich immer flüchtiger gestalten, anstatt sich zu intensivieren, die Schwierigkeit, eine Umgebung mit wirklicher Geselligkeit aufzubauen, die Behörden, die ihn wegen seiner dunklen Vergangenheit noch immer bestrafen, die Arbeitslosigkeit und das daraus resultierende perspektivlose Leben, das sich auf das Eintauchen in die bunte irrealen Fernsehwelt reduziert, sind Merkmale der hohen Isoliertheit und Einsamkeit von *Herrn J.* Daraus resultiert sein verstärktes Gefühl einer großen Sehnsucht nach Heimat und nach der Familie.

Die Rückbesinnung auf eigene Werte und Normen ist für *Herrn J.* die einzige Quelle der Unterstützung. So ist ihm der Bezug zum Heimatland Iran wichtig. Folgerichtig hält er den Kontakt zum Iran über den Satelliten aufrecht. Diese etwaige „Traditionsbildung“ bedeutet aber gleichzeitig, dass eine Einbindung in gesellschaftliche Zusammenhänge, ein „*sich-heimisch-fühlen*“ in Deutschland umso schwieriger werden wird.

6.3 Frau S

„Ich fühle mich so wie meine zwei Pässe: Deutsch und Iranisch“

Hintergrundinformationen:

Frau S. als Interviewpartnerin gewann ich, nachdem ich *Herrn H.*, einen meiner Interviewpartner, fragte, ob er eine Iranerin kenne, die in Deutschland geboren oder aufgewachsen ist. Ich war überaus erfreut, als *Herr H.* mir mitteilte, dass seine zum Zeitpunkt des Interviews 26 Jahre alte Cousine seit ihrem elften Lebensjahr in Folge einer Familienzusammenführung in Deutschland lebt, im sechsten Semester Informatik studiert und die deutsche Sprache besser spricht als ihre Muttersprache. *Frau S.* war mir auch insofern sehr wichtig, weil sie eine der wenigen Iraner war, die ihre Migration unter nicht flüchtlingspezifischen Bedingungen erlebte. So bat ich *Herrn H.* darum, *Frau S.* für ein Interview mit mir anzuwerben.

Eine Woche später hatte ich die Telefonnummer von *Frau S.* in der Hand. Ich rief sie dann umgehend an und bat sie um einen Kennenlerngesprächs-Termin. Da *Frau S.* zum Zeitpunkt unseres Erstgesprächs als Ferienjobberin bei der Firma Bosch in Reutlingen arbeitete, schlug sie vor, das Gespräch in unserer Wohnung, die nah an ihrer Arbeitsstelle liegt, stattfinden zu lassen. «*Das ist sehr 'schickt; ich kann anschließend in die Arbeit gehen*» teilte sie mir am Telefon mit. Das eigentliche Interview fand jedoch auf Wunsch von *Frau S.* in ihrer Wohnung statt.

Frau S. war bis dahin die einzige iranische Person, in deren Wohnung ich keine orientalischen Wohnungseinrichtungen und Gegenstände erblicken konnte. Die Wohnung wies alle typischen Merkmale eines rein deutschen Haushalts auf.

Auffallend war es für mich jedoch, dass sie meine Frage, ob ich meine Schuhe ausziehen sollte, ebenso wie alle Iraner mit einem kräftigen «*Ja, bitte*» beantwortete.

Zwar bot mir *Frau S.* keinen Schwarztee an, jedoch auch keinen Kaffee. Stattdessen servierte sie sich und mir einen heißen Pfefferminztee. Angesichts der Tatsache, dass Schwarztee das iranische Nationalgetränk ist und ich bei meinen bisherigen Interviews immer danach gefragt wurde, ob ich Schwarztee oder Kaffee trinken möchte, musste ich mir die Frage stellen, ob *Frau S.* nun eine Deutsch-Iranerin war, die sehr marginale Bezüge zu

den iranischen Kulturstandards hatte. Diese Frage wurde verstärkt durch meine bisherigen audiovisuellen Eindrücke von *Frau S.*s Lebensweisen.

Frau S. stellte ein absolutes Gegenbeispiel zu *Herrn J.* dar. So vermittelte sie mir im ganzen Interview niemals das Gefühl, die Fragen des Interviews nicht zu verstehen oder mit einer Frage nichts anfangen zu können.

Spätestens als ich *Frau S.* Deutsch und Iranisch reden hörte, war mir klar, dass sie die deutsche Sprache tatsächlich besser als ihre Muttersprache verstehen und sprechen konnte. Nicht zuletzt deshalb - und ebenso aus meinen oben erwähnten Eindrücken - ließ sich eine meiner Vorab-Hypothesen zu *Frau S.*s Integrationsgrad bestätigen, bei der ich eine zumindest sprachliche Integration vermutete.

Frau S. stammt aus *Tebriz*, einer Großstadt im Nordwesten des Iran an der Grenze zur Türkei. Sie ist ledig und lebt seit ihrer Ankunft in Deutschland in der Stadt Tübingen. Kurz vor dem Interview zog sie mit ihrem langjährigen deutschen Freund in die jetzige Wohnung zusammen. Die Wohnung liegt ganz nah an der Tübinger Universitätsbibliothek in einem bevorzugten Stadtteil.

Nach einem üblichen Small Talk mit *Frau S.* fingen wir dann an, das eigentliche Interview anzugehen.

Interpretation:

Frau S. macht einen sehr selbstbewussten, fröhlichen und glücklichen Eindruck auf mich. Sie gehört zu meinen wenigen Interviewpartnern, bei denen ich während des ganzen Interviews eher das Gefühl hatte, dass ich eine Deutsche interviewte als eine Deutsch-Iranerin. Ich treffe hier diese Aussage, nachdem ich *Frau S.* Migrations- und Integrationssituation aus einer ganzheitlichen Sicht betrachtet habe - von meinem ersten Telefongespräch bis hin zur Nachbesprechung ihrer Interviewinterpretation.

Frau S. machte den Eindruck auf mich, von dem Interviewthema positiv gerührt und beeindruckt zu sein. So erzählte sie mir ihre Migrationsgeschichte mit großer Begeisterung.

Die Migration scheint - wie bei *Frau M.* - auch für *Frau S.* ein Motor für eine moderne, postkonventionelle Lebensführung gewesen zu sein.

Sie spricht latent, dennoch klar von ihrer in Deutschland gewonnenen Emanzipation als Frau. So deutet sie z.B. in einer Interviewpassage an, dass ihre wichtigste Erfahrung in Deutschland das Kennenlernen ihres deutschen Freundes gewesen sei, über den sie um die Erfahrung bereichert wurde, dass es auch „gute Männer“ gibt.

Auch in einer anderen Passage äußert sie sich indirekt über diesen Sachverhalt, indem sie erzählt, dass sie anfangs zwar wegen der Sprachschwierigkeiten und aufgrund ihrer iranischen Mentalität Schwierigkeiten hatte, sich zu integrieren, diese hätten sich aber schnell gelegt. Nicht zuletzt deshalb, weil die deutsche Korrektheit, Direktheit und Ehrlichkeit ihr vom Anfang an gut gefallen hätten. Sie sei über die sozialen und politischen Freiheiten in Deutschland erstaunt gewesen und fand es „befreiend“, ja „super“, dass man auch „nein“ sagen dürfe, oder dass man sagen dürfe, dass man keine Lust habe und dass man sagen dürfe, wie man sich fühle:

„War, war diese Direktheit. Womit man vielleicht als Iraner am Anfang nicht so klar kommt und... ähm... das hat mir aber auch gefallen. Aber ähm... was... ei, ein, eine Sache habe ich mich immer gern zurückerinnert. Und zwar ähm... einmal war ich bei ,ner Freundin. Ich war 11 oder so etwas. Und ähm... sie hat ihrer Mutter gesagt: ähm...ich hab' keine Lust meine Hausaufgaben zu machen. Kann ich sie später machen? Ihre Mutter hat gesagt: Okay. Und das war das erste mal äh... Für mich war das merkwürdig. „Ich habe keine Lust.“ So etwas gab's im Iran nicht. Ich habe keine Lust. Das hat doch damit nicht zu tun. Und äh... das ist diese ähm..., also äh...fand ich... ziemlich ähm... unverständlich erstmals und befreiend beim zweiten Gedanken. Was, ich kann keine Lust haben. Ich kann Dir sagen, wie ich mich fühle. Das fand ich... das fand ich super. Und deswegen ist es auch eigentlich so, dass ich mich... ähm... leichter in deutsch ausdrücke, wenn es um Gefühle geht, als auf persisch. Natürlicherweise!“ (38-51).

Wie die Mehrheit meiner Informanten erzählt mir auch *Frau S.*, dass sie die Deutschen zwar als zurückhaltend empfinde, jedoch seien sie nicht mehr verschlossen und wären wahre Freunde und zeigten ihr „warmes Inneres“, wenn man sie als Freunde gewonnen habe. Ihre Ausführung nimmt jedoch eine sehr interessante Dimension an, als sie gleichzeitig kritisch wird und darauf hinweist, dass

„Ähm...sie sind nicht so offen. Also man... kommt nicht so leicht ins Gespräch. Das habe ich gerade, als ich in Australien war, habe ich bemerkt diesen Unterschied. Wenn man zum Beispiel in 'ne, äh... eine Kneipe reinkommt, dann setzen sie sich immer auseinander und ähm... ja, mit einem anderen reden... ähm... Das ist vielleicht ein bisschen schwierig. Kontakte... neue Kontakte zu knüpfen. Und äh... deswegen denke ich auch, dass viele hier auch ein bisschen an Einsamkeit leiden (kichert). Obwohl es nicht sein muss.“ (58-64).

Zwar scheinen die Themen Einsamkeit und Fremdheit für *Frau S.* selbst nicht vordergründig bzw. von großer Bedeutung zu sein, jedoch zeigt auch sie, dass sie sich wohl mit diesen Themen auseinandergesetzt hat. Auch sie versucht, diese Debatte aus einer mehrperspektivischen Sicht zu erläutern:

„Also, ähm... in fremdes Land. Alles war fremd. Das war, das Fremde war zum Teil positiv, weil es neu war und außerdem freut man sich über was Neues. Und zum Teil wegen dieser Außenseiterrolle, die ich hatte, ähm... schwierig, sehr schwer und ähm, aber die Gedanken waren nie so, dass ich je daran gedacht hätte zurück, oder so etwas. Das, das habe ich nie gedacht.

Ähm..., ich hab' auch die Leute vermisst im Iran, aber so etwas kam mir nie im Sinn. Das war einfach, Schlechte ich aushalten und das Gute genießen (lacht) und das Leben geht weiter. So ungefähr. Für mich war ja nicht nur das Land neu. Ich hatte eher ein größeres Problem, dass mein Vater neu war. Und deswegen, deswegen... ähm... Familienzusammenführung und das war auch noch eine neue Sache, mit dem ich auch zu kämpfen hatte. Und deshalb, ja, schwierig - wie gesagt - sehr schwierig. Und zum Teil auch das Neue war, ähm das hat einen neugierig gemacht, Neues kennenzulernen.“ (141-152).

Frau S. meidet auch bezüglich ihrer Äußerungen über die Fremdenfeindlichkeit Pauschalisierungen. So erzählt sie von ihren Erfahrungen mit den öffentlichen Institutionen sehr differenziert und weist darauf hin, dass die Beamten sich „*individuell*“ bzw. „*unterschiedlich*“ verhalten hätten. Für den Diskurs von Fremdenfeindlichkeit im zivilen Bereich liefert sie mehrere Beispiele, in denen sie versucht, einerseits nicht zu verleugnen, dass es sie (auch) in Deutschland gibt, andererseits versucht sie sehr sensibel darzustellen, dass das Phänomen Fremdenfeindlichkeit auch im Zusammenhang mit einer differenzierten Analyse von Selbst- und Fremdwahrnehmungen der Migranten zu diskutieren sei:

„Ich selbst habe keine besonderen komischen, merkwürdigen Erfahrungen oder so gemacht. Aber jemand - ein Afrikaner - hat mir erzählt, was er für Erfahrungen hatte. Das fand ich interessant und zwar hat er gesagt: ja...die Leute würden sich nicht neben ihn setzen, wenn er im Bus sitzt zum Beispiel und die würden ihn ausgrenzen, keine Ahnung... Ich hatte das Gefühl, dass er sich das dachte. Nur, weil jemand gerad' zum Beispiel... Angenommen jemand setzt sich nicht hin, weil er nur zwei Stationen fährt. Und er denkt, er setzt sich nicht hin, weil ähm... er schwarz ist. Und ich dachte ähm.... Ich hatte den Eindruck, dass die Schwarzen in Reutlingen ähm, sich so ein... eingekapselt hatten. Durch diese Vorurteile gegenüber den anderen, dass die deswegen bestimmt mich nicht mögen, weil ich so bin und so bin. Deswegen ähm...jaaa...Probleme dann bekommen haben, die gar nicht da waren. Eventuell. Und, ähm... ja.. das habe ich früher auch mal gefragt. Ich hab'... Ich weiß noch, wo ich noch 12 war, habe ich ähm... meine polnische Freundin gefragt, ähm... sag mal mögen mich die anderen nicht, weil ich schwarze Haare hab'? Und... ähm... sie sagt nein, nein das hat damit nicht zu tun und so was. Und ähm... ja..., also das denkt man am Anfang vielleicht. Dass man irgendwo, auch in öffentlichen Plätzen ein bisschen ausgegrenzt wird. Obwohl man's nicht will. Also ich, ich hatte da keine Probleme. Ähm... Sportverein, ähm... ich weiß nicht, ob dazu gehört die Antwort. Aber ich sag's mal. Ich hab' mal mit mein... ähm... mit den Leuten, mit denen ich Sport gemacht habe, ähm... mit denen saßen wir ein mal in der Woche in der Kneipe und. Und dann kam zu Gesprächen. Ich fand es sehr merkwürdig. Denn plötzlich offenbarte sich, dass diese Leute, ähm.... Obwohl sie sagten, sie hätten ausländische Freunde und sonst was. Hatten sie sehr viele Vorurteile gegenüber Ausländer. Der eine hat z. B. erzählt, dass doch nur die Ausländer, oder fast nur die Ausländer Verbrechen begehen würden, und ähm... er würde irgendwelche Zeitungsausschnitte sammeln, wo Ausländer irgendwas gemacht haben. Das fand ich schon, dieser Akt fand ich schon merkwürdig (*Frau S.* und *Interviewer* lachen). Und ähm...der andere meinte, ja deswegen lernt er Kampfsport, weil er von Türken immer so angemacht wurde. Und damals konnte er nicht ringen, deswegen macht er anderen Kampfsport. Und also ich fand es merkwürdig (*Frau S.* erhebt ihre Stimme) mit den Leuten, mit denen ich da jede Woche saß. Plötzlich kamen solche Dinge raus. Und dann erzählen sie - wie gesagt - Verbrechen kommen nur von Ausländern und... Ach..., was weiß ich... Ausländer sollen doch da bleiben, wo sie hin gehören und so Geschichten. Fand ich traurig und ich fand's noch trauriger, dass ich nicht so richtig wortgewandt bin, um dagegen jetzt anzukämpfen. Weil die mit irgendwelchen Statistiken kamen, die Gott weiß woher sie kamen (verbittertes Lachen). Häh, also... hat mein Bild so ein bisschen geändert.“ (271-307).

*Frau S.*s Migrations- und Integrationsverständnis ergibt sich nicht bloß aus ihren eigenen Erfahrungen und Eindrücken - wie übrigens auch von den übrigen meiner Interviewpartner erläutert. Vielmehr versucht auch sie über den Tellerrand zu schauen und ein universelles Verständnis von Migration und Integration der in den Städten Reutlingen und Tübingen ansässigen (iranischen) Migranten zu entwickeln.

So verbindet *Frau S.* die Migration zwar auch mit Hoffnung und sieht darin neben der Krise (auch) eine Chance, scheut sich jedoch aber auch nicht davor, die vor allem aus ausländerrechtlichen Regelungen resultierenden Repressalien wie das Leid, die Armut, die Isoliertheit und Einsamkeit zu benennen, denen vor allem Flüchtlingsmigranten ausgesetzt sind. Sie solidarisiert sich demzufolge mit den Flüchtlingen, die ihrer Meinung nach aus berechtigten Gründen nach Deutschland fliehen und auf ein besseres Leben dort hoffen. Zwar habe sie nicht persönlich in einem Flüchtlingslager leben und keine weiteren Repressalien über sich ergehen lassen müssen, jedoch habe sie sich persönlich ein Bild von einem Leben als Flüchtling gemacht.

So hat sie ein Gespür für die Lage der Mehrheit ihrer Landsleute entwickelt, das sie dazu motiviert, dafür zu plädieren, dass man die Menschen in Deutschland über die Lage der Ausländer informieren und sie darüber aufklären muss.

Wie die übrigen Interviewpartner erzählt zwar auch *Frau S.* von ihren anfänglichen Integrationsproblemen, die u. a. darauf beruhten, dass sie die deutsche Sprache nicht sprach und auch deshalb die deutsche Mentalität nicht verstand. Im Gegensatz zur Mehrheit meiner Informanten, denen es wegen ihrem Flüchtlingsstatus verboten war, eine Schule zu besuchen oder sich gar frei zu entfalten, hatte *Frau S.* jedoch die Möglichkeit, nicht in einem Flüchtlingslager wohnen zu müssen. Sie verfügte über keine „Residenzpflicht“, die ihre Bewegungsfreiheit einschränkte, durfte sich eine ihren Vorstellungen entsprechende deutsche Schule aussuchen und sich entsprechend der ihr eingeräumten integrationsfördernden Bedingungen zunächst strukturell und nach und nach auch kulturell integrieren. Ihr junges, nicht durch Zwangsmigration vorbelastetes Leben in Deutschland befähigte sie dazu, ihre seelischen und geistigen Fähigkeiten und Ressourcen besser nutzen zu können und somit die Migrations- und Integrationsschwierigkeiten, mit denen auch sie zu kämpfen hatte, optimal zu bewältigen.

*Frau S.*s gelungene Integration könnte darüber hinaus auch darin begründet sein, dass sie das Glück hatte, keine fluchtbedingten Traumaerlebnisse in sich tragen zu müssen.

Frau S. gibt sich im Gesamtbild als eine Frau, die zwar ihre Wurzeln im Iran hat, sich aber in Deutschland zu Hause fühlt, indem sie „gleich rein und gleich geistige Freunde gefunden“ (340) hat, die für sie „Freunde fürs Leben“ (341) sind. Und indem es für sie immer besser wurde, so dass sie sich jetzt eigentlich voll integriert fühle. Sie scheint in ihrer Persönlichkeit sehr stabil zu sein. Sie spricht - auch nach eigenen Angaben - ein perfektes Deutsch, was ihr Anerkennung als eine integrierte Migrantin verschafft, und sie hat sich eine akademische Karriere zum Ziel gesetzt.

Obwohl man an der Sprache *Frau S.*s nicht erkennen würde, dass sie keine gebürtige Deutsche ist, betont sie, dass sie sich als eine Deutsch-Iranerin fühle, was sie belaste und gleichzeitig bereichere. Zwar sieht *Frau S.* in ihrer bikulturellen Identität sowohl Vorteile als auch Nachteile ihres jeweiligen Kulturstandards. Insgesamt kommen jedoch in ihren Aussagen eher die positiven Aspekte ihrer Bikulturalität zum Vorschein als die negativen.

So empfindet sie, dass sie durch ihre Sozialisation und ihre Erlebnisse in zwei Kulturen reicher an Erfahrungen geworden sei, und sie dadurch „andere Hintergründe“ (394) kenne und „Dinge aus anderen Perspektiven sehen“ (395) und deshalb „besser mitreden“ (397) könne. Sie verfüge aufgrund ihrer Bikulturalität über interkulturelle Kompetenzen und Fähigkeiten, die ihr ermöglichen, sich in beide Kulturstandards einzufühlen und dementsprechend adäquat zu handeln:

„Ähm... ich fühle mich so wie meine zwei Pässe: Deutsch und Iranisch. Ähm... früher war's... manchmal ist es eine Belastung, weil ich weder, noch bin. Andererseits jetzt zum Teil auch eine Bereicherung, weil ich beides bin. Je nachdem, weil man zum Teil Iraner nicht gut genug versteht, weil man zu lange hier war, oder Deutsche zum Teil, oder... Also man kann negativ, aber auch positiv sehen. Ich sehe es positiv mittlerweile. Ich hab', ich hab' so lange hier gelebt und bin echt glücklich. Ich leb' jetzt glücklich hier und ähm... bei Gesprächen habe ich... den anderen viele Sprachen ähm... - wie soll ich sagen - ich, ich kann mehr Sprachen als die. Dadurch, dass ich wo anders herkomme und zwei Muttersprachen habe, die sie nicht haben. Und ich habe ähm... bin im Vorteil, dass ich andere Hintergründe kenne und ähm... die Dinge auch aus anderen Perspektiven sehen kann, also aus anderer Sicht sehen kann. Und ich, ich find', das macht mich reicher. Reicher an Erfahrungen und, und auch ich kann, ich kann besser mitreden, wenn's um Krieg geht, oder so, weil ich im Krieg war“ (385-397).

Einen etwaigen Nachteil ihrer größtenteils in Deutschland erfolgten Sozialisation sieht *Frau S.* darin, dass sie kaum Kontakte mehr zu Iranern hat. Sie erzählt von abgebrochenen Kontakten zu den Bekannten, die ihre Familie vor vielen Jahren hatte, und davon, dass sie jetzt fast nur Kontakte zu ihren Verwandten hätte. Die gelegentlichen kurzanhaltenden Kontakte zu Iranern finde sie zwar witzig aber nicht gerade förderlich für die Pflege ihrer iranischen Kulturstandards. Es gäbe zwar Iraner, die auch mal zu ihnen zu Besuch kämen, diese seien aber Freunde ihres Bruders und gingen eher mit ihm irgendwo hin. Dazu kommt, dass diese seit Langem in Deutschland ansässig seien und sich somit voll integriert verhielten.

Frau S.s Empfinden verstärkt sich auch durch ihre Feststellung, dass in Tübingen von einer iranischen Gemeinde - zu der sie gerne hingehen würde - nicht die Rede sein könne:

„Ähm... mein Verhältnis zu den Iranern. Also die Leute, die wir damals kannten, mit denen haben wir keinen Kontakt mehr. Also die vor 15 Jahren oder so. Und ähm..., wenn ich ab und zu mal Iraner sehe; im Studium oder so begegne, dann reden wir vielleicht auch mal persisch und finden wir es witzig, aber... das ist vielleicht auch alles, also ähm... vielleicht reden wir übers iranische Essen oder so. Da haben wir Themen, die vielleicht ein Deutscher nicht hat, aber das, ähm... Äh... also... es ist nichts Großartiges. Und ähm... ich hab' ähm... fast nur Kontakt mit meinen Verwandten jetzt. Iranermäßig, ja... kenne ich kaum jemanden. Manchmal kommen halt Leute zu Besuch zu meinem Bruder, oder so und dann gehen mal zusammen irgendwo hin, aber das sind auch Leute, die lange in Deutschland waren. Und eigentlich auch voll integriert sind. Ähm... und äh... zu Konzerten oder so gehe ich nicht mehr (schmunzelt). Ähm, so... ja... Und ansonsten Feste gibt's hier nicht mehr: Leider! Sonst würde ich hingehen. Ja... ähm... deswegen, von iranischer Gemeinschaft kann hier nicht die Rede sein.“ (428-440).

Interessant, ja beinahe widersprüchlich zu den obigen Aussagen erscheinen mir die eher negativ gefärbten Äußerungen *Frau S.s*, die sie bezüglich ihrer Einstellung zu ihren Landsleuten macht. Nicht zuletzt deshalb, weil diese mir sehr identisch erscheinen mit den Aussagen der Mehrheit meiner Interviewpartner - selbst der männlichen. Ausnahmen bilden hierzu nur *Frau F.* und *Herr J.*, die bezüglich ihres sozialen Integration schwache bis starke Marginalitäts-Tendenzen aufweisen und sich dementsprechend entweder stark

herkunftsorientiert verhalten (*Frau F.*) oder sich in einer vollkommenen sozialen Isolation befinden – selbst bei den Landsleuten (*Herr J.*):

„Ähmm..., ich fand krass. Konzerte, wo man sich halt trifft. Zum Teil schlechte, aber, weil...äh...sie sich anders benehmen (kichert). Bei Konzerten können sie sich manchmal nicht benehmen. Und ähm..., aber so..., so...Neu-Jahres-Feste, oder so. War immer wieder schön und gern getanzt, also. Das, da hat man immer wieder Gefühl gekriegt für die iranische Gemeinschaft. Aber als, ja, was ich seltsam, ja...,was... Iraner mir sagen, was sie seltsam finden auch zum Teil, ist das, dass oft Iraner versuchen, sich aus dem Weg zu gehen. Das ist ähm..., jaaa... jetzt hab' ich auch immer weniger Kontakt mit Iranern. Nur halt Familie und, und Verwandtschaft. Aber ähm...so, wenn man mal Iraner auf der Straße trifft so, auf die, äh...äh... Ich sag'... mal im Bus, da habe ich gesehen, wie 'ne Frau ihr Kind beschimpft auf iranisch: „Und, wenn wir zu Hause sind, gebe ich Dir aber“ (Frau S. und Interviewer lachen). Dann habe ich gedacht, soll ich jetzt hin gehen und sagen ...(Frau S. lacht lange; Interviewer lacht mit). Ähm, äh... ich hab' mich nicht getraut.“ (119-131).

VII Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse

Die Forschungsergebnisse untermauern die bereits in den meisten früheren Untersuchungen zur iranischen Migration herausgearbeitete Feststellung, dass bei den iranischen Migrationsströmungen nach Deutschland keineswegs von einer klassischen „Arbeitsmigration“ auszugehen ist. Sie lassen erkennen, dass es in den Regionen Reutlingen und Tübingen je nach Rechtsstatus im wesentlichen vier iranischen Migrantengruppen gibt: die Gruppe der iranischen Flüchtlinge als die am häufigsten vorkommende iranische Migrantengruppe, die im Zuge einer sogenannten „Familienzusammenführung“ direkt aus dem Iran in die Bundesrepublik gekommenen Frauen und Kinder als zweitgrößte Gruppe und die zum Zwecke des Studiums in die Bundesrepublik Deutschland eingereisten Migranten als drittgrößte Gruppe. Nur ein Interviewpartner war als Sohn eines iranischen Ehepaars in Deutschland geboren und vertrat die nur marginal existierende Gruppe der in den Städten Reutlingen und Tübingen geborenen und aufgewachsenen Deutschen mit iranischem Migrationshintergrund. So wurden die in dieser Studie ausführlich untersuchten 17 Migranten in Flüchtlingsmigranten, Nachzüglern, Bildungsmigranten und Deutsche mit iranischem Migrationshintergrund aufgeteilt.

Die Erhebung der sogenannten harten Daten ergab, dass ausnahmslos alle iranischen Interviewpartner aus einer iranischen Stadt stammen. Auch die Eltern des deutschen Interviewpartners mit iranischem Migrationshintergrund, der in Deutschland bzw. in Freiburg i. Br. geboren wurde, stammen aus einer Stadt. Ein weiteres gemeinsames Merkmal der Befragten ist ihre Zugehörigkeit zur gut bis sehr gut situierten iranischen Gesellschaft. Das heißt, dass sie vor ihrer Einreise in die Bundesrepublik Deutschland in besseren Einkommens- und Wohnverhältnissen gelebt haben als nachher.

Deutsche Sprachkenntnisse, die sozialen Beziehungen, die berufliche -und kulturelle Integration bzw. die Einstellung zu den deutschen Werten und Normen lassen Rückschlüsse auf den insgesamt hohen Grad der Integration der vier Migrantengruppen zu. Die meisten der in dieser Untersuchung befragten iranischen Migranten empfinden ihre Integration auch selbst als gelungen bzw. sehr gelungen. Dabei deuten ihre Aussagen darauf hin, dass sie ihren hohen Zufriedenheits- bzw. Integrationsgrad als Resultat ihrer eigenen Integrationsbemühungen wahrnehmen. Die Äußerungen der Interviewpartner bringen darüber hinaus die Erfahrung zum Ausdruck, dass man als

Migrant nur dann einen Platz in der deutschen Gesellschaft einnehmen könne, wenn man sich nicht nur zu integrieren sondern auch zu behaupten und zu beweisen wisse.

Bei den Interpretationen der Migrationsbiographien wurde ersichtlich, dass zwischen den iranischen Migranten Unterschiede in ihrem Migrations- und Integrationsverständnis bestehen, die auf den stark differierenden sozialstrukturellen Rahmenbedingungen der deutschen Aufnahmegesellschaft beruhen.

So bestehen deutliche Unterschiede in den Empfindungen der Migranten, die in Deutschland geboren wurden, als Kinder ihren Eltern folgten, als Frauen zu ihren Ehemännern nach Deutschland kamen, oder als Bildungsmigranten oder Flüchtlingsmigranten zwangsläufig nach Deutschland kommen mussten. Je nach Rechtsstatus wird die Handlungsfähigkeit der (iranischen) Migranten entweder stark gefördert oder eingeschränkt. Es ist davon auszugehen, dass z.B. ein Flüchtlingsmigrant, der sein Migrationsleben von Anfang an unter sehr schwierigen Lebensbedingungen bewältigen musste, eher Gefahr läuft, in der deutschen Aufnahmegesellschaft nicht oder nur marginal integriert zu werden. Die Lebensbedingungen in der Zeit der Asylantragstellung haben bei Interviewpartner u. a. zu Spannungen und Konflikten auch mit Mitgliedern des eigenen Kulturkreises geführt. Auch ist in der Gruppe der Flüchtlinge die Wahrscheinlichkeit des sozialen Abstiegs viel größer. Ein Migrationsverlauf mit geringen Hürden vermittelt dagegen ein gewisses Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein, die wiederum oftmals Voraussetzungen für eine erfolgreiche Eingliederung sind. Ein Bildungsmigrant beispielsweise, der aus eigener Motivation bzw. nicht aufgrund äußerer Zwänge nach Deutschland eingereist und somit nicht den Entbehrungen (z.B. dem zwangsläufigen Zusammenleben in Flüchtlingsheimen) ausgesetzt war, ist in Anbetracht der ihm gewährten Möglichkeiten eher in der Lage, seine individuellen Ressourcen und Handlungsfähigkeiten für die Lebensbewältigung einzusetzen als ein Flüchtlingsmigrant, der einen permanenten Kampf um Verfügung über die in der Mehrheitsgesellschaft vorhandenen rechtlichen, strukturellen und soziokulturellen Ressourcen führen muß.

Wie balancierten aber dann die in Deutschland unter so unterschiedlichen Lebensverhältnissen lebenden iranischen Migranten die Gegensätze zwischen ihren individuellen Integrationsbemühungen und den Assimilationsanforderungen der deutschen Mehrheitsgesellschaft aus?

Zwar lassen die aus den Fallbeispielen gewonnenen Ergebnisse bei der Mehrheit der iranischen Interviewpartner eine gewisse, nichtausgesprochene Bejahung und Befürwortung von Grundsätzen der deutschen Kultur und Mentalität vermuten. Sie bestätigen jedoch die vorabformulierte Hypothese, dass die Mehrheit der Iraner in vielerlei Hinsicht zwar eine Integration anstrebt, aufweist und vorantreibt, dies jedoch ohne sich dem Assimilationsdruck zu fügen, der aus ihrer Sicht vor allem von der deutschen Integrationspolitik praktiziert wird.

Um das Ausmaß der Eingliederung der iranischen Migranten bestimmen zu können, fasse ich nun die Ergebnisse der *Kap. V* und *Kap. VI* zusammen und versuche, mit Bezug auf die im Theorieteil diskutierten Eingliederungsmodelle ein Bild zum Stand der Integration dieser Migranten in Deutschland zu zeichnen.

Dabei unterteile ich den Integrationsprozess - angelehnt an Heckmann/Tomei¹ - in vier Hauptdimensionen:

1. Strukturelle Integration
2. Kulturelle Integration
3. Soziale Integration
4. Identifikative Integration

1. Strukturelle Integration:

Strukturelle Integration bedeutet hier Erwerb von Rechten und Zugang zu den Kerninstitutionen der Aufnahmegesellschaft. Von großer Bedeutung sind dabei Wirtschaft und Arbeitsmarkt, Bildungs- und Qualifikationssysteme, Wohnungsmarkt, Beteiligung am sozialstaatlichen Sicherungssystem und an der politischen Gemeinschaft und nicht zuletzt der Erwerb der Staatsangehörigkeit.

Die Analyse der Interviews zeigt deutlich die Bedeutung der Schul- und Berufsausbildung für eine gelungene Integration von iranischen Migranten. Die Erfahrungen der in der Untersuchung befragten Nachzüglerfrauen und Bildungsmigranten zeigen, dass der chancengleiche Zugang zum allgemeinen Bildungs- und Qualifikationssystem Integration fördert bzw. beschleunigt.

¹ Vgl. Heckmann/Tomei 1999

Obwohl die deutsche Migrations- und Integrationspolitik vor allem den Flüchtlingsmigranten keine bildungs-, arbeits- und sozialrechtliche Gleichstellung gewährt, weist die iranische Migration insgesamt eindeutige Tendenzen zunehmender Integration und Angleichung im Bereich der strukturellen Integration.

Zwar sind im Bildungs- und Ausbildungssystem starke Benachteiligungen zu konstatieren, aber der Entwicklungstrend zeigt bei der Mehrheit der Befragten verstärkte schulische -und berufliche Integration. Bei den meisten Iraner war bereits der im Iran erworbene Bildungsstand überdurchschnittlich hoch. Der (auch) in der Migration erworbene relativ hohe Bildungsstand der Mehrheit der interviewten Iraner ist u. a. ein wichtiger Faktor für ihre erfolgreiche strukturelle, kulturelle und soziale Integration in Deutschland.

Die Mehrheit der Interviewpartner strebt nach einem beruflichen und sozialen Aufstieg und nach einer höheren Bildung. Auch einige Migranten der Flüchtlingsgruppe weisen eine hohe Bildungs- und Aufstiegsorientierung auf. Sie nehmen große Hürden auf sich, um nach ihrer Anerkennung als Asylberechtigte die Chancen auf ein Studium oder eine Weiterbildung wahrzunehmen.

Obwohl einige Migranten davon berichten, dass in Deutschland ein ethnisch gespaltener Arbeitsmarkt vorliegt und ein systematischer Ausschluss aus dem Arbeitsprozess praktiziert wird, gibt es bei der Mehrheit der Untersuchten deutliche Konzentrationen im mittel- bis hoch qualifizierten Segment des Arbeitsmarktes und sehr geringe Arbeitslosigkeitsrate. Die gelungene berufliche Integration der iranischen Migranten erweist sich als ein entscheidender Indikator für die Erlangung von sozialer und kultureller Integration.

Auch der Tatbestand, dass diese Migranten Deutschland seit vielen Jahren als ihren Lebensmittelpunkt gewählt haben, zeigt, dass sie zu einer hohen strukturellen Integration tendieren. Auch im Bereich rechtlicher Integration ist eine hohe Quote von Einbürgerungen von Iranern zu verzeichnen.

Die von der Ausländerpolitik praktizierte bezwungene Segregation, die die Konzentration von Flüchtlingsmigranten in zu Flüchtlingslagern umgebauten

ehemaligen Kasernen oder heruntergekommenen unattraktiven Mehrfamilienhäusern am Rande der deutschen Städte und Gemeinden zur Folge hat, bewirkt, dass Migranten dieser Gruppe fast keinen Zugang zu Institutionen der Mehrheitsgesellschaft und somit eben auch keinen Anschluss zu den Mitgliedern dieser Gesellschaft finden. Zwar zeigt diese Art der Segregation bei den meisten befragten Flüchtlingen erstaunlicherweise keine anhaltende strukturelle Benachteiligung wie z.B. Konzentration von Armut, Arbeitslosigkeit etc.. Es kann jedoch angenommen werden, dass bei einer Wohnsegregation die Wahrscheinlichkeit einer Marginalität größer ist als beim gleichberechtigten Zugang zum Wohnungsmarkt und zu öffentlich geförderten Wohnungsversorgungssystemen, was wiederum den Zugang zu Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft erleichtert.

2. Kulturelle Integration:

Auch bei kultureller Integration bestimmen eindeutige Prozesse kultureller Annäherung und Angleichungstendenzen das Bild.

Zwar berichten (auch) iranische Migranten von defizitären Integrationsbemühungen bzw. Anpassungs- und Veränderungstendenzen seitens der aufnehmenden Gesellschaft. Die Analyse ihrer Migrationsbiographien zeigt jedoch, dass ihrerseits die für eine erfolgreiche kulturelle Integration erforderlichen Prozesse der kognitiven, kulturellen und einstellungsmäßigen Veränderung mehrheitlich stattfinden.

Iranische Migranten weisen überaus hohe Lern- und Resozialisationsbemühungen auf. Sie bedienen sich auch hier nicht der deutschen Migrations- und Integrationspolitik, die die ethnischen Gruppen eher ermutigt, ihre kulturellen Differenzen zu der Mehrheitsgesellschaft zu intensivieren und zu institutionalisieren. Statt der Politik der Förderung von Minderheitenbildung Folge zu leisten, schlagen sie trotz ihrer großen kulturellen Distanz den aufwändigen und schwierigen Weg der Annäherung ein. Dabei nehmen die deutschen Sprachkenntnisse eine Schlüsselrolle als Zugangsvoraussetzung für eine gelungene Integration auf allen gesellschaftlichen Ebenen ein. Bis auf eine Person waren alle anderen Interviewpartner der Meinung, dass sie gute bis sehr gute Deutschkenntnisse hätten. Diese Selbsteinschätzungen wären durch Fremdeinschätzungen zu ergänzen. Eine nachhaltige Integrationspolitik sollte in jedem Falle diese Zusammenhänge beachten.

Auch im Bereich Familie und Geschlechterrollen dominieren bei iranischen Migranten Angleichungen zu den Mitgliedern der deutschen Mehrheitsgesellschaft. Vor allem ihre hier in Deutschland geborene oder aufgewachsene Kinder weisen hohe assimilative Tendenzen auf.

3. Soziale Integration:

Auch im Bereich der sozialen Integration kann nicht von einer Tendenz zur ethnischen Kolonienbildung oder gar von der Bildung von Parallelgesellschaften gesprochen werden. Auch in diesem Bereich weisen die Iraner eine überdurchschnittlich hohe Flexibilität auf.

Zwar machten nahezu alle Mitglieder iranischer Migrantengruppen Angaben, die darauf hinweisen, dass sie anfänglich die Deutschen als distanziert und kalt und mit Vorbehalten und Vorurteilen gegenüber Ausländern empfunden haben. Allerdings äußerten sie aber gleichzeitig die Meinung, dass sie weder damals noch heute die Deutschen als fremdenfeindlich erlebt haben bzw. erleben. Des Weiteren meinen sie, dass sich die Kälte bzw. die Kontaktarmut der Deutschen nicht nur auf die Ausländer beziehe. Die Deutschen seien allgemein vorsichtig, begegneten vor allem aber auch einem Migranten anfänglich immer mit Skepsis und gingen nicht allzu schnell soziale Beziehungen ein. Sie seien aber Freunde fürs Leben, wenn sie einmal eine Freundschaft geschlossen hätten. Probleme mit manchen Deutschen, die sich feindlich verhielten, führten nicht zum Verlust des grundsätzlichen Optimismus - auch in bezug auf die deutsche Mehrheitsgesellschaft.

Die Ergebnisse der Untersuchung lassen den Schluss zu, dass Iraner auch interethnische Kontakte pflegen. Der Primärkontakt der Mehrheit der untersuchten Iraner ist sogar auf die Mitglieder der Aufnahmegesellschaft Deutschland bezogen. Soziale Kontakte sowohl zu den Deutschen als auch zu den Menschen der Herkunftsgemeinschaft haben einen bedeutenden Einfluss auf den Migrations- und Integrationserfolg. Der Rückhalt und der Austausch innerhalb eines breiten privaten sozialen Netzwerkes wird neben der Sprache als zentral angesehen. Ein privates Netzwerk, in dem die Migranten Halt, Geborgenheit und Orientierungshilfen erfahren, kann sich positiv auf ihre Lebensverläufe auswirken. Darüber hinaus ermöglichen diese Netzwerke - nicht nur den Flüchtlingsmigranten - ihre besonders erschwerten Lebenslagen zu bewältigen.

Die in der Migrationsanfangszeit meist erzwungenen - z.B. bei Flüchtlingsmigranten - überwiegenden eigenethnischen sozialen Kontakte werden dazu genutzt, um zum einen den mit der Migration verbundenen Strapazen Stand zu halten und zum anderen den Übergang in die Strukturen der Mehrheitsgesellschaft zu erleichtern. Der Aufbau und die Nutzung eigenethnischer sozialer Kontakte dient aber auch der Identitätsbewahrung und der Bewahrung wichtiger Elemente der Kultur des Herkunftslandes. Vor allem Migranten der früheren Generationen verfügen meist über einen Migrations-Erfahrungsschatz. Durch die Aufrechterhaltung der eigenethnischen Kontakte und Beziehungen können insofern Anpassungsprozesse auch beschleunigt werden.

Erstaunlicherweise weisen die Befragten in ihren aktuellen Empfindungen und in ihrem Migrations- und Integrationsverständnis viele Gemeinsamkeiten auf. Sie pauschalisierten nicht, betrachteten ihre Lebenssituation aus einer mehrperspektivischen Position und benannten auch die positiven und bereichernden Aspekte ihrer Migration. Sie machen in ihren Ausführungen Unterschiede zwischen der deutschen Politik, den deutschen Behörden und Institutionen und der deutschen Bevölkerung. Selbst Migranten, die Tendenzen zur Marginalität aufweisen, geben an, selten negative Erfahrungen mit der deutschen Zivilbevölkerung gemacht zu haben. Wie die Mehrheit der Interviewpartner finden auch sie, dass sich eher die in Deutschland vorherrschende Migrations- und Integrationspolitik und die öffentlichen Institutionen und deren ausführende Beamten integrationshemmend auswirkten.

4. Identifikative Integration:

Eine Nicht-Eingliederung zeigt sich im Bereich der identifikativen Integration. Zwar dominieren keine primären Identifikationen mit dem Herkunftsland, es existieren jedoch aber auch keine multiple Identifikationen, außer bei einer Nachzüglerfrau.

Trotz des hohen strukturellen, kulturellen und sozialen Integrationsgrades der Mehrheit der in dieser Untersuchung interviewten Iraner stufte - außer einem gebürtigen Deutschen mit iranischem Migrationshintergrund - keiner von ihnen Deutschland als Heimat ein oder sah sich gar als Deutsche(r) an. Aber auch den Iran nannte Keiner der Befragten als Heimat. Es existiert bezüglich des Heimatgefühls eine Art Weder-Noch-Haltung. Der größte Teil der Befragten fühlt sich jedoch eher in Deutschland „zu Hause“ als im Iran. Die meisten Iraner geben an, sich in Deutschland wohl bis sehr

wohl zu fühlen und mittlerweile Deutschland zu vermissen, wenn sie in ihrer Heimat zu Besuch seien. Als Grund für stärkere Zuneigung zu Deutschland gibt die Mehrheit an, dass sie ihren Lebensmittelpunkt mittlerweile in Deutschland und nicht im Iran habe. Durch die längerfristige bzw. dauerhafte Lebensmittelpunktverlagerung nach Deutschland sei die ehemals gewohnte soziale Umgebung im Iran, seien Kontakte und Beziehungen, geschwächt und teilweise sogar verloren gegangen.

Als Gründe für ihre Weder-Noch-Haltung nennen - vor allem die Flüchtlingsmigranten - die diskriminierende bzw. restriktive Ausländerpolitik und die aus der ausländerpolitischen Rechtsprechung resultierende sozialpolitische Atmosphäre, die ausschließend wirke und so die Minderheitenbildung in Deutschland fördere.

Auf die integrationshemmenden Auswirkungen einer repressiver Ausländerpolitik gehen hier auch die meisten derjenigen Interviewpartner ein, die nicht zu der Gruppe der iranischen Flüchtlinge gehören. Sie äußern sich kritisch bezüglich der Migrationsbedingungen von Flüchtlingen, zeigen eine gewisse Solidarität und weisen bewusst darauf hin, dass sie für die - wenn auch nur marginal - existierende Desintegration iranischer Flüchtlingsmigranten durchaus Verständnis hätten. Das abweisende bzw. ausschließende Verhalten mancher Deutschen - vor allem in den öffentlichen Institutionen - trage dazu bei, dass bei Migranten eine Art Sensibilisierung stattfinde bzw. ein Gefühl von nicht Dazugehörigkeit entstehe. Ausschließende Bemerkungen und die „*Schwere der Blicke*“ wirkten einschüchternd und lösten ein Gefühl der Nichtdazugehörigkeit und Fremdheit aus. Bildungsmigranten sprechen in diesem Zusammenhang auch von positiver Diskriminierung. Es gebe immer wieder irgendeinen Spruch oder eine Bemerkung, die sie daran erinnere, doch einer von der anderen „*Sorte*“ zu sein. Aussagen wie „*Sie sprechen aber gut Deutsch*“ oder „*Sie sind aber ein gebildeter Ausländer*“ riefen in ihnen ein Gefühl der Nichtdazugehörigkeit hervor. Sie bewirkten darüber hinaus, dass den Migranten (selbst denjenigen, denen der rechtliche Status Deutscher gewährt worden sei) die Motivation genommen werde, sich um eine Identifikation mit Deutschland und den Deutschen zu bemühen.

Obwohl andere Integrationsdimensionen bereits erreicht bzw. vollstreckt wurden, scheint hier - im Gegensatz zu in den von *Gordon* und *Park* aufgestellten stufenweisen Assimilationsmodellen - die identifikative Integration nicht zu erfolgen. Eine

Assimilation im Sinne von *Eisenstadts* Modell der „*Absorption*“ kann ebenso wenig zu Stande kommen, da wie bereits oben erwähnt, die meisten Migranten zwar keine Primärkontakte zu ihren Landleuten haben, erwägen aber auch keine völlige Aufgabe ihrer eigenethnischen Identität und möchten nicht von der Mehrheitsgesellschaft völlig aufgesogen werden.

Vielmehr ist hier *Treibels* zuzustimmen, die von einer „*zweiten Sozialisation*“ spricht, in der die erste Sozialisation nicht einfach abgelegt wird. Iranische Migranten weisen eben eine Migrationssozialisation auf, in der die Maßstäbe, Werte und Normen beider Kulturen sichtbar werden. Von großer Bedeutung ist in diesem Kontext aber auch, dass sie in ihren Integrationsbemühungen weder eine Politik der Minderheitenbildung noch eine der Zwangsassimilierung verfolgen. Vielmehr praktizieren sie eine allmähliche Annäherung an die Aufnahmegesellschaft bei einer Beibehaltung der eigenethnischen kulturellen Eigenschaften und Verhaltensweisen. Innerethnische soziale Praktiken werden im Privatraum belassen. Im strukturellen Bereich wie z.B. bei der Arbeit oder im Bildungssystem gleichen sich die Praktiken der Migranten denen der Aufnahmegesellschaft an.

Die Assimilationsmodelle (vgl. Kap. 2.9.2 ff.) bieten, indem sie gesellschaftliche Orientierungen und Normen nicht explizit zum Gegenstand der Betrachtung und Reflexion bestimmen sondern diese voraussetzen oder ignorieren, keine hinreichende Antwort auf die Frage nach der gesellschaftlichen Integration bzw. den Teilnahmemöglichkeiten von Migranten. Sie ignorieren die in der deutschen Aufnahmegesellschaft vorherrschende unausgewogene Ressourcen- und Machtverteilung, die einer Chancengleichheit und somit einer gleichberechtigten Teilhabe entgegen wirken. Die Frage nach der Bereitstellung und Nutzung von Ressourcen zur Verbesserung der Teilnahmemöglichkeiten müsste um die Beobachtungsseite der Mehrheitsgesellschaft ergänzt werden.²

Darüber hinaus ist auch auf die sozialen Risiken des Assimilationsmodells hinzuweisen. Es ist kritisch zu betrachten, dass nach dem Assimilationsmodell die Ausrichtung der Migranten auf die jeweiligen sozial gültigen Erwartungen des Einwanderungslandes als unbedingt erforderliche Voraussetzung für eine gelungene Lebensführung gilt und sogar

² Amos 2006: S. 83

an Bedeutung gewinnt.³ „*Wer hier nicht gleich mithält und wer keinen langen Atem hat bleibt im Rennen auf der Strecke.*“⁴

Diese Assimilationsforderung ist doppeldeutig: Auf der einen Seite impliziert sie eine allgemeine, umfassende Orientierung (z.B. alles für die Bildung von Migranten). Auf der anderen Seite enthält sie Elemente eines autoritären Diskurses, wenn im Assimilationskonzept jede Abweichung vom aktuell Vorgegebenen als problematisch eingestuft, als individuelles Unvermögen sanktioniert und damit in der Logik des Modells bestraft wird.

In den Assimilationsmodellen wird der Blick einseitig auf die Migranten als Problemgruppe gerichtet. Somit dienen sie als Ablenkungsmanöver von den tatsächlichen Problemen der Minderheiten und der Einheimischen, die sich zumindest hinsichtlich der Konkurrenz um die knappen Lebensgüter und Chancen prinzipiell eher wenig unterscheiden.⁵

Eine Assimilation scheint - wenn überhaupt - wahrscheinlicher, wenn seitens der Aufnahmegesellschaft Migranten gegenüber eine Offenheit und Bereitschaft zur Aufnahme in die bestehenden Strukturen der Gesellschaft entgegengebracht wird und Migranten über Chancengleichheit verfügen.

Von besonderer Bedeutung ist dabei die bereits erwähnte identifikative Integration, die sich auf der Ebene der Entwicklung von Gefühlen der Zugehörigkeit abspielt. Sie ist von emotionaler Natur und eben deshalb nicht zu erzwingen. Davon abgesehen, dass Zwangsassimilierung demokratischen Grundrechten widerspricht und häufig das Gegenteil dessen erreicht, was sie anstrebt.⁶ Das Gefühl von Nichtdazugehörigkeit steht einer Identifizierung mit Deutschland im Wege. Migranten verlangen nicht zuletzt aus oben genannten Gründen für eine (mögliche) Assimilation ein Entgegenkommen, bzw. ein deutliches Identifizierungsangebot von der Aufnahmegesellschaft.

Der Identifizierungsprozess kann nur über eine längere Zeitdauer, teilweise über Generationen verlaufen. Dies setzt allerdings auch voraus, dass die deutsche

³ Vgl. ebd.: S. 78

⁴ Baros 2006: S. 65.

⁵ Vgl. ebd.: S. 64ff

⁶ Vgl. <http://www.fes.de/fulltext/asfo/00267004.htm>: S. 7

Ausländerpolitik sich ändert und Migranten nicht daran hindert, bzw. ihre Motivation schwächt, sich für Integration zu interessieren und sich (zumindest partiell) mit Deutschland zu identifizieren.

1 **A Anhang**

2 **A.1 Transskripte**

3 **A.1.1 Frau M.**

4

5 **Interviewer:**

6 1. Seit wann leben Sie in Deutschland? Und in Tübingen?

7

8 **Frau M.:**

9 (denkt laut) Deutschland, hm... Tübingen, ähm..., neunzehnhundert vierundachtzig nach
10 Deutschland, äh... Tübingen, neunzehnhundert fünfundachtzig oder sechsundachtzig, ganz
11 genau... ähm... Ende fünfundachtzig.

12

13 **Interviewer:**

14 2. Sind Sie direkt aus dem Iran hierher gekommen?

15

16 **Frau M.:**

17 Ja..., wir kamen zuerst in die Türkei. Viereinhalb Monate blieben wir in der Türkei, dann
18 kamen wir nach Deutschland.

19

20 **Interviewer:**

21 3. Was hat Sie gerade nach Deutschland geführt? Und speziell nach Tübingen?

22

23 **Frau M.:**

24 In der Situation, in der ich war, als ich den Iran verlassen habe - ich denke, ähm... es gab
25 keine andere Lösung -, das heißt, ich musste dies tun. Aber, dass ähm...,wohin das alles
26 führt, das war kein Thema für mich, das war mir egal, wohin, in welches Land ich mich
27 begeben. Wichtig war das, dass wir den Iran verlassen, weil es für uns sehr schwer und
28 gefährlich war. Es ging nicht mehr, zu bleiben.

29 So, Deutschland hat sich als erstes angeboten, weil einige unserer Bekannten dort waren,
30 und weil es leichter war, nach Deutschland zu kommen. Wir waren dann ähm... in Berlin.

31 In Berlin wurden wir umverteilt und wir sind dann nach neun Monaten zu unseren
32 Freunden nach Tübingen gegangen.

33

34 **Interviewer:**

35 4. Wenn Sie sich einmal an Ihre bisherige Zeit in Deutschland zurückerinnern, wie war Ihre
36 Zeit in Deutschland? Erzählen Sie mir bitte von Ihren ersten Eindrücke in Deutschland.

37

38 **Frau M.:**

39 Als wir hierher kamen ähm..., erstens kann ich sagen, dass Deutschland sehr kalt ist. Aber
40 in jenem Jahr, als wir kamen, war das umgekehrt, das heißt, dass der Winter nicht sehr kalt
41 war. Was das Wetter anging, war es normal. Aber ähm... wir hatten mehr mit Behörden zu
42 tun, das heißt, wir hatten Kontakt zu zum Beispiel zur Polizei, zum Ausländeramt,
43 Anwohnermeldeamt und ähnlichem. Auf jeden Fall war das kein guter Eindruck, kein gutes
44 Gefühl in dieser Beziehung, weil wir auch die Sprache nicht kannten. Was weiß ich, auf
45 jeden Fall war unser Eindruck kein positiver. Die zwischenmenschlichen Begegnungen der
46 Beamten mit uns im Bezug auf Erledigung der Formalitäten, wie zum Beispiel unsere
47 Verteilung bzw. Verweisung als Flüchtlinge in die Berliner Flüchtlingslager und ihre
48 Verhaltensweisen uns und übrigen Ausländern gegenüber, war meiner Ansicht nach sehr
49 hart. Vielleicht waren nicht alle so.

50 Im großen und ganzen waren unsere Eindrücke eher negativ, da wir eben mehr mit den
51 Behörden zu tun hatten.

52 Man muss sich Berlin so vorstellen: wir fuhren mit der U-Bahn hierhin und dahin. Also
53 hatten wir mit einer Maschine, mit einem Gerät zu tun. Du gehst in den Supermarkt, kaufst
54 du ein, guckst du auf dein Geld, zahlst und gehst. Kontakte zu den Menschen hast du ja
55 nicht. Und wir wollten nicht irgendwelche Kontakte haben, vielleicht auch deswegen, weil
56 wir die Sprache nicht kannten. Was hätten wir denn sagen können. Wie hätten wir uns denn
57 mitgeteilt, eingebracht. Wir haben höchstens ab und zu mal nach einer Adresse gefragt.

58

59 **Interviewer:**

60 5. Wie war z. B. Ihre erste Begegnung mit den Deutschen?

61 Können Sie mir bitte diese Situationen erzählen; würden Sie mir Ihre damaligen
62 Gefühle/Empfindungen beschreiben?

63 **Frau M.:**

64 Meine ersten Begegnungen mit den Deutschen..., das waren die DDR-Deutschen. Ich hatte
65 keine schlechte Erfahrungen mit denen. Weil äh... das... äh..., wenn ich sie mit den
66 Polizisten im Iran vergleiche. Das waren eher meine eigenen Ängste.

67 Dort zum Beispiel sagten sie, ihr müsst alle gemeinsam in dieses Zimmer rein. Da wir die
68 Sprache nicht kannten, ich weiß nicht, trotz all meiner Bemühungen zu denken, dass das
69 alles okay ist, dass das kein Problem ist, im letzten Augenblick, immer, wenn ich jenes
70 Papier herausholen musste, hatte ich das Gefühl, als ob ich am zerbrechen war. Ich schämte
71 mich halt sehr. Im Iran auch erinnere ich mich nicht daran, dass ich sogar von meinem
72 Vater Geld genommen habe. Ich versuchte immer, selbst irgendwie äh..., was weiß ich aus
73 meinem Leben, oder, wenn mein Vater Geld geben wollte, war's okay. Aber niemals
74 verlangte ich. Außerdem arbeitete ich.

75 Es war sehr schwer für mich, Klamotten zu bekommen, als sie sagten, dass sie uns
76 Klamotten geben sollen, was weiß ich. Die Sprache verstanden wir nicht. Das heißt, wir
77 hatten versucht, ein bisschen zu lernen in der Türkei, aber... verstanden wir nichts. Ihre
78 Blicke, ihre Ansprachen, von ähm... von ihrem Ton, ich glaube doch, wie viele, die vor uns
79 kamen sagten, war aggressiv, scharf. Seine anfängliche Melodie. Gut, dann im Laufe der
80 Zeit, viele Sachen, nehmen einen anderen Gestalt. Schau' mal, ich sag' doch, es war alles
81 irgendwie anstrengend, weil wir mit den normalen Bevölkerung nichts zu tun hatten. Wir
82 hatten mit Polizisten zu tun.

83

84 **Interviewer:**

85 6. Wie haben Sie sich damals in der iranischen Gemeinschaft hier gefühlt? Wie war Ihre
86 erste Begegnung mit ihren Landleuten hier? Können Sie mir erzählen, welche Erfahrungen
87 Sie da gemacht haben?

88

89 **Frau M.:**

90 Gut..., in Beziehung auf die Iraner... (denkt laut). Als wir kamen, war unsere Beziehung zu
91 Iranern hier aufgrund unserer organisatorisch-politischen Beziehungen zu ihnen klarer. Es
92 war klar, mit wem wir Kontakt haben werden. Wir kannten sie, irgendwie namentlich und
93 so.

94 Dann als wir hier ankamen, gab es auch hier einige Spaltungen in der Organisation, der wir

95 angehörten. Jeder wollte jeden für sich gewinnen. Da wir aber mit anderen Gedanken
96 gekommen waren, versuchten wir, langsamer zu machen und irgendwie uns zu stoppen.
97 Das heißt wir warteten darauf, was passierte, was wir überhaupt machen würden. Wir
98 wollten erstmal mit keiner der Gruppierungen arbeiten. Dennoch versuchten die Leute uns
99 irgendwie zu helfen, zum Beispiel in Beziehung auf unser Heim, oder was die
100 Dolmetscher- oder Übersetzungsarbeiten anging. Es war in dieser Beziehung sehr gut. Sie
101 halfen uns wirklich. Später aber hatten wir keine besondere Beziehungen zu einander. Das
102 heißt, dass wir nicht miteinander arbeiten konnten. Die iranische Gemeinschaft war
103 politisch zerstritten. Das war aber auch irgendwie nett. Sie hatten eben auch ihre eigenen
104 privaten Probleme und Traumaerlebnisse. Auf jeden Fall war unsere erste Begegnung mit
105 ihnen eine gute.

106

107 **Interviewer:**

108 7. Können Sie mir erzählen, wie das für Sie war, in einem fremden Land zu sein, zu leben?
109 Was waren Ihre Gedanken damals? Beschreiben Sie mir bitte entsprechende Situationen.

110

111 **Frau M.:**

112 Und manchmal, zum Beispiel damals, als ich trampelte und da und dahin fuhr. Oder zum
113 Beispiel, wenn ich mich mit den anderen unterhielt, ihre erste Frage war, wo ich her
114 komme. Das ist meiner Meinung nach eine Frage, an die man sich im Laufe der Zeit
115 gewöhnt. Woher kommen Sie? Ist die erste Frage. Die zweite Frage ist: Wann gehen Sie
116 zurück? Ne...

117 Anfänglich versuchte ich ziemlich genau zu erklären, warum ich hierher kam, und habe
118 immer betont, dass ich auch so schnell wie möglich zurückgehen werde. Ich werde nicht
119 hier bleiben. Ich werde zurückgehen, sobald sich die Situation in meiner Heimat verbessert.
120 Sagte ich immer. Das heißt, ich versuchte diese mit viel Stolz, mit einer selbstbewussten
121 Haltung mitzuteilen, so dass, wenn ich hierher kam, war es nicht gewollt, sondern ich
122 musste es tun. Und, wenn Sie jetzt mir diese Frage stellen, fühle ich mich als einer
123 unerwünschte Gast hier. Ich werde zurückgehen. Ich werde nicht bleiben. Ich hatte dann oft
124 das Gefühl, dass mein Gesprächspartner erleichtert war. Das war mein Gefühl. Ich dachte,
125 dass meine Antwort, dass ich nicht die Absicht habe, hier zu bleiben, ihm gefallen hatte.

126 Aber heutzutage, wenn mich jemand fragt: «Woher kommen Sie?», sage dann: «Aus

127 *Tübingen.*» Dann sagt er: «ursprünglich?», dann sage ich: «*Was meinen Sie damit?*», und
128 so weiter, und so fort. Ich versuche ein bisschen zu spielen mit seinen Fragen, so dass er zu
129 sich kommt. Manchmal bin ich über mein eigenes Verhalten verärgert, weil ich dann denke,
130 dass der Arme es vielleicht gar nicht so meint, wie ich denke. Aber, das verletzt dich halt,
131 weil du es dir seit eh und jäh anhören musst. Ich sag': «*nein ich möchte hier bleiben, weil*
132 *ich eben keinen Grund habe zurückzugehen. Ich zahle meine Steuern genau so wie die*
133 *anderen. Fast seitdem ich hier bin. Ich habe auch einen Sohn hier. Das heißt, dass ich sehr*
134 *viele Gründe habe, hier zu bleiben.*»

135 Heutzutage kann ich also anders damit umgehen. Damals hatte ich eine defensive Haltung.
136 Ich sagte: «*nein, ich bin deswegen hierher gekommen und gehe ich zurück.*» Aber jetzt,
137 nein. Ich sage: «*Ich..., wenn ich es will, bleibe ich auch. Vielleicht möchte ich im tiefen*
138 *Herzen zurückgehen, aber vielleicht möchte ich auch hier bleiben.*»

139 Das heißt, äh...., weil mein Leben einen anderen Lauf genommen hat. Aber ein komisches
140 Gefühl ist immer da. Ich habe meine Freunde, ich habe meine Nachbarn, ich habe meine
141 Beziehungen, mit den Deutschen, mit den Ausländern. Dennoch gibt es immer ein
142 unbeschreibliches Gefühl in mir. Ich könnte mir genau so gut vorstellen, wo anderes zu
143 leben, wenn ich kein Problem mit der dortigen Sprache hätte. Das heißt, es würde mir nicht
144 so sehr ausmachen. Und ich kann niemals sagen, dass Deutschland meine zweite Heimat
145 ist. Okay! Das ist mein zu Hause, wo ich jeder Zeit hinkommen kann. Ich habe es auch sehr
146 gemütlich hier. Ich habe viel mehr Möglichkeiten hier. Mir wurde sehr viel geholfen, aber
147 Heimat, ne..., ich denke Heimat ist irgendwo, wo du dich sehr sehr wohl fühlst. Dieses
148 Gefühl hatte ich auch in meinem eigenen Land nicht. Ich denke gar nicht, dass ich es dort
149 besser habe als hier. Mir würde es bestimmt schlechter gehen als hier. Hier habe ich es
150 besser. Aber... uhm... ich weiß nicht, was Heimat ist. Ich denke, Heimat ist vielleicht dort,
151 wo dir auch die Umgebung, die Menschen, die dort leben, das Gefühl vermitteln, dass das
152 hier deine Heimat ist. Ne...? Äh...das Problem äh... der Integration ist meiner Meinung nach
153 eine Sache von zwei Pollen, von zwei Kräfte. Ich hatte keine spezifischen Probleme hier in
154 Deutschland, habe keine. Aber dieses Gefühl habe ich mir selbst in mir wachsen lassen.
155 Niemand hat es mir gegeben, dass ich willkommen bin. Mir ist es nicht gegeben worden.
156 Ich habe versucht, es mit meinem Leben, mit dem Studium, mit der Arbeit und ähnlichem
157 in mir aufwachsen zu lassen.

158 Heimat...weiß nicht, für mich ist die Heimat... Vielleicht ist dieses Gefühl in mir gestorben.

159 Weil ich es weder für mein Vaterland empfinde, noch für hier. Hier fühle ich mich wohl. Es
160 ist ja selbstverständlich, die Möglichkeit, die mir Deutschland gab. Ich denke, dass, was
161 eine der größten Chancen meines Lebens gewesen ist, ist, dass ich sehr viele Migranten
162 kennenlernte. Ich kann behaupten, dass ich mit, was weiß ich unzähligen Menschen aus
163 verschiedenen Nationen in Kontakt getreten bin, wegen meines spezifischen Lebens, wegen
164 meiner Arbeit mit verschiedenen Kulturen. Das war die beste Chance, die ich in
165 Deutschland hatte. Im Iran vielleicht kannte ich höchstens entweder Amerikaner, oder
166 Engländer, oder Franzosen. Das ist sehr positiv für mich in Deutschland.

167

168 **Interviewer:**

169 8. Was war Ihre wichtigste Erfahrung in Deutschland? Gab es eine Erfahrung, ein Ereignis,
170 das für Sie und Ihr Leben hier, Ihr Befinden, Ihre Empfindungen, auch nachhaltig, von
171 großer Bedeutung ist? Können Sie mir von diesen Erfahrungen und Erlebnissen erzählen?

172

173 **Frau M.:**

174 Uhm..., weiß nicht, uhm..., ich... meine erste Erfahrung, das heißt, die erste Begegnung,
175 sagte ich schon.

176 Die schlechte Erfahrung, die ich hatte. Das war ähm... nachdem wir in Berlin umverteilt
177 wurden. Sie schickten uns äh.. in ein Heim ähm.. , das in der Nähe von der DDR Grenze
178 war. Ich weiß es nicht mehr genau den Namen des Ortes, man sagte *Harpe* zu dem Ort,
179 glaube ich. Da lebten drei Familien, das heißt, außer unserem Heim waren noch drei
180 Familien dort, die keine Verbindung zu uns hatten. Dann, der Heimleiter dort äh... hatte ein
181 villenartiges Haus dort und ähm... meinem Eindruck nach eine Scheune, die er in mehrere
182 Zimmer umgewandelt hatte, wohin er uns anfänglich schickte. Das waren ich, meine
183 Schwester und ein junger Mann, der mit uns kam und weil er auch Iraner war. Das war ein
184 achtzehn jähriger Junge, der Arme. Dann haben wir gesagt: Herr, wir haben keine
185 Beziehungen zu einander, wir kennen uns, mittlerweile vertraut, aber wir können nicht alle
186 in einem Zimmer zusammen sein. Er sagte nein, es ist wie es ist. Dann war ich eine Woche
187 krank, weil es dort feucht war. Dann, äh... da wir sehr viel mit ihm geredet haben und
188 gesagt haben, dass es so nicht geht, dieses Zimmer ist schlecht, und es ist feucht, wir sind
189 krank, es ist kalt und so weiter..., sagte er dann okay, ihr könnt in das andere Haus ähm... in
190 ein gutes Zimmer, das auch sonnig ist ziehen, vorausgesetzt ihr wohnt wieder alle drei dort.

191 Wir sagten, aber Herr, das geht doch nicht. Er sagte, nein, entweder hier oder dort. Dann
192 haben wir uns besprochen und entschieden, das Angebot anzunehmen. Dann hat er uns in
193 jenes Zimmer geschickt. Das Benehmen des Heimleiters eigentlich, der seine Bleibe in
194 Hannover hatte, denke ich, und der hin und wieder zu uns kam zu Kontrolle und der da bei
195 uns im Erdgeschoss ein Zimmer hatte ähm... das äh... heißt, seine Art und Benehmen war
196 mir sehr seltsam. Okay! Wir mussten für den Einkauf einmal in der Woche mit ihm ins
197 Dorf fahren. Wir drei, okay, zählten als eine Familie. Ich ging immer zum Einkaufen, weil
198 die anderen zwei kamen niemals. Sie hatten keine Lust. Sie konnten den Herrn da nicht
199 leiden. Bei jeder Angelegenheit schickten sie mich immer vor. Es gab ein Minibus, mit dem
200 aus jeder Familie eine Person ins Dorf fuhr. Es gab wieder die Sache mit dem Essensschein
201 und so weiter, was wieder sehr schlimm für uns war. Dann wir uhm..., was machten wir?
202 Um diese Unannehmlichkeiten zu umgehen, fuhren wir zu unseren Freunden nach
203 Tübingen. Sie lebten auch im Heim. Aber das Heim dort war unterschiedlich zu hier. Wir
204 nahmen diese Hürde auf uns und fuhren wir per Autostop den ganzen weiten Weg nach
205 Tübingen. Wir konnten weder die Sprache, noch was, dennoch zogen wir es vor. Wir
206 kamen immer wieder nach Tübingen. Dann, äh... uhm... Ich erinnere mich nicht mehr
207 daran, aber ich denke, dass jede Familie siebzig oder fünfundsechzig Mark bekam damals.
208 Wir gaben dem Heimleiter das Geld, damit er der Behörde nicht mitteilt, dass wir nicht da
209 sind. Und er nahm das Geld. Und wir in der Tat machten uns auf den Weg nach Tübingen
210 mit sehr wenig Geld oder mit leeren Taschen. Wir lebten dann mit unseren Freunden
211 wieder in einem Zimmer zu sechst oder siebt. Aber wir waren zufrieden, weil wir uns wohl
212 fühlten. Unser Heim war weit vom Schuss. Es gab nichts dort, und wir waren dort auch
213 sehr isoliert.

214 Man hat mir mitgeteilt, dass das Heim dort nicht mehr als solches gibt.

215 Auf jeden Fall! Einerseits war da das Verhalten dieses Mannes, aber andererseits gab es dort
216 auch eine Sozialarbeiterin, die Ute hieß und einen Sozialarbeiter, die ich nie vergessen
217 werde. Und sie waren sehr nette Menschen. Der junge Sozialarbeiter mochte mich und
218 meine Schwester sehr. Eines Tages nahm uns mit in eine große Stadt, deren Namen ich
219 leider nicht mehr weiß. Anschließend lud er uns bei sich zu Hause ein. Ich vergesse vor
220 allem den Anblick seiner Mutter nicht. Sie bekam mit, dass wir Flüchtlinge sind. Sie stand
221 fast die ganze Zeit wortlos da und schaute uns mit einem bemitleidenden Gesichtsausdruck
222 an. Ich konnte weder meinen Tee noch meinen Kaffee richtig genießen, weil sie uns die

223 ganze Zeit mit so trauriger Miene anschaute (lacht). Sein Vater, denke ich, hatte einen
224 Juwelierladen und schenkte mir und meiner Schwester jeweils ein Armband. Das heißt,
225 überhaupt ähm... es war für mich ähm... Diese Menschen verglich ich mit unserem
226 Heimleiter. Das heißt in der Tat, es waren überhaupt zwei seltsame Begegnungen für mich.
227 Das eine dort war nicht akzeptabel und diese Leute hier waren mehr als üblich nett und
228 warmherzig. Und dann, als wir von dort weggehen durften, haben wir uns engagiert und
229 den beiden Sozialarbeitern ein Geschenk besorgt und es Ihnen übergeben. Das waren
230 meiner Meinung nach zwei wichtige Ereignisse in meinem Flüchtlingsleben, die auch heute
231 noch für mich präsent sind. Der Heimleiter versuchte natürlich auch, dass man irgendwie
232 mit ihm zurecht kommt, aber man hätte sich als Frau engagieren müssen. Es gab einige
233 Geschichten dort. Aber, wir nahmen ihn nicht für wichtig und wir antworteten sogar sehr
234 aggressiv auf seine Äußerungen und Forderungen. Von daher war er nicht gerade begeistert
235 von uns. Er zog es vor, dass wir nicht im Heim sind. Vor allem, weil wir dort auch mal
236 einen Streik mitorganisiert hatten. Die Situation dort war sehr schlimm, vor allem für die
237 Araber oder Afghanen. Sie haben sehr schlechte Wohnverhältnisse. Unsere war ja
238 verhältnismäßig gut. Wir mussten nur unser Zimmer mit einem Mann teilen. Auf jeden
239 Fall, Vorkommnisse wie diese beiden sind einige, die ich alle nicht erzählen kann. Ich
240 dachte, ich erzähle diese zwei, weil die mich am meisten beeindruckt haben.

241

242 **Interviewer:**

243 9. Können Sie mir von Ihren Erfahrungen mit den öffentlichen Institutionen erzählen? Wie
244 begegneten z. B. Ihnen die Beamten im Ausländeramt, Einwohnermeldeamt, oder
245 Sozialamt, usw.? Wie haben Sie sich dabei gefühlt? Was waren Ihre ersten
246 Wahrnehmungen?

247

248 **Frau M.:**

249 Okay! Ausländeramt, als ich meinen Pass erlangte. Das heißt als ich als... ähm...
250 Flüchtlinge anerkannt wurde im Gericht. Die ganze Prozedur hat neun Monate gedauert.
251 Das heißt nach neun Monaten hat man uns anerkannt und sie gaben uns so ,nen
252 Flüchtlingspass. Wir nahmen den Pass und das erste, was wir gemacht haben, war, dass wir
253 nach Tübingen fuhren, weil, wie ich schon gesagt habe, lebten unsere Freunde in Tübingen.
254 Und vor allem auch, weil Stadt Tübingen wie unsere Stadt im Iran war. Wir mochten die

255 Natur und das Grüne dort.

256 Als wir in Tübingen ankamen, sagten uns unsere Freunde, dass wir zum Sozialamt gehen
257 müssen. So, wir gingen zum Sozialamt und wir stellten uns dort vor. Äh...dort gab es eine
258 Frau, an die ich keine gute Erinnerung habe. Ich sehe sie leider immer noch hin und wieder
259 in Tübingen. Sie war unsere zuständige Sachbearbeiterin im Sozialamt. Diese Frau wurde
260 rot, wann immer sie mich sah (Frau M. und Interviewer lachen). Ich weiß überhaupt nicht,
261 ich hatte das Gefühl, dass sie mich sehr hasste.

262 Wir waren zu dritt, ich, meine Schwester und ein Freund von uns. Wir hatten eine
263 Wohnung gefunden, besser gesagt unsere Freunde hatten uns eine gefunden.

264 Das erste, was uns diese Frau unmittelbar nach unserem Eintritt ins Zimmer fragte, war,
265 warum wir überhaupt nach Tübingen gekommen waren. Wir antworteten, warum denn
266 nicht, wir sind frei und warum sollten wir nicht hierher kommen. Sie sagte nein, ihr seid im
267 Norden gewesen und ihr hättet auch dort bleiben sollen. Wir glaubten ihr nicht. Daraufhin
268 vereinbarte sie mit uns einen Termin und sagte uns, dass wir mit ihrem Chef sprechen
269 müssen. Wir sagten okay. Dann hatten wir hier eine Bekannte, die eine deutsche Frau war,
270 die in äh... ich denke, dass das Freundeskreis hieß, sehr aktiv war. Ich glaube es gibt es
271 nicht mehr. Das waren vor fast zwanzig Jahren. Auf jeden Fall, als wir dies ihr erzählten,
272 sagte sie uns, dass das unmöglich sei. Ihr habt einen Pass und könnt überall in Deutschland
273 leben. Wir sagten, ja, das wissen wir auch, aber die im Sozialamt sagte uns dies, vielleicht
274 verstehen wir sie falsch. Sie sagte dann, dass sie mit uns zum Sozialamt kommen würde.
275 Wir sagten okay.

276 A ha... ich habe doch vergessen zu erzählen, dass man uns im Sozialamt sagte, dass wir zu
277 dem erwähnten Termin unsere Pässe mitbringen sollten, damit sie uns Rückfahrt-Tickets
278 nach Hannover besorgen könnten. Glaube mir, wenn ich sage, wie schlimm allein der
279 Gedanke für uns war, wieder dorthin zurückgehen zu müssen, wo wir selten schöne Zeiten
280 erlebt hatten. Ich dachte, mein Gott, wo sollen wir denn hin, wir haben doch niemanden
281 dort im Dorf.

282 Am Tag unseres Termins, kam unsere Bekannte vom Freundeskreis mit uns. Sie war sehr
283 verärgert. Unsere zuständige Sachbearbeiterin und ihr Chef waren bereits vor Ort. Unsere
284 Bekannte hat die beiden dort gefragt, mit welchem Recht sie uns so Geschichten erzählt
285 haben. Die Sachbearbeiterin dort versuchte zu relativieren und sagte, dass es in Tübingen
286 keinen Platz mehr für neue Einwohner gibt. Die Einwohnerzahl hier sei zu hoch und so

287 weiter und so fort.

288 Unsere Bekannte wurde dann noch lauter und sagte: so ein Quatsch. Diese Menschen haben
289 das Recht zu wohnen, wo sie möchten.

290 Auf jeden Fall, es verging ungefähr eine halbe Stunde, und wir schauten wortlos dem
291 Schlagabtausch zu. Anschließend sagte unsere Bekannte zu den beiden dort, dass sie mit
292 rechtlichen Konsequenzen zu rechnen hätten, wenn sie ihre Absicht vollzogen würden.
293 Daraufhin gaben die Sozialamtleute auf.

294 Ab diesen Tag an mussten wir für jede Kleinigkeit zum Sozialamt. Sie wollten alles genau
295 wissen. Das war mir sehr unangenehm. Ich versuchte so wenig wie möglich mit denen zu
296 tun zu haben. Dies hatte für mich die Konsequenz, dass ich auf viele meine Rechte
297 verzichtete. Manchmal musste ich aber doch dahin. Die Sachbearbeiterin wurde dabei
298 immer rot (lacht). Ich denke sie hasste mich. Ich fühlte das. Ich weiß es nicht, aber
299 vielleicht auch, weil sie dachte, dass wir hier auf ihrer Tasche lagen. Vielleicht war mein
300 Gefühl nicht berechtigt, aber ich fühlte das halt. Deswegen mochte ich niemals ins
301 Sozialamt eintreten. Ich versuchte dann, so schnell wie möglich eine Aushilfsjob zu finden,
302 um auch meine Schulden, die ich in den letzten Monaten machte, zu begleichen. Ich fing
303 an, in einem Restaurant und hier und da zu arbeiten, damit ich auch meine Lebenskosten
304 finanzieren konnte. Das Geld, was wir vom Staat bekamen, war sehr gering. Ich wollte ja
305 auch meine politische und soziale Aktivitäten pflegen, an Veranstaltungen, Demos, und so
306 weiter teilnehmen.

307 Dann fing ich an nebenbei die deutsche Sprache zu lernen. Das waren sechs Monate.
308 Danach besuchte ich einen Sprachkurs an der Uni. Im Kurs habe ich eine Italienerin kennen
309 gelernt, die mir half, weitere Jobs zu finden. Und ich arbeitete so viel ich konnte.
310 Angefangen vom Putzen, bis Restaurantarbeit, und so weiter. Ich kann mich nicht daran
311 erinnern, dass ich hier arbeitslos war.

312 Dann schrieb ich mich ziemlich zügig an der Uni an, wo ich in der Tat sagen kann, dass ich
313 sehr netten Menschen begegnete. In den Uni-Behörden fand ich ebenso sehr nette
314 Menschen. Ich hatte einen sehr guten, positiven Eindruck von den Menschen dort, und
315 konnte mich dort entfalten. Ich kam mit den Dozenten und allen Beteiligten gut zu recht.

316 Ja, das waren meine Erfahrungen. Wie ich sagte, positiv war das an der Uni, negativ war ja
317 das Sozialamt, mit dem Arbeitsamt habe ich nicht viel zu tun gehabt. Das war nur die
318 Sprachschule, die sie uns anboten. Sie haben kein schlechtes Benehmen. Vielleicht auch,

319 weil sie mitkriegten, dass ich eine iranische Akademikerin war. Zumindest war das mit mir
320 kein Problem. Aber später, wenn ich hin und wieder als Dolmetscherin für die anderen
321 Iraner dort auftauchte, erlebte ich einige Unannehmlichkeiten, die meine Landsleute über
322 sich ergehen lassen mussten.

323

324 **Interviewer:**

325 10. Können Sie sich an Ihre erste Wohnungssuche erinnern?

326 Wie ist sie gelaufen? Spielte dabei Ihre Nationalität eine Rolle?

327 Wie haben Sie sich dabei gefühlt?

328

329 **Frau M.:**

330 Das war sehr einfach. Ich weiß es nicht. Vielleicht haben wir Glück gehabt. Auf jeden Fall,
331 es gab einen Deutschen, der seine Wohnung vermieten wollte. Wir waren zu dritt und es
332 war gar kein Problem. Er hat uns akzeptiert und übergab uns seine Wohnung. Ich hatte das
333 Gefühl, dass er irgendwie sicher war. Vielleicht, weil wir anerkannte Flüchtlinge waren und
334 er kannte sich da aus und wusste, dass unsere Miete vom Sozialamt übernommen werden
335 wird. Es gab keine Unannehmlichkeiten mit ihm, während unserem neun monatigen
336 Aufenthalt in seiner Wohnung.

337

338 **Interviewer:**

339 11. Wie stellte sich die Arbeitsuche dar? Haben Sie da besondere Erfahrungen gemacht?

340 Spielte dabei Ihre Nationalität eine Rolle?

341 Können Sie mir die entsprechende Situation erzählen?

342

343 **Frau M.:**

344 Für mich war sie..., ähm... ich... mein Studium war 1992 beendet, dann einige ähm... Mo...,
345 ne, man kann nicht sagen einige Monate, das war sehr kurz. Ich befand mich in Berlin, als
346 mich eine Freundin anrief. Sie sagte: «*Komm und arbeite mit uns... als Deutschlehrerin.*»
347 Ich war ein bisschen überrascht und dachte mir, «*Deutschlehrerin?*» Ich kann es doch
348 nicht. «*Ich kann doch nicht so gut als Deutschlehrerin sein.*» Antwortete ich zurück. Sie
349 suchten eine Lehrerin. So sie kannten mich halt und hatten vertrauen zu mir und dachten,
350 ich könnte gut lehren.

351 So..., äh... ich habe meine anfängliche Unsicherheit überwunden und sagte dann: «*okay!*
352 *ich werde kommen und schauen wie das ist*». Ich hatte damals meinen kleinen Sohn. Das
353 heißt, ich habe diesen Job bekommen, weil diese deutschen Freunde auf mich zählten. Das
354 waren meine Freunde, zu denen ich bis heute noch eine gute Freundschaft pflege. Das
355 waren Leute, die ich aus meiner sozialpolitischen Aktivitäten in einer Frauenarbeitsgruppe
356 kannte. Auf jeden Fall, ich nahm diese Tätigkeit an und arbeite auch heute noch dort. Die
357 Arbeit ist in Stuttgart. Anfänglich arbeitete ich als Honorarkraft. Es war sehr schwer für
358 mich mit meinem kleinen Sohn.

359 Gut, es war sehr gut, sehr angenehm, als wir anfangen zusammen zu arbeiten. Wir
360 arbeiteten, was weiß ich jahrelang zusammen und wir hatten keine Probleme miteinander.
361 Dann haben sich unsere Arbeitsverhältnisse zu festen Stellen entwickelt. Ein guter Freund
362 und Kollege hat uns dann verlassen, da er eine bessere Arbeit gefunden hatte. Er wollte
363 nebenbei noch studieren. Wir blieben und erhielten je nach Wunsch eine halbe oder eine
364 siebzig Prozent Stelle. Dann fand auch die eine Freundin einen Job als Leiterin eines
365 Jugendhauses und ging fort. So dass, dass ich die Leiterin des Instituts wurde.

366 Wir müssen auch sehr viele Fortbildungen machen. Es geht zum Beispiel dort auch nicht
367 darum, aus welchem Land man kommt, oder welche Nationalität man hat. Das heißt in der
368 Tat, dass das keine Rolle spielt. Ich gehe deshalb sehr gerne dort und sie helfen mir in
369 meiner Arbeit. Ich lerne sehr viel dort. Das ist sehr bereichernd für mich. Früher gab es
370 Sprachverband. Jetzt gibt es Integrationskurse.

371 Ich habe früher mit den Gedanken gespielt, meine Arbeit zu wechseln. Das war am Anfang,
372 denke ich. Ich wollte von dort weggehen. Ich wollte nicht da sein. Ich dachte immer: Wie
373 lange noch?, wollte mal ein bisschen andere Sachen machen. Ich wollte gerne in einem
374 Frauenhaus arbeiten. So dass ich mich nur einmal dafür bewarb. Dann haben Sie mich zu
375 einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Ich fand dann heraus, dass das eine ABM-Stelle
376 war. Daraufhin bin ich nicht hin. Ich dachte mir, ne, das für ein Jahr, lohnt es sich nicht.
377 Wie gesagt, ich habe mit den Gedanken gespielt. Aber im Laufe der Zeit äh...es ist
378 mittlerweile, sage ich ja, dort ist mein zweites zu Hause. Das heißt, irgendwie habe ich
379 mich an den Ort gewöhnt, irgendwie mag ich das. Es hat sich eine große Leidenschaft
380 entwickelt, so dass ich nun bleiben möchte. Zum Beispiel mit den Kursteilnehmern, die
381 kommen und gehen und so. Ich weiß nicht, auf jeden Fall habe ich kein schlechtes Gefühl
382 dazu. Ich denke auch nicht, dass es derzeit so viele Arbeitsplätze gibt, dass man mich

383 überall willkommen heißt, vor allem in meinem Alter (lacht). Im Moment ist es gut. Das
384 heißt ich habe ein gutes Gefühl. Ich habe es angenehm, vor allem weil mein Sohn auch
385 größer geworden ist und ich kein Problem und so...habe.

386

387 **Interviewer:**

388 12. Können Sie mir von Ihren Erfahrungen bzw. Ihren Erlebnissen in den öffentlichen
389 Räumen, wie z. B. in einem Restaurant, in einem Kaufhaus, in einem Laden oder
390 Supermarkt, im Sportverein erzählen?

391

392 **Frau M.:**

393 Was für mich sehr seltsam war, war das die Menschen sehr trocken, ja kalt waren. Dieses
394 Bild habe ich immer noch von den deutschen Verkäufern. Das hat sich nicht so sehr
395 verändert. Sie begegnen den Kunden sehr trocken, sehr..., weder ein Lächeln, noch ein
396 Hallo, noch ein kurzer zwischenmenschlicher Austausch. Ich habe versucht, an meinem
397 Eindruck zu arbeiten, zu einem anderen Eindruck zu gelangen, aber das geht nicht. Ich
398 denke das wäre was künstliches, was unwahres. Irgendwas, ähm... es fehlt mir was. Was
399 ich in den anderen Ländern nicht vermisse. Es ist nicht herzlich. Das ist für mich sehr
400 schlimm.

401 Was gab's noch? A ha..., im Restaurant... ähm... es kommt darauf an. Ich gehe
402 normalerweise in die ausländische Restaurants. Was weiß ich, griechisch, türkisch, und so
403 weiter. Weil ich erstens das deutsche Essen nicht kannte, und zweitens als ich es
404 kennengelernt habe, nicht das ich es nicht mochte, manchmal ging ich ins was weiß ich
405 Schwärzloch oder so etwas, wo ich das Essen dort mag. Wie gesagt, das kommt darauf an.
406 Aber ich habe immer das Gefühl, dass unangenehme Blicke im Raum sind. Diese Blicke
407 sind ein bisschen schwer zu ertragen. Ich meine die Schwere dieser Blicke. Die Schwere
408 der Blicke, die zum Beispiel, wenn man in einen Laden geht, um sich Klamotten zu kaufen.
409 Hat man das Gefühl, dass sie dich angucken. Das heißt, wenn ich nach London gehe, gut,
410 ich bin doch dort genau so sehr Ausländer, wie ich hier bin, ne... Jene Blicke, jener Druck
411 belastet mich dort nicht. Aber in den deutschen Läden, in den Anfängen, mitten drin und
412 auch jetzt, noch immer, wenn ich als eine Schwarzhaarige in einen Laden reingehe, alle
413 Blicke sind auf mich gerichtet und nicht auf die Blondhaarigen. Ich fühle diese Schwere der
414 Blicke.

415

416 **Interviewer:**

417 13. Wie fühlen Sie sich allgemein in der deutschen Öffentlichkeit?

418

419 **Frau M.:**

420 Ich fühle mich sehr wohl und habe ähm... keine besondere Probleme.

421

422 **Interviewer:**

423 14. Wenn Sie sich Ihren Arbeitsplatz anschauen, wie würden Sie den Umgang Ihrer
424 Arbeitskollegen mit Ihnen beschreiben? Wie war es damals? Und wie ist es heute?

425

426 **Frau M.:**

427 Umgang mit ähm... Kollegen? Außer eine Frau, Ich denke überall gibt es solche und solche.
428 Entweder stimmt die Chemie oder nicht. Das war eine Frau die, was weiß ich, ihre
429 Doktorarbeit schrieb. Ich hatte das Gefühl, dass das für sie ein bisschen schwer war, unter
430 meine Führung zu stehen. Wir konnten nicht gut miteinander arbeiten. Aber wie gesagt, ich
431 denke, dass es so was überall gibt. Das heißt, ich kann nicht sagen, dass dies wegen meiner
432 Nationalität war, oder so Sachen. Es gibt halt gute und schlechte Sachen im Leben. Das
433 kommt manchmal vor.

434

435 **Interviewer:**

436 15. Wie würden Sie Ihre sozialen Kontakte hier beschreiben?

437

438 **Frau M.:**

439 Ich habe sehr gute sozialen Kontakte in Deutschland

440

441 **Interviewer:**

442 16. Wie erleben Sie sich in ihrem unmittelbaren sozialen Umfeld?

443 Können Sie mir hierzu von Ihren Erfahrungen erzählen?

444

445 **Frau M.:**

446 Meine Beziehung ähm... zu den äh...Nachbarn und so...? Gut, hier ist sehr gut. Sehr

447 gemütlich. Es gibt zum Beispiel einige, zu denen wir enge Beziehungen pflegen. Wir reisen
448 sogar wohin miteinander. Zum Beispiel die Reise, von der ich dir schon erzählt habe, habe
449 ich mit einer Nachbarin unternommen. Das heißt, unsere Beziehung ist sehr eng. Seitdem
450 wir hierher zogen, das sind vierzehn Jahre, wo wir hier wohnen, haben wir ein Kommen
451 und Gehen mit ihnen. Sie sind ebenso interessiert an Reisen; Kultur, Politik, und ähnliches
452 und zeigen Interesse an gemeinsamen Unternehmungen.

453 Wie gesagt, ist die Beziehung eng. Wenn was ist, bin ich da und eben sie ist für mich da,
454 wenn ich Hilfe benötige. Blumen gießen, was weiß ich, so was halt. Natürlich nicht mit den
455 ganzen Nachbarn im Haus. Zum Beispiel gibt es hier jedes Jahr Hausfest, das eigentlich
456 unsere und ihre Familie organisieren. Das heißt, wir feiern im Garten. Jeder macht ein
457 Essen und so. Es gibt eine Liste - wenn sie dir im Korridor aufgefallen ist - , auf der sich
458 die Leute mit Namen und mit dem von Ihnen gewünschten Datum tragen können.

459

460 **Interviewer:**

461 17. Würden Sie mir von den Situationen erzählen, die wiederkehrend sind; von den
462 Erfahrungen, die Sie immer wieder machen und von denen Sie glauben, dass Sie etwas
463 damit zu tun haben, dass Sie Migrant sind.

464

465 **Frau M.:**

466 Überhaupt sage ich doch, ich möchte nicht darauf beharren, dass alles, was mich angeht
467 immer positiv gewesen ist. Aber, wenn ich mein Leben, was weiß ich, in den letzten zwei
468 drei Tagen oder letzter Woche betrachte, ging es sehr normal voran in Tübingen. Das heißt,
469 es passiert mir nichts, von dem ich sagen könnte, was weiß ich, es war ein schlimmes
470 Ereignis für mich. Oder zum Beispiel... Ähm... ich wurde schlecht behandelt beim Bäcker,
471 was weiß ich, beim Busfahrer und ähnlichem. So was passiert mir wirklich nicht. Mein
472 Leben ist ganz normal. Es ist gewöhnlich. Nur, wenn ich in einen Laden rein gehe. Aber
473 das ist ja nicht so gravierend, dass ich sagen kann, ich werde schlecht behandelt. Zumindest
474 für mich nicht. Ich bin auch in den anderen Ländern gewesen. Das ist sehr gewöhnlich hier.
475 Wenn sie mich nicht anlächeln, wenn sie nicht freundlich sind zu mir, sehe ich das aus
476 einer anderen Perspektive. In meinen Anfangszeiten sah ich das sehr kritisch. Damals sah
477 ich es anders. Ich sehe doch ihr Verhalten zu den anderen Kunden hier auch. Sie sind zu
478 jedem kalt und trocken und wenn sie mal einen anlächeln, ist es meist nicht echt. Aber ich

479 mache diese Erfahrung wo anders, in Stuttgart, wenn ich mit meinen ausländischen
480 Schülern zum Beispiel ins Museum gehe. Das war vor etwa eineinhalb Monaten. Das
481 Interessante daran war, das diejenige, die meine Schüler schlecht behandelt hat, selbst eine
482 Ausländerin war und keine Deutsche. Wir sind ins Museum gegangen. Das war das baden-
483 württembergische Museum. Unsere Schüler wollten einen Bereich besichtigen, wofür sie
484 Eintrittskarten und weiteres hatten. Ich habe von weit hinten mitbekommen, dass diese Frau
485 sich sehr schlecht benommen hat. Ich ging dann vor und habe meine Schüler gefragt, was
486 passiert ist. Daraufhin sagten Sie mir: *«nichts, es ist okay. Wir möchten nicht mehr rein
487 gehen.»* Ich fragte sie: *«Warum wollt ihr auf einmal nicht mehr reingehen?»* Als die Frau
488 merkte, dass ich auch eine Ausländerin bin, kam sie vor und hat angefangen sich bemerkbar
489 zu machen. Dann habe ich sie gefragt, warum meine Schüler nicht reingehen dürfen? Sie
490 sagte mit einem unfreundlichen Ton *«Eintrittskarten!»* Ich sagte, *«sie haben doch
491 Eintrittskarten, sonst würden sie ja nicht reingehen wollen.»* Sie wurde noch unfreundlicher
492 und sagte: *«Ah...ich graatulieeree Ihnen.»* Sie war so unmöglich feindlich. Ihr Verhalten
493 war so dermaßen daneben, dass ich laut wurde und sie gefragt habe, was sie mit dem
494 ganzen bezweckt. Dann wurde sie unsicher und sagte sie, ja, ach so sie haben
495 Eintrittskarten. Ich war vor lautem Ärger so außer mir, dass ich mein Gesicht verzog, meine
496 Stimme erhob und sagte: *«wir wollen rein gehen und das sind unsere Eintrittskarten.»* Sie
497 merkte meine Wut und versuchte freundlicher zu wirken. Es war aber zu spät dafür. So, wir
498 gingen rein und schauten uns alles an. Ich merkte dennoch, dass meine SchülerInnen
499 unsicher geworden waren und dieses Vorkommnis mit sich trugen. Ich versuchte sie zu
500 beruhigen und die Stimmung zu lockern. Ich sagte ihnen, dass sie sich keine Gedanken
501 darüber machen sollen. Sie sei selbst eine Ausländerin und das war bestimmt ein
502 Missverständnis. Jedoch wusste ich selbst, dass das eine reine Provokation gewesen war.
503 Als wir mit der Besichtigung fertig waren, ging ich zum Info Stand dort und ich fragte
504 Leute nach der Leitung des Museums. Der eine Mann am Stand fragte mich nach dem
505 Grund meines Ersuchens. Ich erzählte ihm kurz, worum es sich handelte. So einige
506 Minuten später kam eine Frau, die Leiterin dort. Sie hörte sich das alles an und konnte fast
507 nicht glauben, dass das wahr ist. Sie war sehr entsetzt darüber und wollte wissen, wer das
508 gewesen ist. Normalerweise mag ich es nicht, jemanden anzuzeigen. Aber *«ich muss es für
509 ein mal in meinem Leben machen»*, dachte ich mir. So nahm ich die Leiterin zu der
510 Aufsichtsfrau dort und zeigte demonstrativ mit dem Finger auf sie und sagte: *«Sie war's!»*

511 Die Leiterin hat sich dann bei uns sehr entschuldigt und versprach uns die Sache zu klären.
512 Das heißt, solche Geschehnisse gibt es in der Tat. Wenn wir mit unseren Schülern
513 unterwegs sind, die die Sprache nicht können. Ich bin immer sehr aufmerksam, wenn ich
514 mit denen wohin gehe. In der Bäckerei, Metzgerei, etc. Wenn sie, was bestellen wollen,
515 stelle ich immer wieder negative Reaktionen fest. Vor allem, wenn sie sich nicht in der
516 deutschen Sprache ausdrücken können. Das ist für mich immer ein gutes Beispiel, unseren
517 Schülern vor den Augen zu halten, welche Konsequenzen es hat, wenn sie die Sprache
518 nicht erlernen. «*Man würde euch schlecht behandeln*», sage ich ihnen.
519 Ich sehe überall so ähnliche Schwierigkeiten. Zum Beispiel, wenn ich mit ihnen zum
520 Arbeitsamt, Sozialamt und hier und da gehe. Es ist wirklich schwer. Das heißt, das ist nicht
521 so leicht, wie man denkt. Aber, immer wenn ich dies analysiere, denke ich oft, dass es
522 meistens dann vorkommt, wenn derjenige keine Selbstsicherheit hat und oft wegen der
523 Sprache, und das ist wirklich ein wichtiger Grund, die Sprache, dann kann er sich nicht,
524 äußern, behaupten, sich wehren. So was kriege ich oft mit. Hier und da. Oder, wenn mir die
525 anderen Migranten davon erzählen.

526

527 **Interviewer:**

528 18. Wie würden Sie Ihre Zeit heute beschreiben? Wie fühlen Sie sich heute - nach so vielen
529 Jahren - in Deutschland? Machen Sie inzwischen andere oder immer noch dieselben
530 Erfahrungen? Können Sie mir entsprechenden Situationen erzählen?

531

532 **Frau M.:**

533 Ich denke, damals, als wir hierher kamen, hatten wir völlig andere Probleme als heute. Das
534 waren Existenzprobleme, das waren Probleme der Vergangenheit, die wir mit uns trugen,
535 Das waren Traumaerlebnisse, die wir verarbeiten müssten, etc.. Heute sind die Probleme
536 andere. Es hat sich vieles geändert innerhalb der vergangenen zwanzig Jahre. Ich sag‘ ja,
537 das Leben hat nun einen gewöhnlichen Lauf genommen. Wenn ich Probleme habe, sind das
538 vielleicht private Probleme, oder vielleicht liegen sie in der Familie, oder Arbeitsprobleme.
539 Diese können eine Rolle spielen. Ansonsten fühle ich mich wohl.
540 Was aber für mich trotzdem ein Problem ist, ist die Zukunft. Und das bezieht sich auf
541 meinen Arbeitsbereich. Es gibt eine Unsicherheit für mich. Natürlich sehe ich das nicht so
542 eng und ich sage mir, gut, wenn ich mal arbeitslos bin, dann muss ich halt irgendwie damit

543 leben und eventuell was anderes machen. Dennoch beschäftigt mich das manchmal schon.

544 **Interviewer:**

545 18a. Und wie geht es Ihren Kindern in Deutschland? Unterscheiden sich deren Verhältnis
546 zu Deutschland von Ihrem Verhältnis?

547

548 **Frau M.:**

549 Mein Kind, ähm..., ja, ihm geht es sehr gut. Er sieht sich überhaupt als ein Deutscher. Er
550 unterscheidet sich gar nicht von den deutschen Kindern, und er ist sehr integriert bei ihnen
551 und bei ihren Familienmitgliedern. Er wird eingeladen sogar nach dieser und jener Stadt.
552 Auf jeden Fall ist er sehr beliebt und ihm fehlt in dieser Beziehung nichts.

553 Meiner Meinung nach hat mein Sohn eher Probleme mit dem Beziehungsaufbau zu den
554 Iranern. Da sehe ich Schwachpunkte in ihm. Es ist sehr leicht für ihn, zu den Deutschen
555 Beziehung aufzubauen. Und er kann sich bei ihnen sehr leicht behaupten, einbringen.

556 Mit den Iranern, ich weiß nicht, vielleicht liegt es daran, dass unsere Kontakte zu ihnen
557 nicht so verbreitet sind. Das hat auf jeden Fall Einfluss darauf. Die Sprache ist der andere
558 Faktor. Ein Kind, das über perfekte Deutschkenntnisse verfügt und sich in persisch
559 aufgrund seines schwachen Wortschatzes eher mühsam unterhalten kann, kann sich nicht
560 da wohl fühlen. Auf jeden Fall, denke ich, dass er sehr zufrieden und sehr glücklich ist, und
561 keine Probleme hat. Der Unterschied zwischen seinem Verhältnis zu Deutschland und
562 unserem Verhältnis ist, hm... meiner Meinung nach gibt es Sachen, Angelegenheiten für
563 mich, wie, was weiß ich meine Beziehung zu dem Iran und Iranern. Sie unterscheiden sich
564 sehr von seinen. Und ebenso zu den Deutschen, ähm..., ich denke er hat es viel leichter als
565 ich. Das heißt, dass ich, äh... was weiß ich - er ist halt ein Kind - aufgrund meines sozialen
566 Umfelds, oder aufgrund meiner Arbeit, vor allem, weil es da viele Ausländer gibt, andere
567 Erlebnisse habe, andere Sachen sehe, positive und negative. Gut das ist für ihn gar kein
568 Thema. Er ist noch nicht so weit, dass er das sehen kann, dass er das analysieren kann.
569 Meine Beziehungen sind ein Gemisch aus Beziehungen zu den Iranern, zu den anderen
570 Ausländern und zu den Deutschen. Seine sind hauptsächlich deutsch.

571

572 **Interviewer:**

573 19. Wie ist Ihr Verhältnis zu den Iranern in Deutschland heute? Wie erleben Sie sich in der
574 iranischen Gemeinschaft?

575

576 **Frau M.:**

577 In äh...Tübingen, wenn ich uhm... denke..., Ähm... äh... wenig. Ich habe nicht all zu viele
578 Kontakte zu den Iranern. Ich bin wegen meiner Arbeit auch mehr in Stuttgart als in
579 Tübingen. Wir haben ein paar Freunde hier, die wir auch treffen. Gut, früher, wegen
580 unserer politischen Aktivitäten und ähnlichem gab es zu den Iranern viel mehr Kontakte,
581 auch in Tübingen. Ich habe viele iranischen Freunde in den anderen Städten in
582 Deutschland, und nicht hier. Vor allem zu den iranischen Frauen habe ich viele Kontakte.
583 Das sind entweder Frauen, die ich durch meine Aktivitäten schon im Iran kannte, oder von
584 den alljährlichen drei tätigen „*Frauen International*“ Seminaren. Ich möchte nicht
585 verallgemeinern. Es gibt solche und solche. Mit vielen konnte ich nicht. Zu vielen haben
586 wir unsere Beziehungen unterbrochen. Das waren teilweise, was weiß ich Leute mit denen
587 wir jahrelang politische Rechercharbeiten geleistet hatten. Das heißt, dass im Laufe der
588 Zeit gingen einige Beziehungen zu Nichte und einige wurden gestaltet. In Tübingen, wie
589 gesagt, habe ich gute und schlechte Erfahrungen gemacht. In Tübingen habe ich mich
590 schnell zurückgezogen.

591 Ich denke im allgemeinen, dass die Iraner, die nach der Revolution hierher kamen, ein
592 bisschen offener geworden sind, ein bisschen lockerer, ein bisschen ähm... vielleicht
593 besonders in der Ehe-Beziehung, in der Mann-Frau-Beziehung. In den Anfängen, als wir
594 hierher gekommen waren, war die Zahl der Scheidungen zum Beispiel sehr hoch bei den
595 iranischen Migranten im Ausland. Ich denke, dass das Meinungsbild über die Familie sich
596 ein bisschen geändert hat. Meiner Meinung nach ist das ein bisschen besser geworden. Es
597 war ein sehr großer Schock für die Männer, wenn ihre Frauen sie verließen. Aber ich
598 denke, dass gerade dieser Schock hatte den Effekt, dass sie in ihren nächsten Beziehungen
599 mehr auf die Rechte der Frau, auf die Gleichberechtigung achteten. Ich sehe besonders
600 auch bei den iranischen Frauen große Veränderungen, vor allem, weil ich mit ihnen in
601 enger Beziehung stehe. Das ist aus meiner Sicht sehr positiv. Das sind Frauen, die aus dem
602 Iran hierher kamen und gut selbständig geworden sind. Sie haben schneller als Männer die
603 deutsche Sprache gelernt, sind schneller als Männer einer Arbeit nachgegangen. Ich denke,
604 dass sie sich hier, in der Gesellschaft viel leichter eingefunden haben. Und ich für mich,
605 sehe wirklich erfolgreiche Frauen, nicht alle, aber ein Teil von ihnen. In verschiedenen
606 Bereichen, wie in der Malerei, in der, was weiß ich, ähm... Musik, in der Arbeitswelt und

607 so weiter und so fort. Und, wie gesagt, ihr Meinungsbild über die gesellschaftlichen
608 Phänomene, wie zum Beispiel über die Homosexualität, was früher überhaupt ein Tabu
609 war. Die meisten Iranern verhalten sich nun viel offener. Sie verstecken sich nicht mehr
610 unter einem politischem Mantel und ähnlichem. Sie zeigen sich, wie sie eben sind. Die
611 feudalistische und patriarchische Sichtweise ist verschwunden. Ich erlebe diese
612 Entwicklung, wie gesagt, als sehr positiv. Es ist sehr herrlich und positiv für mich, diese
613 soziokulturelle Wandlung mitzuerleben, zumindest in dem Milieu, in dem ich mich
614 bewege.

615 Im allgemeinen kann ich aber auch sagen, dass die neu angekommenen Iraner - Ich habe
616 sehr viel mit ihnen zu tun - Sie haben eine andere Kultur. Ich mag diese Kultur nicht so.
617 Zum Beispiel die Iraner, die zu unserer Schule kommen. Es sind meistens junge Iraner, die
618 neu aus dem Iran gekommen sind und Deutsch lernen wollen. Die kommen meistens zu
619 uns, weil in Stuttgart bekannt ist, dass es unsere Schule gibt, und dass die Leitung eine
620 Iranerin ist. Es gibt einige spezifische Probleme, wie zum Beispiel beim Zahlen, beim sich
621 Benehmen. Ich vermisse bei ihnen die soziokulturelle, politische Motivation. Ich will nicht
622 sagen, dass sie nicht politisch sind, aber sie sind weniger Intellektuell. Es fehlt an
623 Weltoffenheit. Sie sind viel mehr auf die Oberflächlichkeit fixiert. Ellbogen-Mentalität,
624 andere Werte dominieren leider.

625 Nun hoffe ich, dass ich mich irre, und dass es solche wenig gibt. Dazu kommt, dass der
626 Altersunterschied sehr groß ist. Meine Beziehung zu diesen Landleuten
627 beschränkt sich halt auf die schulische und/oder soziale Angelegenheiten. Ich bin eher eine
628 Helferin, eine Ansprechpartnerin für sie.

629

630 **Interviewer:**

631 20. Was bedeutet für Sie Migration? Was verbinden Sie mit dem Wort Migrant?

632

633 **Frau M.:**

634 Ähmm..., meiner Meinung nach ist jeder ein Einwanderer, der aus irgendeinem Grund, sei
635 es aus wirtschaftlichen, sei es aus sozialen oder aus politischen Gründen, seine Heimat
636 verlässt und sich in ein anderes Land begibt und darauf hofft, ein anderes Leben führen zu
637 dürfen, als das, was er in seinem Heimatland durfte. Nun könnten wir das ganze von
638 einander unterscheiden und sie aus unterschiedlichen Perspektiven, und in anderen

639 Dimensionen betrachten. Für mich sind die Politischverfolgten keine richtige Migranten,
640 besser gesagt keine gewollte Migration. Es gibt ein Zwang dahinter, dass du gehen musst,
641 weil du in deiner Heimat nicht bleiben kannst. Migration basiert für mich auf Freiwilligkeit.
642 Du kannst gehen und kannst zurückkehren. Aber derjenige, der politisch verfolgt ist, hat
643 keinen anderen Weg als zu gehen und zu bleiben. Da können wir, was weiß ich, sagen: eine
644 zwangsläufige Migration. In diesem Fall würde ich es eher Exil nennen.

645

646 **Interviewer:**

647 21. Was hätte man früher tun können, um Ihnen die Eingewöhnung zu erleichtern?

648

649 **Frau M.:**

650 Ich denke, dass die europäischen und nordamerikanischen Länder, in denen das
651 Flüchtlinsthema und somit die Menschenrechte sehr wichtig sind, den Menschen die
652 Möglichkeit und das Recht einräumen müssen, dass sie in ihre Länder einreisen dürfen. Sie
653 müssen die Praxis ihrer politischen Handlungen überdenken. Solange in den Ländern, wie
654 in unserem Land, diktatorische Systeme existieren, muss es einen Lösungsweg geben, den
655 Menschen aus der Unterdrückung und Würdelosigkeit zu helfen. Wenn ich an die vierzehn-
656 , fünfzehnjährigen Jugendlichen denke, die ihr Leben in den Gefängnissen verbringen
657 müssen, sehe ich das als selbstverständlich, dass man hierher flieht. Selbst die Menschen in
658 Afrika, deren Hungersnot ein Resultat der miserablen Weltpolitik ist, haben das Recht,
659 dahin zu gehen, wo sie ein würdiges Leben führen können. Das sind ja gerade die
660 Industrienationen; die wirtschaftlich und politisch mächtigen Länder, die für das
661 wirtschaftliche und politische Elend des Rests der Welt verantwortlich sind. Wer spielt
662 denn eine Rolle in der irakischen oder afghanischen Politik?! Das spielt alles eine Rolle,
663 warum Menschen fliehen müssen.

664 Ich denke, dass jeder, der hierher kommt, das heißt, egal ob es sich (bei ihm) um eine
665 Emigration handelt oder um eine politische Verfolgung, der ist in erster Linie mit den
666 Behörden, mit der Verwaltung und ähnlichem konfrontiert und viel weniger mit der
667 Normalbevölkerung. Ich denke, wenn es ein gut durchdachtes, gut organisiertes
668 Migrationsprogramm gäbe; das heißt, wenn es zum Beispiel ein Programm für die
669 Erlernung der deutschen Sprache gäbe und zwar in den Anfängen und nicht erst nach ein,
670 zwei Jahren. Sodass so eine Möglichkeit zu Stande kommt, dass man sein erstes Problem

671 lösen kann, nämlich das Problem der Kontaktaufnahme. Später dann könnte man uns die
672 Wege aufzeigen. Man könnte zum Beispiel einem beraten, was die Arbeit anbelangt; was
673 auf einen zukommt, wenn er anfängt zu studieren, und so weiter und so fort. Ich denke,
674 dass man sich auf diese Weise viel leichter zurecht finden kann, als dass man in seiner
675 chaotischen Situation allein gelassen wird. Du weißt nichts, und erst nach ein, zwei Jahren
676 Stillstand kriegst du mit, dass es einen Deutschkurs gibt, den du erst dann besuchen kannst,
677 wenn du seinen Anforderungen gewachsen bist. Du gehst dann dahin. Egal, ob der gut oder
678 schlecht ist. Was du dann machen wirst, ist ungewiss. Du kannst überhaupt kein
679 bestimmtes Ziel vor Augen haben. Ich denke, dass, wenn sie äh....die Möglichkeiten, die es
680 gibt, vernetzen würden. Wenn sie mit einander verbunden wären. Ich weiß nicht, aber ich
681 habe gehört, dass so ein System bereits in Malaysia existiert; es gibt in... - was weiß ich - in
682 Kanada; es gibt in Amerika. Das heißt, dass, wenn sie zwischen den Gegebenheiten hier so
683 eine Verbindung herstellen würden, könnte man sie vielleicht leichter annehmen, in
684 Anspruch nehmen. Man könnte andererseits auch leichter akzeptiert, angenommen werden.
685 Natürlich kann ich keine Kontakte aufnehmen, wenn ich nach zwei, drei Jahren Aufenthalt
686 hier nicht mal ein Wort aussprechen kann. Wie viele von uns können sich zum Beispiel in
687 englisch unterhalten, sodass sie in Kontakt treten?. Ich denke, dass man dann viel besser zu
688 recht kommt mit den Problemen, die es hier gibt. Dann, für die nächste Stufe bleibt meine
689 Beziehung zu den Leuten übrig. Dort kommt es darauf an, - wie sagt man? - was meine
690 positiven Eigenschaften, meine Stärken sind, die in mir stecken, und wie ich sie ausnutzen
691 kann, um von den Möglichkeiten, die es hier gibt, zu profitieren. Das hängt dann von mir
692 ab. Sodass sie dann sagen dürfen, dass äh... - was weiß ich - diese Dame es versäumt hat.
693 Sie ist so und so... Ich denke, dass man sich so isoliert, so verloren fühlt, weil diese
694 Koordinierungen, diese Vernetzung der Integrationsmaßnahmen, die tatsächlich von so
695 großer Bedeutung sind, nicht zu Stande kommen.

696

697 **Interviewer:**

698 22. Und was würden Sie sich heute an Unterstützung für sich und Ihre Familie wünschen?

699

700 **Frau M.:**

701 Unterstützung?... (lacht) gar nichts (lacht) ich will gar nichts, (immer noch lacht) weil ich
702 denke, dass wir nun, was weiß ich, (lacht) in Kontakt zur Zivilbevölkerung stehen und

703 wenn es um die Behörden oder ähnliches geht, verhalten wir uns wie die anderen
704 Deutschen. Wir verhalten uns so wie sie. Wenn es nun von der anderen Seite uns gegenüber
705 anderes verhalten würde, liegt es an andere Aspekte.
706 Ansonsten habe ich gar keine Erwartungen an diese Gesellschaft. Wir stehen auf eigenen
707 Füßen, sind selbständig und schreiten voran. (Frau M. und Interviewer lachen)

1 **A.1.2 Herr J.**

2

3 **Interviewer:**

4 1. Seit wann leben Sie in Deutschland? Und in Reutlingen?

5

6 **Herr J.:**

7 (lacht) Soll ich diese auf persisch sagen, oder...?

8 **Bem.:** Herr J. hat eine humorvolle Art zu sprechen.

9

10 **Interviewer:**

11 Ja, auf persisch...

12

13 **Herr J.:**

14 Okay! Ja, das war 1364, als ich aus dem Iran raus ging - was dem Jahre 1985 gleich
15 gestellt ist -. Das heißt ja eigentlich, dass wir fliehen und hierher kamen.

16 Wie ich auch bereits gesagt habe, man kann nicht so genau sagen, aber es war sehr
17 schwer für mich zu kommen. Diese Fragen, stellt man einem auch in der Anhörung. «*Ja*
18 *wer bist Du, was ist los...*»

19 Man kann nichts, aber auf jeden Fall mit ach und krach kamen wir hier an.

20 Ich bin ja (lacht) wie man sagt, meine Probezeit (Herr J. und Interviewer lachen) von
21 Berlin nach Karlsruhe, von Karlsruhe nach Tübingen, und von Tübingen ja auch nach
22 Reutlingen, ungefähr so etwa vier Monate dauerte es. Drei bis vier Monate dauerte es.

23

24 **Interviewer:**

25 2. Sind Sie direkt aus dem Iran hierher gekommen?

26

27 **Herr J.:**

28 Gut, es war indirekt. Das war ja das Land Türkei, wohin wir zuerst gingen. Dann von
29 der Türkei nach Bulgarien, von Bulgarien in die ehemalige DDR. Und dann von der
30 DDR nach Westberlin.

31

32 **Interviewer:**

33 3. Was hat Sie gerade nach Deutschland geführt? Und speziell nach Reutlingen?

34

35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68

Herr J.:

Ehrlich gesagt... nach Deutschland kamen wir ja selbe, ähm...(lacht laut), aber nach Reutlingen - wie man der Volksmund sagt - brachten sie uns (Herr J. und Interview lachen). Das war halt das Schicksal. Sie verteilten die Flüchtlinge um. Und wir wurden nach Stadt Reutlingen geschickt.

Wissen Sie, das Anliegen war halt die Flucht. Ich konnte sogar in der Türkei bleiben. Aber die türkische Gesellschaft und Ökonomie und des Weiteren... ähm... Und in der Zeit, als ich da war...sie gefiel mir gar nicht. Sie hatte keinen Platz in meinem Herzen. Vielleicht ist sie heutzutage okay., aber damals nein... Ähm, damals, ähm...das Leben dort ist halt anderes. Wie in der Zeit vom Schah, sich betrinken, Prostitution, Unsicherheiten auf den Straßen, das gegenseitige Morden an und mit PKK, Kurdenproblematik... Ein unsicherer Staat eigentlich.

So, das heißt, dass es damals so war, dass man sagte, dass Deutschland Asyl gewähren würde, Holland und Dänemark, und...Asyl gewähren würden. Auf jeden Fall wir, ja wir dachten: wir wollen ja irgendwo hin gehen, wo es einigermaßen besser ist als im Iran und Türkei und so...Und so entschieden wir uns für Deutschland.

Interviewer:

4. Wenn Sie sich einmal an Ihre bisherige Zeit in Deutschland zurückerinnern, wie war Ihre Zeit in Deutschland? Erzählen Sie mir bitte von Ihren ersten Eindrücke in Deutschland.

Herr J.:

Es gab sehr viele Dinge, die es ja in unserem Land nicht gab, oder wenn es die gab, hat man sie nicht so wahrgenommen. Gut! Wir konnten ja z.B. nicht in die Häuser der Deutschen reinschauen und uns ein Bild davon machen, ob sie gut situiert sind, und wie sie leben, oder, wie sie arbeiten. Das war uns allen fremd. Und es ist heute noch so. Wir haben nicht so viele Kontakte und so. Oder das es ein familiäres Kommen und Gehen gibt, und so... Aber im großen und ganzen fand ich es viel besser als in meiner eigenen Heimat und so... oder Türkei, Bulgarien...Und die Erzählungen, die herum gingen, war nicht allzu unwahr. Ich hatte guten Eindruck. Allein, dass sie uns aufnahmen, war das sehr viel wert. Ich hatte positive Eindrücke, bis..... wir nach Reutlingen kamen. Und so allmählich - wie sagt man es? - das Problem von uns Flüchtlinge ist es, dass, wenn wir hierher kommen, nicht zunächst einmal mal mit den Doktors, Ingenieure, Studierenden

69 und so Persönlichkeiten zu tun haben. Es sind ja - entschuldige mich bitte - entweder -
70 wie sagt man es - sind es sexuell gestörte, ähm... In erster Linie ist das Sprachproblem.
71 So fängt dieses Leben, ja diese erste Freundschaft mit den Menschen an - wie sie selbe
72 sagen - mit Menschen der dritten und vierten Klasse dieser Gesellschaft. So, dass man
73 sich nicht hätte anpassen können mit den anderen. Und jener Kontakt, oder jenes
74 Instrument, das eine Verbindung darstellte zwischen uns Ausländer, oder uns Iraner und
75 den Deutschen, waren entweder Drogenabhängige oder Abzocker; dann waren es
76 Diebe; es waren Dealer (lacht) - wie sagt man - ich weiß nicht, wie ich es beschreiben
77 soll. Es waren Landstreicher... ähm... Das waren diese Schichten. So wurden unsere
78 Kontakte gestaltet. So begriffen wir..., das heißt hier und da. Unsere Kontakte
79 anfangs... Ich denke, wir alle Flüchtlinge, 90% von ihren Kontakten ist so wie
80 beschrieben. Sie wissen es selbst. Mit solchen Menschen zusammenzuleben und mit
81 ihnen ein Kommen und Gehen zu pflegen, bewirkt eine Charakterübernahme. Sie sind
82 ja Sozialpädagoge. So fängt das ja an... - wie der Volksmund es sagt.
83 Ich selbst bin einer von denen, der es ganz und gar falsch gemacht hat. Aber, wenn ich
84 zurückdenke, sage ich mir dann: Okay! Ich habe mich geirrt, aber was ist dann mit den
85 Anderen? Warum dann auch die anderen? Sie wussten doch besser als ich Bescheid.
86 Und wie auch immer man sich mit dieser Frage auseinandersetzt, waren sie doch besser
87 daran Sie wussten mehr Bescheid als ich, und waren schlauer. Warum dann sie?! Das
88 waren die Probleme. Und auch heute noch ist dieses Problem nicht behoben worden.
89 Wir sehen ja oft, dass die meisten Flüchtlinge sowohl in der Vergangenheit, als auch in
90 Gegenwart mit Dieben und Dealern und so Personen in der Gesellschaft eher in Kontakt
91 treten können, ja besser gesagt eher von solchen Deutschen angenommen werden
92 können als die anderen Schichten.

93

94 **Interviewer:**

95 5. Wie war z.B. Ihre erste Begegnung mit den Deutschen? Können Sie mir bitte diese
96 Situationen erzählen; würden Sie mir Ihre damaligen Gefühle/Empfindungen
97 beschreiben?

98

99 **Herr J.:**

100 Ich sage ja, ich war kein Kind, als ich kam. Aber, ähm... ich konnte nachvollziehen, ja
101 ich hatte Verständnis dafür. Ich konnte ihnen Recht gegeben. Man kann nicht viel zu
102 große Erwartungen haben. Aber in großen und ganzen war ja das Ziel, hier leben zu

103 können. Das waren solche Probleme. In unserem eigenen Land waren ja auch Afghanen.
104 Die Iraner selbst hatten tausend und eine Makel, aber da daran waren Afghanen Schuld.
105 Gut, hier ist es auch üblich. Hier sagen sie es auch. Aber ich persönlich hatte keine so
106 nennenswerte Erwartungen hier. Und ich wollte mich ja auch nicht damit
107 auseinandersetzen.

108 Das Verhalten der Deutschen mir gegenüber war ja verhältnismäßig gut, nicht schlecht.
109 Aber ich wurde sowohl in der Vergangenheit, als auch heute noch als ein
110 minderwertiges Wesen beäugt. Und man kann diese Tatsache nicht vernichten. Heute
111 noch, nach so vielen Jahren, viele, die mir auf den Straßen begegnen, beäugen mich halt
112 irgendwie, wie ein unwürdiger Mensch. Das sind Kneipeinhaber, Spielhalleninhaber,
113 Arbeiter von z.B..., Menschen verschiedener Typen, Kirchenmenschen... Schau' mal,
114 ich habe nun mal mit vielen verschiedenen Menschen zu tun, Kontakt. Aber trotzdem
115 sehen sie einen mit kritischen, ja unsicheren Blicken. Oder sie denken so. So z.B. in der
116 Einrichtung, diese wo ich schon seit vier Jahren arbeite, ähm... äh..., wenn wir aus der
117 Firma raus gehen, kennt dann niemand Niemanden (lacht). So ein äh... Man, weil ich
118 Flüchtling bin - wie der Volksmund es sagt - fremd bin, gebe ich ihnen recht. Oder ich
119 denke gar nicht an so was. Weil sie wahrlich recht haben. Was willst Du denn damit
120 machen?! (Herr J. und Interviewer lachen). So muss man es ganz und gar vergessen.
121 Muss man mit Dem eben leben, wie sie selbst es auch tun.

122

123 **Interviewer:**

124 6. Wie haben Sie sich damals in der iranischen Gemeinschaft hier gefühlt? Wie war Ihre
125 erste Begegnung mit Ihren Landsleuten hier? Können Sie mir erzählen, welche
126 Erfahrungen Sie da gemacht haben?

127

128 **Herr J.:**

129 Meine Erfahrungen... Wie soll ich es Dir sagen, weil in der Zeit, als wir kamen... Gut!
130 Die Iraner kamen aus verschiedenen Regionen Irans, mit unterschiedlichen
131 Eigenschaften und Sitten. Mit unterschiedlichen Denkweisen. Ähm..., weißt Du, wir
132 waren uns untereinander auch noch fremde. Das ist richtig, dass wir alle Iraner waren,
133 weil derjenige, der aus *Abadan* gekommen war, oder aus *Shiraz*, gut ich kannte ihre
134 Mentalität ja nicht. Klar, dass sie Iraner waren, aber sie hatten eine andere
135 Nationalität..., natürlich Nationalität bezieht sich ja auf die Staatsangehörigkeit.

136 Sie gehörten halt den verschiedenen Provinzen, und jeder hatte - wie gesagt - seine
137 eigene Sitten und Eigenschaften. So, wir waren uns halt fremd. Aber gut, in großen und
138 ganzen lebten wir miteinander, weil man uns ja zusammengeschnitten hatte in einem
139 Haus. Und das einzige was uns verband, war die persische Sprache, in der wir uns
140 verständigen konnten. Die Empfindungen unseres Nächsten verstanden wir aber nicht.
141 Nur, dass wir persisch miteinander sprechen konnten, und dass wir verstanden, was der
142 andere sagte. Dann - wie ich bereits sagte - von diesem Heim und jenem Heim und dem
143 anderen Heim gab es niemanden der richtig ausging aus den Häusern. Und, wenn
144 irgendjemand ausging, wurde er letztendlich entweder wahnsinnig, oder starb. In
145 diesem Friedhof hier haben wir Märtyrer der Überdosis, oder Leute, die aus Einsamkeit
146 dahinvegetierten, oder Aids krank geworden waren und daraufhin starben. Ähm... und
147 die anderen schließlich; irgendwie verschlechterte sich ihr Lebenssituation. Ich kann
148 sehr locker sagen, dass vielleicht 93 oder 94% der Leute hier wurden kaputt. Und nur
149 die restlichen 7 oder 8% konnten, äh... und das auch - wie soll ich sagen -?

150 Es war weniger ersichtlich, dass die Leute sich hocharbeiten konnten, dass sie etwas
151 lernten... Es passierte schon mal, aber das konnte man an den Finger ablesen von so
152 vielen, die ich kennenlernte. Jeder von ihnen hat ja seine eigene Geschichte. Und um
153 das alles zu erzählen, zu analysieren, und zu diskutieren, muss man sich hinsetzen und
154 oh waja monatelang darüber sprechen.

155 In großen und ganzen will ich sagen, dass wir, als wir hierher kamen, ja nur die
156 persische Sprache als eine Gemeinsamkeit hatten. Sonst gab es sehr viele Ansichten,
157 Ideen, und Selbstdarstellungen. Es gab ja... ähm. Das gute daran hier war, dass man
158 einfach seine Meinung sagen konnte. Wir hatten Anhänger der Partei Gottes, Verräter,
159 und - wie sagt man? - Spione, die dann fortgingen.

160

161 **Interviewer:**

162 7. Können Sie mir erzählen, wie das für Sie war, in einem fremden Land zu sein, zu
163 leben? Was waren Ihre Gedanken damals? Beschreiben Sie mir bitte entsprechende
164 Situationen.

165

166

167 **Herr J.:**

168 (lacht)... ähm, ich äh..., wenn es..., weil die Frage ein wenig lang war. Bitte
169 wiederholen Sie die Frage, wenn es möglich ist.

170

171 **Interviewer:**

172 Selbstverständlich

173

174 **Herr J.:**

175 Sie sagen, wie meine Gefühle, ähm... Empfindungen in einem fremden Land waren?
176 Richtig? Wie ich bereits sagte, hatte ich keine spezifische Erwartungen. So was wie,
177 dass man mich drückt, oder umarmt, oder mich küsst und sagt: Willkommen,
178 oder.....Und in meinem Leben ist mir schon passiert, dass ich – nicht in den
179 europäischen Ländern, aber ich bereiste ja auch andere Städte Irans - so selbst dort das
180 Leben. Selbst derjenige Iraner, der z.B. merkte, dass da jemand aus Teheran nach
181 Kurdistan gekommen war, war es für sie z.B. sehr... Ich hatte das Gefühl, dass es ihnen
182 wichtig war, oder zumindest flüsterten so, als ob.

183 Gut, das war auch... ähm... ich hatte solche Dinge in meinem Leben gesehen und so
184 war so etwas normal für mich. Das quälte mich nicht so besonders. Aber, gut, jeder
185 Mensch hat ein Gefühl, weil er weit weg von seiner Heimat ist. Weit weg von seiner
186 Familie, gut jeder ist halt so. Selbst, wenn jemand – bitte entschuldigen Sie mich –
187 einen Hund im Iran hatte, oder in der Gegend, wo er lebte, selbst, wenn er einen Hund
188 hatte, so hat er halt Sehnsüchte, und egal auch für einen Spatzen, Katze, Kuh, ...
189 irgendetwas... Gut, der hat halt solche Sehnsüchte, solche Sorgen - wie der Volksmund
190 sagt - für was auch immer. Er schickte sich für irgendwas halt ins Exil. Allein das ist ein
191 wichtiges Thema, dass, was passiert, dass man seine Heimat verlässt und hierher
192 kommt. Allein das ist ja... ähm...Ich denke, dass ist ein Lastwagen voller Schmerz
193 und Sorgen (lächelt). Da braucht man nicht darüber zu reden oder diskutieren. Wir
194 hatten alle dieses Gefühl. Fremdheit, ... Der Wunsch, dass es eine Möglichkeit gibt,
195 zumindest fünf Minuten mit der Familie, mit seiner Mutter sprechen zu können. Das
196 war ja damals sehr rar. Dass man z.B. mehr telefonische Kontakte hatte. Das war eher
197 schriftlich. So halt, alle Leute hatten dieses Problem. Sehnsüchtig, so war jeder damit
198 involviert. Mit seiner Heimat, seiner Eltern, es war halt so. Dazu kam das Problem der
199 Abschiebung, das dazu führte, dass viele regelrecht explodierten. Das ging ja nicht
200 zurückzugehen. Viele, ja ich rede von mir, ich wusste nicht, was passieren wird, was
201 lauerte uns demnächst. Gut, Gott sei dank - ich sage ja - es gab Leute, die weggehen
202 wollten, und die gingen fort. Und die, die blieben, haben noch heute zu kämpfen, und
203 leben von Tag zu Tag.

204 **Interviewer:**

205 8. Was war Ihre wichtigste Erfahrung in Deutschland? Gab es eine Erfahrung, ein
206 Ereignis, das für Sie und für Ihr Leben hier, Ihr Befinden, Ihre Empfindungen, auch
207 nachhaltig, von großer Bedeutung ist? Können Sie mir von diesen Erfahrungen und
208 Erlebnissen erzählen?

209

210 **Herr J.:**

211 Auf diese Frage, die Sie mir stellen, die Erfahrung, oder was das war, oder so....Ich
212 realisierte nach Monaten, ja nach einem Jahr vielleicht machte ich die Erfahrung, dass
213 auch, wenn man uns im Iran nicht kriegen konnte, ja nicht toten konnte, kamen wir
214 hierher und jeder von uns - auch die, die so was gar nicht kannten - Es gab ja welche,
215 die das machten, kannten. Aber in großen und ganzen, als ich mich umschaute, merkte
216 ich, dass selbst der Staat hier, die Polizei hier wollten, dass wir alle irgendwie zu Nichte
217 gehen, irgendwie auf die Nase fallen. Und so war es auch. Ich kann ja locker sagen,
218 dass fast alle, ähm... 90% der Iraner hier hatten entweder mit Drogen zu tun, oder mit
219 Diebstahl. Und das - wie wir es anfangs erfuhren -, und das war eine meiner größten
220 Erfahrungen. Die Polizei übernahm gar nichts. Sie warteten, bis die Kacke am dampfen
221 war, dann schickten sie einen nach dem anderen ins Gefängnis, oder in die Therapie.
222 Aber insgesamt, dachten die Leute, - ich glaube nicht, dass irgendjemand es war, und
223 wenn sie es waren - als sie hierher kamen, dachten sie, dass wenn sie hier Diebstahl,
224 oder Illegalität begaben, wäre es erlaubt gewesen. Und als ob gerade eben Flüchtlinge
225 diese Delikten begehen dürften. Jeder tat es auf seiner Art und Weise. Und derjenige,
226 der es nicht mochte, nicht rauchte, nicht spritzte, oder so, war z.B. ähm... äh... ihr
227 Finanzbuchhalter. Irgendwie halt, weiß Du? Der eine verkaufte seine Drogen, aber
228 brachte seinen Gelder zu einem anderen, der, ja eine Familie, ja Kinder hatte. Aber, gut,
229 jeder irgendwie hatte seine Hand im Spiel. Und das alles wegen Armut. So jeder tat es,
230 um an etwas Geld heran zu kommen. Und das - wie ich es erfuhr - wollte der hiesige
231 Staat selbst. Die hiesige Polizei selbst. Es war sozusagen systematisch. Und auch
232 heutzutage ist es gleich - natürlich ein bisschen weniger. Und ich machte diese
233 Erfahrung. Und - wie soll ich sagen - das war nicht richtig, was der deutsche Staat mit
234 Flüchtlingen machte (lacht), und immer noch macht. Sozusagen direktes Ausnutzen und
235 nicht indirekt. Und das ist meine Erfahrung, die immer noch Bestand hat. Und sie haben
236 ihre Methode nicht geändert.

237

238
239
240
241
242
243
244
245
246
247
248
249
250
251
252
253
254
255
256
257
258
259
260
261
262
263
264
265
266
267
268
269
270
271

Interviewer:

9. Können Sie mir von Ihren Erfahrungen mit den öffentlichen Institutionen erzählen? Wie begegneten z.B. Ihnen die Beamten im Ausländeramt, Einwohnermeldeamt, oder Sozialamt, usw.? Wie haben Sie sich dabei gefühlt? Was waren Ihre ersten Wahrnehmungen?

Herr J.:

Wie ihr Verhalten war? Wissen Sie? Einerseits, gut wir alle waren immer Ausländer oder Flüchtlinge hier. Wir konnten ihre Sprache - viele auch heute noch - nicht sprechen. Aber selbst damals konnte man erahnen, sehen, einschätzen, ja richtig feststellen, dass sie ja einen nur quälten. Z.B. bei mir selbst - ich war arbeitslos - ein Arbeitsamtangestellter, oder ein Beamter dort machte es mir so schwer. So dass ich weder den Brief lesen konnte, noch... So was wie: Lassen wir diesen zunächst einmal rumtanzen, quälen. Ich selbst hatte solche Erlebnisse. Sie behandelten uns - wie sie selbst sagen - nicht korrekt. Sie hatten uns nur etwas rumspringen lassen. Auch heute noch ist es so. Sie lassen einen nur rumspringen. Ohne irgendeinen Grund; für nichts. Ich sagte ihnen persönlich. Ich sagte ihnen: Ihr seid nur hier, weil wir da sind. Wenn es uns nicht mehr gäbe, wäret ihr ja arbeitslos. Dann müsstet ihr an meiner Stelle Heroin verkaufen, und die Damen müssten sich prostituieren. Das ist so... (Herr J. und Interviewer lachen).

Wer weiß, Gott ist Zeuge, dass sie nicht diese Arbeit verrichteten. Dann kamen sie und wurden Sozialamtzuständige. Sie hatten ja einen Job, weil es Flüchtlinge gab, und doch und trotzdem - ob sie vielleicht eine Anordnung, Anweisung bekommen von irgendjemandem, dass sie ihre Pflicht nicht erfüllen sollen?! Sie machen keine gute, richtige Arbeit - im Allgemeinen meine ich. Sie leisten keine Beratung. Das, ähm. Das sind Dinge, die ich erfahren habe, gesehen habe. Auch die anderen sagen es. Andere Leute, andere Nationalitäten beschwerten sich auch. Sie beschwerten sich. Sie sagen, dass das Arbeitsamt so und so ist. Oder z.B. GWG ist so und so. Irgendwie haben sie sie halt rumtanzen lassen. Haben sie ihre Arbeit nicht rechtzeitig erledigt. Das sind meine Erfahrungen. Ich habe keine guten Erfahrungen mit ihnen.

Interviewer:

10. Können Sie sich an Ihre erste Wohnungssuche erinnern? Wie ist sie gelaufen? Spielte dabei Ihre Nationalität eine Rolle? Wie haben Sie sich dabei gefühlt?

272 **Herr J.:**
273 Über die Wohnung! Wohnungssuche... Gut, wer sucht eine Wohnung? Ein Flüchtling.
274 Und was geben sie dem Flüchtlingen, so dass er eine Wohnung kriegt? Er kann dann
275 z.B. so eine Wohnung mieten, oder ein bisschen kleiner. Das erste Anliegen ist, dass das
276 Geld, das sie ihm geben, ist nicht so viel, so dass er damit ein einigermaßen passendes
277 Zimmer mieten kann. Nun, Sie wissen ja schließlich selbst, das Waschbecken und die
278 Toilette z.B. sind an einem selben Ort; die Küche ist an einem selben Ort. Ähmm...
279 äh... - wie der Volksmund sagt! Ähm... wie sagt man? - die geben etwas Geld, die
280 geben etwas Geld, aber das ist nicht genug, so dass man sich etwas passendes mieten
281 kann. Nun, ja, alle Flüchtlinge oder Leute, die hier waren, mussten in äh... ähm...
282 Gaststätten, Pensionen, wo es halt klein ist, und gemeinschaftlich leben. Etwas, äh...
283 Das heißt, sie gaben ihnen nicht genügend Geld, dass sie einen passenden Ort mieten
284 konnten. Vielleicht z.B. hat eine Familie ein oder zwei Zimmer, die sie vermieten will.
285 Aber das Geld, das sie verlangen für ihr passendes Haus, gibt das Sozialamt, oder
286 Arbeitsamt nicht her. Und diese wiederum z.B. zwang diejenigen, die in ein besseres, in
287 ein normales Haus einziehen wollten, zum Diebstahl, oder Illegalität. Und, wenn sie es
288 nicht taten, und sich mit einem 3x4 großes Zimmer - wie das Gefängnis, oder wie ein
289 Hühnerstahl - oder 2x3, oder 2x2.
290 Ja, die Tatsache, dass das Geld, das sie einem Flüchtling gaben, zu wenig war, und er
291 konnte nichts mieten, zwang ihn dazu, ... Ähm... so..., sie selbst sagten, dass sie selbst
292 auch so lebten.
293 Die Sache, was Sie sagen, gab es auch. Mit vielen Deutschen z.B. Selbst, diejenigen,
294 die eine Freundin hatten, oder in der Pension lebten. Trotzdem gaben sie den
295 Flüchtlingen nicht. Oder sie gaben den Flüchtlingen, die zumindest eine Freundin, oder
296 eine Frau, oder Kind hatten.
297 Dann...äh...meine Angelegenheit, oder wie ich bereits sagte,... ähm... das heißt, wir
298 konnten keinen äh... weiteren, höheren besseren Schritt machen, und dahin gehen, wo
299 andere hingehen. Sie schätzten selbst, ähm... - wie sagt man's - selbst die Ruinen zu
300 viel für uns. Da, weil sie uns nicht so ein Geld gaben, dass wir sagen konnten, ja
301 Herr, ich gebe auch zwei mal Kautions, und das macht nichts aus. Drei bis vierhundert
302 Mark stand - damals war es ja Mark - mir für meine Miete zur Verfügung. Erstens, war
303 das kein Geld. Die Leute kriegten nicht so viel Geld, dass sie etwas mieten konnten.
304 Zweitens gaben, wenn es war, äh... solche Menschen ihre Wohnungen nicht zur Miete.
305 Außer sie waren bekannt. Z.B., wenn dieser den anderen gesagte. Oder z.B. Sie, oder

306 ich selbst. Viele kennen mich bereits, aber, wenn ich eine Wohnung, oder ein Zimmer
307 suche, ist auch noch schwer. Weil es sich schwer findet. Vor allem, wenn sie den
308 Ausländer, oder ausländische Gruppen vermieten sollen. Gut, in dieser Beziehung habe
309 ich halt viele Dinge gesehen. Es gibt halt meine Erfahrungen. Es ist nicht so einfach,
310 dass eine Person in Ruhe, - wie sie selbst – gemütlich leben kann. Sie hatte immer das
311 Problem, dass sie sich die niedrigsten Orten zum Leben aussuchen muss.

312

313 **Interviewer:**

314 11. Wie stellte sich die Arbeitsuche dar? Haben Sie da besondere Erfahrungen gemacht?
315 Spielte dabei Ihre Nationalität eine Rolle? Können Sie mir die entsprechende Situation
316 erzählen?

317

318 **Herr J.:**

319 Ich persönlich... habe auch heutzutage Probleme ... mit der Arbeitsfindung. Und viele
320 andere Flüchtlinge ebenso. Und viele Deutsche; wenn ich mich mit ihnen unterhalte und
321 sage, dass mich seit zwanzig Jahren Sozialamt unterhält, bringen sie ihre Wut damit
322 zum Ausdruck, dass sie auf das Sozialamt, diesen Staat, dieses Regime, auf, ähm...
323 diese Religion, auf diese... schimpfen. So etwas wie, ach du meine Güte, seit zwanzig
324 Jahren unterhält das Sozialamt diesen Typen. Der Typ ist gesund; er kann auch arbeiten,
325 und so weiter, aber er bekommt das Geld vom Volk, äh...- wie sagt man - ähm...
326 Steuergelder. Sozialamt tut das, aber gibt ihnen keine Arbeitserlaubnis. Na, was denkt
327 dann dieser? Was nimmt er an? Wissen Sie, es gibt so viele Personen, Flüchtlinge, die
328 weder den Weg zurück, noch den Weg vorwärts gehen können. Sie müssen hier bleiben
329 mit diesen Schwierigkeiten mit Arbeitsamt, mit dem Problem der Arbeit. Und, wenn sie
330 arbeiten wollen, geben sie keine Erlaubnis. Du bist doch selber Zeuge. So viele
331 Flüchtlinge... Das Arbeitsproblem, das Sie ansprechen, ist immer noch nicht klar
332 geregelt für uns. Und sie stellen einem so viele Stolpersteine, so dass wir nicht einmal
333 anfangen können, ähm... ja eine Entscheidung treffen können, nach einem Job zu
334 suchen, und so. Weil, wenn Sie von Anfang an nicht die Erlaubnis haben, können Sie
335 sich doch nicht überlegen, was Sie machen wollen. Sie sollen erstmal die Erlaubnis
336 dafür geben.

337

338 **Interviewer:**

339 12. Können Sie mir von Ihren Erfahrungen bzw. Ihren Erlebnissen in den öffentlichen
340 Räumen, wie z. B. in einem Restaurant, in einem Kaufhaus, in einem Laden oder
341 Supermarkt, im Sportverein erzählen?

342

343 **Herr J.:**

344 Meiner Meinung ist, dass, das heißt auch anfangs, als wir kamen im äh... Busbahnhof,
345 in der U-Bahn, und so, hatten wir keine spezifische Probleme. Es waren ja aus jeder
346 Nation welche da. In der Diskothek, oder im Restaurant, oder... im Park, in der
347 öffentlichen Orten, gab es keine spezifische Probleme. Weil verschiedene Leute dorthin
348 kamen. Aber gut..., so dass sie uns ähm... schief anguckten oder uns wie... - wie sagt
349 man? – wie... Heimatlose - heimatlose (lacht) waren wir ja schon - beäugten, war es
350 nicht der Fall.

351 So quälten oder beleidigten sie ja nicht so. Zumindest war das nicht für mich so, oder
352 ich erfuhr es nicht. Es war sehr normal, wie unser eigenes Land. Niemand interessiert
353 sich für den anderen. Aber gut, es passierte schon, dass z.B. in einer kleinen Kneipe - ist
354 mir selbst schon passiert, dass ich in eine Kneipe ging, in der alle anderen Deutsche
355 waren und in der ich der einzige Ausländer war. Man beleidigte mich, und
356 dementsprechend (lacht) beleidigte ich auch. Es gab auch Streit zwischen uns. Aber
357 nicht so, dass das z.B. Allgemeingültigkeit haben könnte.

358 Es gab damals ja, Leute... Es gab wenig Diebstähle in den Kaufhäusern und ähnlichen?
359 Gut, schließlich hat doch dieses Kaufhaus einen Besitzer. Es sollte ja nicht so sein, dass
360 wir dorthin gingen und was mitgehen lassen durften. Das ist doch klar. In dieser Strecke
361 der Ringelbachstrasse gibt es Mini Mal, Penny Markt und da oben gibt es
362 Asylantenheim. Sie können ganz klar beobachten, dass... - Gut man hat mich sehr oft in
363 diesen Kaufhäusern gesehen, so bin ich nicht so unter Obacht, ähm... unter die Lupe.
364 Ich gelte als ein Stammkunde, aber gut, ich habe gesehen, ich sehe andere Leute, hinter
365 ihnen immer jemand her läuft, wenn sie zum Einkaufen kommen. Oder sie sind immer
366 unter Aufsicht. Und deshalb, weil es erst der Anfang ist und sie sind noch nicht
367 angepasst. Dann denken sie, dass es hier so läuft, dass seine Tür offen steht und er kann
368 nehmen und in seine Tasche stecken und gehen. Ich sah so was bei den anderen, aber
369 mir selbst ist so was nicht vorgekommen. Z.B. mir persönlich passierte einmal so was,
370 und es war hier in diesem Kaufhaus in der Nähe des Hauses. Da ich aber dort - wie sagt
371 man das?! - ein Stammkunde bin, kennen mich viele derjenigen, die an der Kasse sind,
372 ja die Kassiererinnen. Dann, wir grüßen uns, und so weiter. Eines Tages passierte mir

373 selbst. Da saß eine alte Frau an der Kasse. Sie sagte mir dann, dass ich meine Tasche
374 aufmachen musste. (Herr J. und Interviewer lachen). Ich habe doch immer für den
375 Einkauf eine Tasche bei mir. Ich fragte sie dann, warum ich meine Tasche aufmachen
376 musste? Sie sagte erneut: Du sollst sie halt aufmachen. Dann fragte ich wieder, aber
377 warum, hast du etwas gesehen? Dann sagte sie du musst sie doch aufmachen.
378 Schließlich sagte ich dann: Ich mache sie nicht auf und ich bitte Sie Ihren
379 Geschäftsführer zu holen. Sie rief dann ihren Geschäftsführer an. Der Geschäftsführer
380 kam dann. Zufälligerweise kannte er mich. So begrüßte er mich und fragte, was
381 passierte. Die Frau sagte dann: *«ich sagte ihm, dass er ...»* Ich fragte dann, wie sie sich
382 überhaupt erlaubt, mir so etwas zu sagen? Fragte ich also wie? Ich sagte: *«Das ist kein
383 Problem. Ich mache sie nicht auf, bis die Polizei kommt. Und, wenn die Polizei dann da
384 ist, werde ich diese Dame hier wegen grober Beleidigung anzeigen.»* Der fragte dann
385 wieder: *«Was passierte?»* Ich sagte: *«Ich weiß es nicht, ich bin zum Einkaufen
386 gekommen, und sie sagt mir, dass ich meine Tasche aufmachen soll. Es gibt nichts in
387 meiner Tasche. Aber, es geht um das Benehmen dieser Dame zu mir. Das ist sehr
388 schwer...»* Dann sagte der Geschäftsführer *«Es tut mir leid. Es ist kein Problem.»* Auf
389 jeden Fall wurde die Sache in Frieden beendet.

390 Gut, erstens - sage ich doch, das hat keine Allgemeinheit, dass - so was passiert nicht
391 allen. Das kommt halt mal vor. Das kommt auch für Deutsche selbst vor. Den
392 Deutschen selbst. Nur, das Problem, das ich erzähle, ist, dass die ganzen Leuten, die in
393 diesem Kaufhaus sind, kennen mich, weil ich seit eh und je dorthin gehe zum
394 Einkaufen. Und ich komme nicht, um z.B. nur eine Zigarette zu kaufen. Es gibt solche
395 Probleme. Aber gut, das passiert auch den Deutschen selbst. Aus meiner Sicht ist es
396 nicht wichtig. Wenn sie jemanden klauen sehen, ist es okay. Aber nur so jemanden
397 schuldig machen zu wollen oder ihm Vorwürfe machen zu wollen. Sie haben wiederum
398 Gesetze, so dass man sich dagegen verteidigen kann. Sei es im Supermarkt, oder sonst
399 wo.

400

401 **Interviewer:**

402 13. Wie fühlen Sie sich allgemein in der deutschen Öffentlichkeit?

403

404 **Herr J.:**

405 In großen und ganzen... Gut. Es gibt nun sehr viele Leute, die auch sehr unzufrieden
406 sind. Vom Anfang an wollten sie niemals einem Flüchtlingen seine Rechte geben. Und

407 sie gaben sie nicht. Und sie wollten keine Möglichkeiten Einräumen, so dass einen
408 Zusammenhalt gibt zwischen den Leuten. Es wurden seitens Sozialamt, seitens des
409 Staates selbst sehr viele unsere Rechte unterschlagen. Rechte, die uns, denjenigen, die
410 mit leeren Händen hierher gekommen waren, zustanden. Sie stahlen selbst Dinge, die
411 uns hätten zustehen können.

412 Dann dachten wir: *«Gut im Iran wird auch diese Diebstähle, diese Schmutzigkeiten*
413 *begangen, und hier auch.»* Es gibt halt schlussendlich diejenigen, die aus Unwissen
414 über die deutsche Sprache z.B., oder Nichtverstehen der Deutsch; weil wir in schwacher
415 Position waren, wurden deswegen viele unserer Rechte unter die Füße zertreten, und
416 wir konnten sie nicht kriegen. Und es ist auch heute noch so. Bis heute noch ist es so.
417 Sie geben einem Flüchtlingen nicht seine Rechte. Und, wenn sie was geben, sagen sie:
418 *«Seien sie Eurem Gott dankbar».* Im Leben gibt es halt viele Dinge für jeden Menschen.
419 Er braucht Geld, er braucht Arbeit, er braucht tausend und eine Dinge, die er erledigen,
420 die er kriegen muss...

421 Es gab sehr viele Ungerechtigkeiten. Ich weiß nicht, wie... was... Von jedem z.B. kann
422 man eine Geschichte erzählen. Es war so. In großen und ganzen bin ich persönlich nicht
423 zufrieden.

424 Leute sind halt Menschen. Es gibt keine Unterschiede. Die iranischen Leute sind etwas
425 wärmer, warmblutiger. Diese, nein, etwas kälter und sie ziehen sich zurück. Sie wollen
426 gar keine Kontakte haben mit..., weder mit... mit anderen Deutschen, noch mit einem
427 Fremden, einen anderen Ausländer. Es hat Methode hier. Und wir haben sie akzeptiert.
428 (Herr J. und Interviewer lachen).

429

430 **Interviewer:**

431 14. wenn Sie sich Ihren Arbeitsplatz anschauen, wie würden Sie den Umgang ihrer
432 Arbeitskollegen mit Ihnen beschreiben? Wie war es damals? Und wie ist es heute?

433

434 **Herr J.:**

435 Ja, in Anbetracht dessen, dass ... Arbeit... Arbeit... Ich habe gearbeitet in Deutschland.
436 Ich arbeitete..., ich arbeitete in verschiedenen Orten. Trotzdem, kann man nicht sagen...
437 Die Arbeitgeber waren wirklich okay. Aber gut mit dem Rest der Arbeiter, die Deutsche
438 waren und so hatte ich sehr wenig... - ich sage von meiner Seite aus - sehr wenig
439 Probleme. Und, dass aus der Sicht... ähm... Das ist ja richtig, dass wir Flüchtlinge, ja
440 Ausländer sind, und deshalb etwas Defizit in der Sprache haben. Aber in großen und

441 ganzen war das nicht so schlecht. Das heißt, dass ich keine Feindseligkeiten erfuhr.
442 Arbeitgeber..., und jeder Arbeitgeber, den ich hatte, waren sie gute Menschen.
443 Arbeitskollegen... sage ich doch! Es gab Arbeitskollegen, gut, die Charaktere sind sehr
444 unterschiedlich. Manche von ihnen waren freundlich, manche, nein, so normal halt.
445 Aber, trotzdem - sage ich doch - Es gibt so was überall. Auch im Iran.

446

447 **Interviewer:**

448 15. Wie würden Sie Ihre sozialen Kontakte hier beschreiben?

449

450 **Herr J.:**

451 Was die Beziehungen angeht... - Wie Sie es selbst wissen - wenn man sich mit einem
452 Iraner unterhalten möchte, kann man sich sowohl mitteilen, als auch mitkriegen, was die
453 Gegenperson sagt. Gut! So, nehmen wir jetzt z.B. an, dass ich z.B. dieser unserer
454 Nachbar... Ich fühle es selbst, dass ich mich mit dieser deutschen Person nicht in
455 deutsch unterhalten kann. Verstehst Du das?

456 Gut! Dieser hat Verständnis für mich und so. Und es ist für ihn kein Problem, auch,
457 wenn ich vielleicht tausend Fehler mache, weil er ja doch weißt, dass ich ein Ausländer
458 bin, und, dass das auch nicht seine Muttersprache ist, und alles, was er gelernt hat, hat er
459 so gelernt. Und, ich habe keine so Probleme mit den anderen Leuten in der Gesellschaft.
460 Gut, es gab welche, die darüber geredet haben und gesagt haben, dass sie mich gar nicht
461 verstehen. Dann habe ich gesagt, das ist kein Problem. Dann werde ich langsam,
462 langsam, langsam. Auch, wenn es pantomimisch sein sollte, werde ich Euch irgendwie
463 verständlich machen, was meine Ansichten, meine Gedanken sind, was ich überhaupt
464 von euch will. Was ihre Gesellschaft angeht... - Wie alle es auch wissen, oder wie sie
465 selbst es besser als wir wissen, und es besser beschreiben, oder erklären können, warum,
466 weswegen?

467 Gut, es gibt... ähm... Ihre Beziehung.... ist nicht so... ähm... Sie sind nicht so warm;
468 sind nicht so herzlich, natürlich auch untereinander. Ich kenne z.B. viele, die in ihrem
469 eigenen Land, in ihrer eigenen Stadt leben, und nicht mal alle Jahre ihre Mutter z.B.
470 besuchen, oder anrufen. Oder es gibt ihre Bruder, ihre Schwester; Sie haben seit Jahren
471 gar keine Kontakte zueinander. Sie sind nicht miteinander zerstritten, aber dennoch
472 haben sie auch keine engen Beziehungen zueinander. Und, nach dem... äh.... Jeder, der
473 hierher kommt, bekommt schließlich mit, dass es hier halt so ist. Entweder Tod, oder so
474 wie... (Lacht).

475 Das Leben ist halt so hier. Wenn Sie nun nach Kurdistan gehen würden, würden Sie
476 auch sehen, dass das gar anderes ist. Würden Sie nach Norwegen gehen, werden Sie
477 feststellen, dass die Menschen anders sind. In Niederlande bzw. Holland wirst Du
478 sehen, dass sie in Europa sind, und... Sie sind halt so, und man kann da nichts machen.
479 Und es gibt keinen Einspruch.

480

481 **Interviewer:**

482 16. Wie erleben Sie sich in Ihrem unmittelbaren sozialen Umfeld? Können Sie mir
483 hierzu von Ihren Erfahrungen erzählen?

484

485 **Herr J.:**

486 Das ist doch normal. Man muss... äh... Ich kann nicht auf die Straße, oder dahin und
487 dorthin gehen und sagen, dass ich Iraner bin, oder - wie sagt man das? - ich bin ihr
488 Nachbar, derjenige, der in ihrem Gegend, in der selben Straße wohnt. Ihre Kontakte
489 zu... ähm... - das heißt, wie ich es sagte - wir sind Freunde, wir grüßen uns, aber es gibt
490 keine so der Art Kommen und Gehen. Das heißt, dass ihr Tun, ihr Verhalten und
491 Benehmen nicht schlecht ist. Aus meiner Sicht war das nicht schlecht gewesen. Wir
492 hatten immer ein Small Talk. Na gut, mehr als das hat es halt nicht gegeben. Oder es
493 gab keine Gelegenheit dafür, so dass man sie mehr kennenlernen konnte. Und, das war
494 so, da sie - wie der Volksmund es sagt - auf Abstand sind, distanziert sind. Sie nehmen
495 Abstand, vor allem von Ausländern. Da geben wir ihnen aber auch Recht. In großen und
496 ganzen... sind sie keine schlechte Menschen.

497

498 **Interviewer:**

499 17. Würden Sie mir von den Situationen erzählen, die wiederkehrend sind; von den
500 Erfahrungen, die Sie immer wieder machen und von denen Sie glauben, dass sie etwas
501 damit zu tun haben, dass Sie Migrant sind?

502

503 **Herr J.:**

504 So, Im Hinblick auf... ähm... äh...das Verhalten, was Sie ansprechen. Vielleicht äh...
505 z.B. auf dem Bahnhof. Natürlich, meine ich nicht den Zug so, aber den Bus. Wenn ja
506 eines Tages irgendjemand... Weil... Andererseits darf man sie nicht kritisieren. Weil,
507 wenn z.B. irgendein Ausländer einsteigt und möchte sprechen, oder so. Erstens vergisst
508 der Ausländer selbst, ob ich dahin, oder dorthin. Oder wo ist das. Irgendwie dann mit

509 ähm... um... Umgangssprache - sagt man's hier - kann er nicht sprechen. Der Busfahrer
510 muss, oder (lacht und lacht) diese Sprache, ja mit jener Art mit ihm sprechen. Vielleicht
511 ja z.B. ist ein Busfahrer mal äh... schlecht gelaunt, oder z.B. hat er ein Problem. Dann
512 kommt einer und steigt in den Bus ein. Nun weißt er ja nicht, dass der eine ja deutsch
513 sprechen kann. Dieser denkt, dass alle gestern ihre Länder verlassen und hierher kamen.
514 So will er wie Ausländer sprechen, weil die Ausländer (lacht laut und spricht
515 gleichzeitig ←→ die Aussagen sind dementsprechend nicht deutlich).
516 Irgendwann mal merkst Du..., dass ohne einen Grund... passiert es - Wie Sie es sagen -
517 Sie versuchten mit Du zu sprechen. So dass... äh... irgendwie - Sie selbst sagen:
518 „jemanden verarschen“ -.
519 Aber, gut! Wenn sie merken, dass äh... derjenige es versteht und auch sprechen kann,
520 dann gut, entschuldigen sie sich. In unserem eigenen Land gibt es so was auch (Herr J.
521 und Interviewer lachen). So, es ist, wie es ist. Unangenehm, oder angenehm. Es ist halt
522 so. Aber, wenn man den Mund aufmacht oder spricht, merken sie sich selbst - wie jeder
523 Mensch halt - ihren Fehler. So dass er sich selbst die frage stellt, ähm... warum er
524 überhaupt angefangen hat so zu reden? Sie beäugen alle... ähm... beäugen jeden
525 schwarzhaarigen als einen, der gestern von seinem Land hierher gekommen und zum
526 Asyl geworden ist. Sie wissen nicht, dass es ja viele gibt, die innerhalb von sechs
527 Monaten diese grammatische deutsche Sprache lernen... äh... und in grammatischer
528 Hinsicht besser als sie selbst sprechen. Na ja, nun passieren welche gesellschaftliche
529 Fehler. Vielleicht würde ich anders wahrnehmen, wenn ich jünger wäre. Aber heute, wo
530 ich dieses Alter erreicht habe, ist es nicht sooooo wichtig. Weil, wenn diese Person, der
531 Busfahrer einem, der seit zwei, drei oder einem Jahr, oder sechs Monaten hier ist, selbst
532 „Was machen Du“ sagt, wird der eine Ausländer - weil er ja nur ein paar Wörter weiß -
533 es gar nicht realisieren, wie er überhaupt mit ihm redet. Ich glaube, dass er sogar denkt,
534 dass er gerade dabei ist, ihm zu helfen. (Herr J. und Interviewer lachen)

535

536 **Interviewer:**

537 18. Wie würden Sie Ihre Zeit heute beschreiben? Wie fühlen Sie sich heute - nach so
538 vielen Jahren - in Deutschland? Machen Sie inzwischen andere oder immer noch
539 dieselben Erfahrungen? Können Sie mir die entsprechenden Situationen erzählen?

540

541 **Herr J.:**

542 Wenn ich von mir selbst erzählen würde, sehe ich mein Leben, oder gar meine Zukunft
543 hier nicht hell. Wie sie selbst sagen, ist es schwarz (lacht). Es ist farblos, ist schwarz.
544 Und diese... ähm... dieses ganze Unglück... äh... beruht darauf, dass es in unserem
545 eigenen Land keine Möglichkeiten gab. Und auch, wenn es welche gab - mein
546 Anliegen... ich sage halt von mir, dass ich nicht wegen Tax, oder Telefon, oder äh...
547 äh... Sexshop, oder z.B. Disco hierher kam. So dass ich sage, na gut, ich bin halt für
548 diese Sachen gekommen. Ich hatte politische Probleme, so kam ich und achtete nicht
549 auf Disco oder andere Dinge. Aber im großen und ganzen und trotzdem könnten viele
550 Flüchtlinge hier gute Entwicklungen machen. Aber gut! Sie verhindern sie daran, oder
551 sie erlauben es gar nicht. Dann, gut; das sind diese Verbote, die bewirken, dass viele
552 enttäuscht werden von ihnen selbst. Weil diese ja letztendlich... deren Worte... Die
553 Deutschen sagen ja selbst: *«hier ist ein demokratisches Land; es gibt Freiheit.»* Aber
554 wir haben bis jetzt... - ja richtig, einiges haben wir gesehen - aber vollkommen, in
555 vollständiger Form... sage ich ja, gibt es nicht. Und wir haben es auch nicht gesehen.
556 Wir können auch nicht so sehr urteilen. Aber für mich selbst...in der Vergangenheit...
557 in der Vergangenheit ähm... war es etwas bitter, und so ist es auch jetzt, und es gibt
558 keine Zukunft, auf die ich rechnen kann. Und, wie ich sage, sehe ich meine Zukunft hier
559 schwarz (lacht bitter). Und ich selbst habe mich nun nach zwanzig Jahren entschieden,
560 von diesem Land in ein anderes Land zu gehen, um Asyl zu ersuchen (lacht sehr leise).
561 Vielleicht ist ein anderes Land besser. Aber hier... in dieser Beziehung... - sage ich ja -;
562 sie bringen Dich und schmeißen sie Dich in einen Käfig. Den Rest dann - wie sagt man?
563 - Gott soll einem helfen. Sonst diese... ihre Parole, die sie haben, ihre Logik, die sie als
564 Demokratie bezeichnen. Ist das die Freiheit? Die wird nicht so praktiziert, oder besser
565 gesagt, habe ich sie nicht gesehen. Aber, gut, immerhin ist es nicht so hart, oder schwer
566 wie in unserem eigenen Land Iran. Irgendwie ist es besser... Aber nicht so in einer
567 idealen Weise; 100%

568

569 **Interviewer:**

570 18a. Und wie geht es Ihren Kindern in Deutschland? Unterscheidet sich deren
571 Verhältnis zu Deutschland von Ihrem Verhältnis?

572

573 **Herr J.:**

574 Ich habe keine Kinder

575

576

Interviewer:

577

19. Wie ist Ihr Verhältnis zu den Iranern in Deutschland heute? Wie erleben Sie sich in der iranischen Gemeinschaft?

578
579

580

Herr J.:

581

Meine Verhältnisse zu den Iranern. Ich habe z.B. Freunde von damals, als sie uns umverteiltern, und wir darauf hin in diese Stadt kamen. Wir haben Kontakt zu einander.

582

583

Wir hören von einander. Gut, es gab in diesen zwanzig Jahren, Streitigkeiten, Versöhnungen (Herr J. und Interviewer lachen). Es gab Bitterkeiten, Fröhlichkeiten.

584

585

Aber in großen und ganzen, da ich selbst ledig bin und keine Familie habe, habe keine

586

Kontakte zu den Iranern, die damals alleine hierher kamen, und mit ihnen ich

587

befreundet war, mit denen ich ausging. Aber heutzutage gibt es diese Möglichkeit nicht

588

mehr, weil sie nun Frau und Kinder haben und ich nicht. Und mein Verhältnis zu denen,

589

die keine Frau und kein Kind haben, - wie ich selbst - und die alleine leben, ist nicht

590

schlecht. Und mit dem Rest gibt es ein Small Talk. Und - außer es gibt etwas - Es

591

passierte sehr selten, dass wir irgendwo zusammen sind z.B. zu zehnt, zu fünfzehnt. Die

592

Leute... äh... schließlich sind ja einige von ihnen in die andere Städte gegangen. Und

593

einige von ihnen haben ja Frau und Kind. Und einige von ihnen sind auch wie ich.

594

Natürlich, treffe ich ja einige von den Leuten. Unser Verhältnis ist kein schlechtes.

595

596

Interviewer:

597

20. Was bedeutet für Sie Migration? Was verbinden Sie mit dem Wort Migrant?

598

Können Sie mir erzählen, was Sie darunter verstehen?

599

600

Herr J.:

601

Emigration! Erstens... gut, ich hatte halt Probleme, so entfernte ich mich von meinem

602

Land..., oder besser gesagt floh. Aber den Rest, weiß ich nicht so..... äh... 100%,

603

warum, weswegen... äh... äh... Viele kommen wegen viele anderen Dinge. Ähm... Die

604

Sache mit meiner eigenen Emigration war so, dass äh... , wenn ich im Iran geblieben

605

wäre, hätten sie mich entweder im Gefängnis getötet, ... äh... Letztendlich wäre es z.B.

606

so gewesen, dass sie nicht zugelassen hätten, so dass ich in Ruhe hätte leben können. So

607

emigrierte ich und kam hierher. In der Wahrheit floh und kam ich hierher. Damit sie

608

mich nicht umbringen, damit ich am leben bleibe. So kam ich hierher, ins Deutschland.

609 So..., Was die anderen denken, oder glauben, warum ich kam, oder so. Das ist dann
610 nicht mein Problem (lacht leise).

611 Aber in großen und ganzen, war die Sache mit meiner Emigration so, dass ich mich
612 versuchte zu retten. Und ich tat es und ich war auch erfolgreich. Jetzt schauen wir mal,
613 was die Zukunft mit sich bringt. Unsere Regierung, das Regime der Islamischen
614 Republik soll lockerer, leichter sein, so dass man in sein eigenes Land frei hinreisen und
615 ausreisen kann. So dass sie nicht so arg Probleme machen, einen quälen
616 Wer weißt, vielleicht gehen wir eines Tages auch zurück. (Herr J. und Interviewer
617 lachen)

618

619 **Interviewer:**

620 21. Was hätte man früher tun können, um Ihnen die Eingewöhnung zu erleichtern?

621

622 **Herr J.:**

623 Der deutsche Staat... Wenn sie vom Anfang an... - sie haben uns, uns Iraner
624 untereinander allein gelassen - . Wenn sie schon damals versucht hätten..., So dass eine
625 Freundschaft zu Stande gekommen wäre. Äh... uhm...uhm... Er hätte uns z.B. helfen
626 können; so was wie „*sag das nicht...*“ Oder sie hätten uns zum Lernen mitnehmen
627 können; oder sie hätten uns einen Park zeigen können, oder, wenn sie uns - in großen
628 und ganzen - nicht alleine gelassen hätten.

629 Wir waren einsam. Im Heim waren alle einsam. Draußen war Deutschland und zu
630 Hause war es Iran (Herr J. und Interviewer lachen).

631 Und wir... die deutsche Dinge... äh... oder den deutschen Staat, ihre Freundschaft,
632 oder ihre Verhältnisse... Die waren schon damals gar kalt. Wenn es damals irgendeinen
633 Kontakt, oder irgendwelche Programme gegeben hätte, irgendwelche Feste, in denen
634 wir mitmachen dürften. Oder wenn sie uns mehr Möglichkeiten des Lernens eingeräumt
635 hätten. Es gab damals gar nichts. Selbst das Sozialamt, oder... so sagte uns, dass Sie
636 erstmal Pass brauchen, um lernen zu dürfen. Anfangs war das nicht so. Anfangs war das
637 nicht so. Sie haben uns bei einigen humanitären, gesellschaftlichen Hilfen
638 vernachlässigt. Und die Leute hatten wegen dem Druck ihrer Emigration keine
639 Gelegenheit, eine gute Tat zu vollbringen. Aus diesen Gründen gab es so eine Trennung
640 zwischen den Flüchtlingen, oder zwischen den Flüchtlingen und den Deutschen selbst.
641 Wir kamen hierher - ich sage ja - draußen war Deutschland, drinnen war es Iran. Wir
642 wussten selbst nicht genau, warum wir dort waren (lacht leise). Warum es so war. Und

643 gut, es gab viele andere Dinge, von denen man von A bis Z erzählen könnte. Es gab es
644 nicht. Diese hatten nicht jene Wärme, jene Nettigkeit. Gut, uns, das heißt uns allen
645 hatten sie irgendwie schlecht behandelt.

646

647 **Interviewer:**

648 22. Und was würden Sie sich heute an Unterstützung für sich und Ihre Familie
649 wünschen?

650

651 **Herr J.:**

652 Ich erwarte, dass sie sich etwas mehr um die Rechte der Flüchtlinge kümmern. Sie
653 sollten die Leute da nicht in Ungewissheit lassen. Und gut, schließlich - sagen sie ja -
654 dass es in Deutschland Arbeitslosigkeit gibt, oder andere Dinge. Aber ich akzeptiere das
655 nicht. Sie sollen etwas Wert auf das Leben der Leute legen, und auf ihre Lage. Das ist
656 es. Es gibt sehr viele andere Dinge, die man sagen kann, aber gut... Alles in allen - ich
657 sage es insgesamt. Sie sollen etwas offener, besser die Lage der Flüchtlinge; nicht die
658 von uns Iraner, sondern die von allen Flüchtlingen in Betracht nehmen, so dass es keine
659 Probleme geben wird. Das heißt für sie selbst. Das ist es. Sonst nicht für meine Familie.
660 Ich habe ja keine Familie hier. Nicht, dass ich gar keine habe. Ich habe sie da unten, in
661 meinem eigenen Land. Aber ich darf nicht dorthin. Das ist dann mein persönliches
662 Problem.

663 In großen und ganzen soll die Lage der Flüchtlinge etwas besser erortet werden. Das
664 war's. (Herr J. sagt ein Schlusswort auf arabisch. So was wie Ende gut, alles gut. Herr J.
665 und Interviewer lachen).

1 **A.1.3 Frau S.**

2

3 **Interviewer:**

4 1. Seit wann leben Sie in Deutschland? Und in Tübingen?

5

6 **Frau S.:**

7 Äh... Ich leb' seit 1989 in Deutschland; Ende 89. Uuuud in Reutlingen äh... wohne
8 ich eigentlich nicht (lacht). Ich wohne in Tübingen ä... seit kurzem. Und am Anfang bin
9 ich auch.... gleich nach Tübingen eingezogen.

10

11 **Interviewer:**

12 2. Sind Sie direkt aus dem Iran hierher gekommen?

13

14 **Frau S.:**

15 Ähmm...; ich bin direkt mit dem Flugzeug hierher gekommen.

16

17 **Interviewer:**

18 3. Was hat Sie gerade nach Deutschland geführt? Und speziell nach Tübingen?

19

20 **Frau S.:**

21 Mein Vater... Es war eine Familienzusammenführung. Deswegen in diese Stadt und in
22 dieses Land.

23

24 **Interviewer:**

25 4. Wenn Sie sich einmal an Ihre bisherige Zeit in Deutschland zurückerinnern, wie war
26 Ihre Zeit in Deutschland? Erzählen Sie mir bitte von Ihren ersten Eindrücke in
27 Deutschland.

28

29 **Frau S.:**

30 Häh..., also ähhhh... erst war ich sehr erstaunt, weil ich in so ein freies Land kam.
31 Erstaunt drüber, dass sie ähm... Leute sich anziehen könnten, wie sie wollten, so reden
32 könnten, wie sie wollten. Und ähm... jaaa andererseits ähm hatte ich
33 Integrationsprobleme am Anfang wegen der Sprache, und auch wegen der Kultur, habe
34 ich mich nicht so richtig verstanden mit den Deutschen erstmals. Eher mit den

35 Ausländern. Und äh...das waren auch meine ersten Kontakte und das wurde immer
36 besser mit der Zeit. So dass ich mich jetzt eigentlich voll integriert fühle eigentlich. Und
37 ähm... ja... soll ich mehr erzählen?

38 Von den Deutschen ähm... was mir gefällt, oder... ja waren ähm... war, war diese
39 Direktheit. Womit man vielleicht als Iraner am Anfang nicht so klar kommt und...
40 ähm... das hat mir aber auch gefallen. Aber ähmmm... was... ei, ein, eine Sache habe ich
41 mich immer gern zurückerinnert. Und zwar ähm... einmal war ich bei ,ner Freundin. Ich
42 war 11 oder so etwas. Und ähm... sie hat ihrer Mutter gesagt: *«ähm... ich hab‘ keine
43 Lust meine Hausaufgaben zu machen. Kann ich sie später machen?»* Ihre Mutter hat
44 gesagt: *«okay!»* Und das war das erste mal äh... Für mich war das merkwürdig. *«Ich
45 habe keine Lust.»* So etwas gab’s im Iran nicht. (Frau S. und Interviewer lachen) Ich
46 habe keine Lust. Das hat doch damit nicht zu tun. (Frau S. lacht). Und äh... das ist diese
47 ähm, also äh... fand ich... ziemlich ähm... unverständlich erstmals und befreiend beim
48 zweiten Gedanken. Was, ich kann keine Lust haben. Ich kann Dir sagen, wie ich mich
49 fühle. Das fand ich... das fand ich super. Und deswegen ist es auch eigentlich so, dass
50 ich mich... ähm... leichter in deutsch ausdrücke, wenn es um Gefühle geht, als auf
51 persisch. Natürlicherweise! (leichtes Lachen und Grinsen) **Bem.:** Frau S. erzählt ihre
52 obigen Erfahrungen begleitend von einer positiv aufgeregten, aufhellenden Stimmung.
53 Häh..., was noch... ähm... ähm... die Deutschen ähm... sehen am Anfang vielleicht kalt
54 aus. Ähm... also beim ersten Eindruck für Iraner. Aaber... ähm... ich finde, wenn man
55 sich ein bisschen mit ihnen beschäftigt, wenn man sie als Freunde hat, sind sie auch
56 wahre Freunde und äh... kam dann auch warmes inneres so zusagen (kichert). Und ich
57 finde es sehr angenehm.

58 Ähm... sie sind nicht so offen. Also man... kommt nicht so leicht ins Gespräch. Das
59 habe ich gerade, als ich in Australien war, habe ich bemerkt diesen Unterschied.
60 Wenn man zum Beispiel in ,ne, äh...eine Kneipe reinkommt, dann setzen sie sich immer
61 auseinander und ähm... ja, mit einem anderen reden... ähmmm.
62 Das ist vielleicht ein bisschen schwierig. Kontakte... Neue Kontakte zu knüpfen. Und
63 äh... deswegen denke ich auch, dass viele hier auch ein bisschen an Einsamkeit leiden
64 (kichert). Obwohl es nicht sein muss. Und ähm... sind sie eher korrekte Menschen.
65 Auch angenehm für mich. Ähm..., kann auch unangenehm werden, wenn es übertrieben
66 ist. Und... ja, d‘ Deutschen!!! Ich bin jetzt auch eine Deutsche (lacht).

67

68 **Interviewer:**

69 5. Wie war z. B. Ihre erste Begegnung mit den Deutschen? Können Sie mir bitte diese
70 Situationen erzählen; würden Sie mir Ihre damaligen Gefühle/Empfindungen
71 beschreiben?

72

73 **Frau S.:**

74 Ähm... Ich fand sie als sehr distanziert. Und ähm.. ich hatte am Anfang - wie gesagt -
75 Probleme, ähm...mich zu integrieren. Ich hatte.....äh.. Ich hab' kaum mit ihnen
76 gesprochen. Ich war in der Schule. Und ich habe mir teilweise vorgenommen, wo ich
77 kein Wort sage und schau ma mal, ob jemand mit mir redet? Vielleicht hat mal ein
78 Lehrer Hallo gesagt und das war alles. Den ganzen Tag lang. Das war also schon
79 ziemlich traurig (lacht und kichert leise). Kaum, kaum gesprochen. Und ähm....ich hatte
80 auch das Gefühl, dass sie ähm... Liebe nicht so empfinden, wie wir das tun. Und zwar
81 man ist auch nicht so ähm... , wei, weil wir so früh Freunde haben , als ähm... äh, mit...
82 ähm... In den jüngsten Jahren haben sie schon Freund oder Freundin und „ach mit dem
83 bin ich jetzt. Verliebt und verknallt, und... Ich hatte den Eindruck...; vielleicht irre ich
84 mich, denn so lang war ich nicht im Iran. Aber ich hab' den Eindruck, dass im Iran
85 ähm... irgendwie tiefer ist. Entweder man liebt so richtig mit Herzen und allem, oder...,
86 oder nicht. Also das... ähm... diese.. lasche „Hach, in dem bin ich verliebt, und morgen
87 nicht mehr, und übermorgen liebe ich den anderen und das... Mit dem kam ich
88 überhaupt nicht klar. Das war... äh... Obwohl ich so jung war. Das, das ähhhh, dä... liege
89 sie nicht richtig, oder was ist los? Das., das fand ich merkwürdig und ähm... ja - wie
90 gesagt - am Anfang kam ich mit... Ausländern immer zu recht. Egal, ob Chile, Polen,
91 oder... Türkei, egal, egal, woher, aber nur keine Deutschen (kichert). Vielleicht, weil sie
92 mich auch besser verstanden haben. So sprachlich besser verstanden, nicht so, so dass
93 man andere Kultur hat, sondern auch sprachlich. Die mussten sich Mühe geben, um
94 mich zu verstehen. Jedes Wort; immer so...
95 Ab und zu hatte ich den Eindruck, dass sie vielleicht von Eltern gesagt bekommen
96 haben: *«Versuch mal mit dem Mädchen zu reden! Sie ist doch Aus, Außen,
97 Außenseiterin.»* Und ich war die einzige Ausländerin. Und ähm... dann kamen sie auf
98 mich zu, und sie haben versucht mit mir zu reden. Aber das war anstrengend. Und...
99 dann haben sie es auch gelassen. Und, wenn sie mal Spaß mit mir gemacht haben, habe
100 ich das nicht verstanden. Die haben mir mal ,nen Zettel auf den Rücken geklebt: *«Ja,
101 ich bin doof»* oder so und ich hab' das als feindselig empfunden. Und, wenn sie mir
102 beim Sport gesagt haben: „mach lieber so, und nicht anders“, oder keine Ahnung; wenn

103 sie mir Tipps geben wollten. Ich weiß nicht, ob es feindselig war, aber das kam so an,
104 weil ich sie auch nicht verstanden habe, was sie genau sagen. Ich dachte nur irgendwas
105 böses muss es sein und das, also di... , die ersten Eindrücke waren nicht gut.

106

107 **Interviewer:**

108 6. Wie haben Sie sich damals in der iranischen Gemeinschaft hier gefühlt? Wie war Ihre
109 erste Begegnung mit ihren Landleuten hier? Können Sie mir erzählen, welche
110 Erfahrungen Sie da gemacht haben?

111

112 **Frau S.:**

113 Ähm... es gab paar Freunde, mit den... ,mit denen man immer Kontakt hatte. Und die
114 waren auch sehr herzlich, und man eben aus dem Iran kennt. Und ähm... ansonsten
115 äh...sehr viele waren es nicht. Ähm... später, also ich weiß nicht....die erste Begegnung
116 ist die Frage, aber... weiß ich nicht... Okay! Also später ähm..., als ich mal irgendwie im
117 Konzert war; iranisches Konzert, oder so, ähm... waren sie mir fremd und, und zugleich
118 ähm... bekannt. Einerseits waren sie seltsam, andererseits ähm..., ja, das ist mein Volk.
119 Da komme ich her. Und ähm..., ähm... ja, solche Erfahrungen... Ähmmm..., ich fand
120 krass. Konzerte, wo man sich halt trifft. Zum Teil schlechte, aber, weil....äh....sie sich
121 anders benehmen (kichert). Bei Konzerten können sie sich manchmal nicht benehmen.
122 Und ähm..., aber so..., so... Neu-Jahres-Feste, oder so. War immer wieder schön und
123 gern getanzt, also. Das, da hat man immer wieder Gefühl gekriegt für die iranischen
124 Gemeinschaft. Aber als, ja, was ich seltsam, ja...,was... Iraner mir sagen, was sie seltsam
125 finden auch zum Teil, ist das, das oft Iraner versuchen, sich aus dem Weg zu gehen. Das
126 ist ähm..., jaaa jetzt hab' ich auch immer weniger Kontakt mit Iranern. Nur halt Familie
127 und, und Verwandtschaft. Aber ähm... so, wenn man mal Iraner auf der Straße trifft so,
128 auf di, äh...äh... Ich sag' mal im Bus, da habe ich gesehen, wie ,ne Frau ihr Kind
129 beschimpft auf iranisch «*Und, wenn wir zu Hause sind, gebe ich Dir aber*» (Frau S. und
130 Interviewer lachen). Dann habe ich gedacht, soll ich jetzt hin gehen und sagen ...(Frau
131 S. lacht lange; Interviewer lacht mit). Ähm, äh... ich hab' mich nicht getraut. (Frau S.
132 lacht immer noch). Ähm... ja, ich verstehe die Sprache. Das ist irgendwie... dann alles
133 auf der Straße.

134

135 **Interviewer:**

136 7. Können Sie mir erzählen, wie das für Sie war, in einem fremden Land zu sein, zu

137 leben? Was waren Ihre Gedanken damals? Beschreiben Sie mir bitte entsprechende
138 Situationen.

139

140 **Frau S.:**

141 Also, ähm... in fremdes Land. Alles war fremd. Das war, das Fremde war zum Teil
142 positiv, weil es neu war und außerdem freut man sich über was neues. Und zum Teil
143 wegen dieser Außenseiterrolle, die ich hatte, ähm... schwierig, sehr schwer und ähm,
144 aber die Gedanken waren nie so, dass ich je daran gedacht hätte zurück, oder so etwas.
145 Das, das habe ich nie gedacht. Ähm..., ich hab' auch die Leute vermisst im Iran, aber so
146 etwas kam mir nie im Sinn. Das war einfach, schlechte muss ich aushalten und das Gute
147 genießen (lacht) und das Leben geht weiter. So ungefähr. Für mich war ja nicht nur das
148 Land neu. Ich hatte eher ein größeres Problem, dass mein Vater neu war. Und
149 deswegen, deswegen... ähm... Familienzusammenführung und das war auch noch eine
150 neue Sache, mit dem ich auch zu kämpfen hatte. Und deshalb, ja, schwierig - wie gesagt
151 - sehr schwierig. Und zum Teil auch das Neue war, ähm das hat einen neugierig
152 gemacht, neues kennenzulernen.

153

154 **Interviewer:**

155 8. Was war Ihre wichtigste Erfahrung in Deutschland? Gab es eine Erfahrung, ein
156 Ereignis, das für Sie und Ihr Leben hier, Ihr Befinden, Ihre Empfindungen, auch
157 nachhaltig, von großer Bedeutung ist? Können Sie mir von diesen Erfahrungen und
158 Erlebnissen erzählen?

159

160 **Frau S.:**

161 Also, eigentlich... ich hab' heute am Esstisch ähm... gesagt, da kommt heute diese Frage
162 und ich weiß nicht, was ich Dir antworten soll. Mein Freund hat gleich gesagt: «*Du*
163 *hast mich kennengelernt*». Der hat gar nicht so unrecht. Ähm... das ist eine große,
164 wichtige Erfahrung (lacht), die ich kennengelernt hab', weil ich ähm... durch ihn weiß,
165 dass es auch gute Männer gibt (Frau S. und Interviewer lachen). Ich hab'
166 nämlich... ähm... meine erste wichtige Erfahrung war, dass ich meinen Vater
167 kennengelernt habe. Und das war negativ. Ich kam mit ihm nicht klar.

168 Und ähm... es war auch schwierig, mit 12 Jahren oder 11 Jahren sein Vater erst
169 kennenzulernen, aber ähm... dann kam es zu einer Scheidung und das war einfach hart.
170 Das war, das hat sich lange hingezogen. Und deswegen weiß ich nicht, ob eine

171 Erfahrung ist. Das sind viele Erfahrungen eigentlich. Ähm..., ja... ähm... ich weiß, dass
172 er irgendwo, irgendwo lebt. Aber ähm... ich sehe ihn nicht. Ich hab' absolut keinen
173 Kontakt. Manchmal frage ich mich, wie es ihm geht oder so. Andererseits ähm ja... Es
174 ist schade, dem Vater gegenüber absolut nichts zu empfinden. Kein Hass, keine Liebe.
175 Nichts. Und, ähm... ich hab' oft Menschen beneidet, die wenn ich gesehen habe auf
176 der Straße. So Männer, die mit ihren Kindern spielen, oder so. Dass man netten Vater
177 haben kann. Und das war eben auch, ähm... durch andere Scheidungen und Probleme,
178 die ich halt um mich herum mitbekommen habe. Menschen, die alle gleichzeitig,
179 plötzlich, ähm, egal, ob 25 jährige Hochzeit und dann einfach auseinandergegangen,
180 oder 5 Jahre glücklich zusammen, wo man nie gedacht hätte, oder 2 Monate... Ganz
181 viele Leute um mich herum plötzlich kam zu Scheidung, Trennung, Probleme und da
182 hatte ich tiefe Krise, dass es überhaupt irgendwie ähm... Männer (lacht), gute Männer.
183 Und ähm... ich hatte meine Zweifel, jemals jemanden zu finden. Und ich bin seit 5
184 Jahren, 4 bis 5 Jahren, vier anderthalb Jahren oder so mit meinem Freund zusammen.
185 Glücklich und absolut keine Probleme. Und deswegen eigentlich die zweite gute
186 Erfahrung. Es geht auch anderes. Und... ja... das hat jetzt nicht mit deutsch, oder
187 Deutschland, oder so was zu tun. Auch, wenn er jetzt Deutscher ist. Ich weiß es nicht. Ja
188 es ist so. Aber das ist keine zu der Frage passende Erfahrung. Das ist das Problem bei
189 der Frage. Das sind mehrere. Mehrere Erfahrungen bezüglich der Männer. Eine
190 negative durch den Vater und andere um mich herum, und eine positive durch meinen
191 Freund.

192

193 **Interviewer:**

194 9. Können Sie mir von Ihren Erfahrungen mit den öffentlichen Institutionen erzählen?
195 Wie begegneten z. B. Ihnen die Beamten im Ausländeramt, Einwohnermeldeamt, oder
196 Sozialamt, usw.? Wie haben Sie sich dabei gefühlt? Was waren Ihre ersten
197 Wahrnehmungen?

198

199 **Frau S.:**

200 Ähm..., also dadurch, dass ich schneller die Sprache gelernt hab', als ähm... meine
201 Mutter zum Beispiel, ähm... bin öfter, obwohl ich 11 oder 12 oder so war, bin ich oft
202 mit zu den Amt, Ämtern halt mit, um irgendwelche Sachen zu erledigen und ähm.... ja...
203 das war... ähm... diese Begegnung war individuell, weil manche Beamten waren eben
204 netter und freundlicher und andere eben bisschen aggressiver, und, oder trocken. Also...

205 kann man so pauschal nicht sagen. Finde ich. Das war, ja...manche haben wirklich
206 versucht, ähm... einen zu helfen bei der Sache und nach Schlupflöchern und diesen und
207 jenen gesucht. Andere, es geht nicht und fertig. Oder das geht, aber nur das und das und
208 so. Das war unterschiedlich. Manche waren - wie gesagt - entgegenkommend, manche...
209 Unterschiedlich halt.

210

211 **Interviewer:**

212 10. Können Sie sich an Ihre erste Wohnungssuche erinnern? Wie ist sie gelaufen?
213 Spielte dabei Ihre Nationalität eine Rolle? Wie haben Sie sich dabei gefühlt?

214

215 **Frau S.:**

216 Ähm... Es gab viele Wohnungssuchen. Ähm..., da ich in der Familie die einzige war, die
217 ähm... die Sprache also ohne Akzent mehr oder weniger sprechen konnte, hat man mich
218 immer dazu berufen, ähm... am Telefon zu sprechen. Weil das gleich auch einen
219 Eindruck machte, besonderen Eindruck, obwohl ,ne Kinderstimme war. Wie gesagt, ich
220 war ja noch nicht alt. Ähm... ja... die Nationalität... ich denke schon, auch, wenn man
221 direkt nicht mitbekommen hat, ähm... denke ich schon. Keine hat direkt gesagt: *«wir
222 wollen keine Ausländer»*. Aber... immer Absagen, immer Absagen, immer Absagen,
223 ohne genaue Gründe. Also... das zum einen. Und zum anderen, ich hab' dann später,
224 also selbe, als ich erwachsen wurde und selbe nach Wohnung gesucht und ähm... mit
225 meinem Freund. Und äh... mein... meine Mutter hat etwas interessantes gesagt. Sie hat
226 gesagt. Weil ich habe immer angerufen und mich vorgestellt mit meinem Namen und
227 so. Und ja... manche haben gesagt: „Ja, wir rufen an“ und keine Ahnung. Und ähm...
228 meine Mutter hat gesagt ähm...: *«Lass doch mal dein Freund anrufen, weil der hat ähm,
229 hat einen deutschen Nachnamen, und deswegen hat er bessere Chancen.»*

230 Ob das stimmt, oder ob das ein Vorurteil von uns war, keine Ahnung, aber, ähm...
231 seitdem habe ich ihn gelassen und ging's besser (schmunzelt). Vielleicht irre ich mich,
232 vielleicht hatte ich einfach nur Pech. Aber... ich glaube, wenn zwei Personen sich für
233 eine Wohnung anmelden. Der eine ist Deutsche und der andere Ausländer, wird eben
234 der Deutsche bevorzugt. Das ist auch natürlich. Weil man, deutschen... ein Deutscher
235 mit einem deutschen besser verständigen kann, und, ob klar kommt, vielleicht... ja...
236 deswegen.

237 Wie ich mich gefühlt hab'? Heh, haja, das ist so wie ähm... Mensch zweiter Klasse ein
238 bisschen zu sein. Weil, nur, weil man so heißt, wie man heißt, oder weil die Eltern

239 Akzent haben, haben jetzt Problem Wohnung zu finden. Also damals haben wir uns
240 richtig gemerkt, weil mit dem Akzent, und.... Da gab's gleich Absagen am Telefon.
241 Später, wo wir gewachsen waren. Ich kann ja... ähm... besser deutsch sprechen. Da ging
242 es besser.

243

244 **Interviewer:**

245 11. Wie stellte sich die Arbeitsuche dar? Haben Sie da besondere Erfahrungen gemacht?
246 Spielte dabei Ihre Nationalität eine Rolle? Können Sie mir die entsprechende Situation
247 erzählen?

248

249 **Frau S.:**

250 Ähm... ja... Arbeitsuche hat mir eigentlich keine Probleme dargestellt, da ich sowieso
251 nur Nebenjobs ähm... neben Studium bzw. Schule hatte, und ähm in den Jobs, die ich
252 hatte waren fast nur Ausländer drin. Ähm...egal, ob es in einem größeren Betrieb war,
253 oder... Weil eben leichte Arbeiten sind, wo man keine Ausbildung braucht, oder
254 sonstiges, sondern eben nur Nebenjob. Und ähm... und... ähm... ja... heh...jaaa... ich
255 weiß nicht, ob das dazu gehört, aber ich hatte auch sehr schlechte Erfahrung von den
256 Ausländern gegenüber anderen Ausländer. In so einem Arbeitsklima, wo wirklich
257 rassistische Bemerkungen fielen, und äh... total ähm... unwohl habe ich mich dort
258 gefühlt. Da haben sich die Leute gegen... Da gab, war ein schwarzer Mann. Und den
259 haben Sie immer Äffchen genannt. Und, und... das fand ich schrecklich. Und da gab's
260 glaub' in der ganzen Truppe nur ein Deutscher, oder so. Ansonsten alle irgendwelche
261 Serben, oder Kroaten oder keine Ahnung, woher die alle kamen. Also das fand ich sehr
262 schrecklich. Die haben sich alle selbe fertiggemacht (lacht). Aber, ähm von, von
263 Deutschen, oder so. Selbe habe ich nie, nie Probleme gehabt.

264

265 **Interviewer:**

266 12. Können Sie mir von Ihren Erfahrungen bzw. Ihren Erlebnissen in den öffentlichen
267 Räumen, wie z. B. in einem Restaurant, in einem Kaufhaus, in einem Laden oder
268 Supermarkt, im Sportverein erzählen?

269

270 **Frau S.:**

271 Ich selbst habe keine besonderen komischen, merkwürdigen Erfahrungen oder so
272 gemacht. Aber jemand - ein Afrikaner - hat mir erzählt, was er für Erfahrungen hatte.

273 Das fand ich interessant und zwar hat er gesagt: ja... die Leute würden sich nicht neben
274 ihn setzen, wenn er im Bus sitzt zum Beispiel und die würden ihn ausgrenzen, keine
275 Ahnung...

276 Ich hatte das Gefühl, dass er sich das dachte. Nur, weil jemand gerade zum Beispiel...
277 Angenommen jemand setzt sich nicht hin, weil er nur zwei Stationen fährt. Und er
278 denkt, er setzt sich nicht hin, weil ähm... er schwarz ist. Und ich dachte ähm... Ich hatte
279 den Eindruck, dass die Schwarzen in Reutlingen ähm, sich so ein... eingekapselt hatten.
280 Durch diese Vorurteile gegenüber den anderen, dass die deswegen bestimmt mich nicht
281 mögen, weil ich so bin und so bin. Deswegen ähm... jaaa... Probleme dann bekommen
282 haben, die gar nicht da waren. Eventuell. Und, ähm... ja.. das habe ich früher auch mal
283 gefragt. Ich hab'... Ich weiß noch, wo ich noch 12 war, habe ich ähm... meine polnische
284 Freundin gefragt, ähm... sag mal mögen mich die anderen nicht, weil ich schwarze
285 Haare hab'? Und... ähm... sie sagt nein, nein das hat damit nicht zu tun und so was. Und
286 ähm... ja..., also das denkt man am Anfang vielleicht. Dass man irgendwo, auch in
287 öffentlichen Plätzen ein bisschen ausgegrenzt wird. Obwohl man's nicht will. Also ich,
288 Ich hatte da keine Probleme. Ähm... Sportverein, ähm... ich weiß nicht, ob dazu gehört
289 die Antwort. Aber ich sag's mal. Ich hab' mal mit mein... ähm... mit den Leuten, mit
290 denen ich Sport gemacht habe, ähm... mit denen saßen wir ein mal in der Woche in der
291 Kneipe und. Und dann kam zu Gesprächen. Ich fand es sehr merkwürdig. Denn
292 plötzlich offenbarte sich, dass diese Leute, ähm... Obwohl sie sagten, sie hätten
293 ausländische Freunde und sonst was. Hatten sie sehr viele Vorurteile gegenüber
294 Ausländer. Der eine hat z. B. erzählt, dass doch nur die Ausländer, oder fast nur die
295 Ausländer Verbrechen begehen würden, und ähm... er würde irgendwelche
296 Zeitungsausschnitte sammeln, wo Ausländer irgendwas gemacht haben. Das fand ich
297 schon, dieser Akt fand ich schon merkwürdig (Frau S. und Interviewer lachen). Und
298 ähm... der andere meinte, ja deswegen lernt er Kampfsport, weil er von Türken immer
299 so angemacht wurde. Und damals konnte er nicht ringen, deswegen macht er anderen
300 Kampfsport. Und also ich fand es merkwürdig (Frau S. erhebt ihre Stimme) mit den
301 Leuten, mit denen ich da jede Woche saß. Plötzlich kamen solche Dinge raus. Und dann
302 erzählen sie - wie gesagt - Verbrechen kommen nur von Ausländern und.... Ach...., was
303 weiß ich „Ausländer sollen doch da bleiben, wo sie hin gehören und so Geschichten.
304 Fand ich traurig und ich fand's noch trauriger, dass ich nicht so richtig wortgewandt
305 bin, um dagegen jetzt anzukämpfen. Weil die mit irgendwelchen Statistiken kamen, die

306 Gott weiß woher sie kamen (verbittertes lachen). Häh, also... hat mein Bild so ein
307 bisschen geändert.

308

309 **Interviewer:**

310 13. Wie fühlen Sie sich allgemein in der deutschen Öffentlichkeit?

311

312 **Frau S.:**

313 Ich fühl' mich wohl. Ich fühl' mich zu Hause.

314

315 **Interviewer:**

316 14. Wenn Sie sich Ihren Arbeitsplatz anschauen, wie würden Sie den Umgang Ihrer
317 Arbeitskollegen mit Ihnen beschreiben? Wie war es damals? Und wie ist es heute?

318

319 **Frau S.:**

320 Ähm... ich..ähm... ich bin hauptberuflich Studentin. Ich hab' nur Nebenjobs gehabt. Und
321 deswegen ähm... kann ich diese Frage nicht so beantworten. Ähm... ja... kann höchstens
322 sagen, wie es im Nebenjob war. Und ich so... ist aber zeitlich gesehen da auch kein
323 großer Unterschied, weil ich ja nicht so lang in dem einen Arbeitsplatz gearbeitet habe.

324 Bei meinen Ferienjobs ist die Atmosphäre sehr kollegial. Früher, wie heute. Also, wen
325 man unter Studenten ähm... betrachtet, ähm... immer, immer hilfsbereit und sehr
326 freundlich und am Anfang kontaktfreudiger als später. Aber das ist normal, weil man
327 am Anfang Kontakte sucht. Aber das ist auch alles.

328

329 **Interviewer:**

330 15. Wie würden Sie Ihre sozialen Kontakte hier beschreiben?

331

332 **Frau S.:**

333 Ähm... die sozialen Kontakte. Die sind mittlerweile normal; würde ich sagen. Ähm...
334 früher war's ähm... - wie gesagt - ich war Außenseiterin und äh... gerad' eigentlich bis
335 zur Universität. Also das hat lange gedauert im Grunde. Als ich in die Uni
336 reingekommen bin, da war so, dass viele Menschen ähm... viele Leute aus irgendwo her
337 kamen, andere Städte, oder so und Kontakt gesucht haben. Egal, ob deutsch, oder nicht
338 deutsch. Und ähm... in der Uni spielt sowieso keine Rolle, woher man kommt. Also
339 Land, oder Stadt, oder was weiß ich. Und ähm... das... und die Sprache war ja auch

340 perfekt und deswegen ging es super. Gleich rein und gleich geistige Freunde gefunden
341 noch, ähm... Freunde fürs Leben. Ähm... und ähm... in der Schule sogar bis zu Abitur -
342 ich hab' mal auch die Schule gewechselt - immer, immer Schwierigkeiten gehabt. Ja...,
343 ob das jetzt damit zusammenhängt... Ich kann jetzt nicht genau sagen, ob es gegen
344 später äh... von der Schule, ob es damit zusammenhängt, woher ich komme, weil ähm...
345 da konnte ich ja die Sprache eigentlich und ähm... und Kultur, war ich auch vertraut,
346 also kann ich nicht genau sagen, woran das lag, aber jetzt ist es normal und harmonisch
347 würde ich beschreiben.

348

349 **Interviewer:**

350 16. Wie erleben Sie sich in ihrem unmittelbaren sozialen Umfeld? Können Sie mir
351 hierzu von Ihren Erfahrungen erzählen?

352

353 **Frau S.:**

354 Also ähm... da ich ähm... da wir neu eingezogen sind - ich und mein Freund - ähm, ist
355 die einzige Person, die mir vertraut ist, eigentlich mein Freund (kichert). Ähm... ein
356 Freund von mir wohnt auch hier in der Nähe. Und der ist ziemlich oft hier. Ähm...
357 das,... das sind die ähm zwei Personen, die ich kenne, Ansonsten Nachbarn, habe ich
358 keinen Kontakt. Ich hab' eine mal gesehen und das war ziemlich getrennt hier. Ähm...
359 ja... Supermarkt und so was, war ich auch nicht so oft, dass ich da irgendwelche Leute
360 kennen würde. Wo ich früher gewohnt hab', ähm... im... in einem Studentenwohnheim.
361 Da habe ich mich auch mit dem Bäcker unterhalten «*O, ja, wie geht es ihrem Mann*»
362 und so die Bäckerin ja, keine Ahnung «*die und der ist gestorben*» und so (lacht). Wir
363 haben uns unterhalten ab und zu beim Brotkaufen und sonstiges, also... ich hatte auch
364 ein bisschen... kannte die Leute, aber jetzt, das ist alles eigentlich relativ neu.

365

366 **Interviewer:**

367 17. Würden Sie mir von den Situationen erzählen, die wiederkehrend sind; von den
368 Erfahrungen, die Sie immer wieder machen und von denen Sie glauben, dass Sie etwas
369 damit zu tun haben, dass Sie Migrant sind.

370

371 **Frau S.:**

372 Ähm... ich mache immer noch Fehler bei der Sprache. Ich habe Artikelfehler, und
373 manchmal Grammatikfehler und ähm, äh..., wenn das passiert, dann ähm nahe Freunde

374 wissen, die dürfen mich verbessern und... dann machen sie das auch und dann heißt es
375 wieder auch «Ay, *ich bin doch arme kleine Ausländerin*», Ex-Ausländerin mittlerweile
376 (lacht) dann machen wir Witzchen drüber und jaa das ist eigentlich, was mir dazu
377 einfällt. Jaaa..., das ich immer noch mit der Sprache Probleme habe.

378

379 **Interviewer:**

380 18. Wie würden Sie Ihre Zeit heute beschreiben? Wie fühlen Sie sich heute - nach so
381 vielen Jahren - in Deutschland? Machen Sie inzwischen andere oder immer noch
382 dieselben Erfahrungen? Können Sie mir entsprechenden Situationen erzählen?

383

384 **Frau S.:**

385 Ähm... ich fühle mich so wie meine zwei Pässe: Deutsch und Iranisch.

386 Ähm... früher war's... Manchmal ist es eine Belastung, weil ich weder, noch bin.
387 Andererseits jetzt zum Teil auch eine Bereicherung, weil ich beides bin. Je nachdem,
388 weil man zum Teil Iraner nicht gut genug versteht, weil man zu lange hier war, oder
389 Deutsche zum Teil, oder... Also man kann negativ, aber auch positiv sehen. Ich sehe es
390 positiv mittlerweile. Ich hab', ich hab' so lange hier gelebt und bin echt glücklich. Ich
391 leb' jetzt glücklich hier und ähm... bei Gesprächen habe ich... den anderen viele
392 Sprachen ähm... - wie soll ich sagen - ich, ich kann mehr Sprachen als die. Dadurch,
393 dass ich wo anders herkomme und zwei Muttersprachen habe, die sie nicht haben. Und
394 ich habe ähm... bin im Vorteil, dass ich andere Hintergründe kenne und ähm... die
395 Dinge auch aus anderen Perspektiven sehen kann, also aus anderer Sicht sehen kann.
396 Und ich, ich find', das macht mich reicher. Reicher an Erfahrungen und, und auch ich
397 kann, ich kann besser mitreden, wenn's um Krieg geht, oder so, weil ich im Krieg war.
398 Ich kann auch... ja... ein gutes, ein Beispiel: Ich hab' mal ein Fußballspiel angeguckt.
399 Das wurde hier übertragen. Das war Deutschland im Iran. Und, ähm... dann haben
400 plötzlich Iraner... diesen ja Hitlergruß... Die Zuschauer haben diesen Hitlergruß
401 gemacht. So ,ne Gruppe. Der... Moderator war verwirrt, „oh, lassen sie sich von diesem
402 Bild nicht verwirren. Eigentlich sind die Iraner sehr gastfreundlich und so weiter und.....
403 Und er war verwirrt «*Ah diese perverse Geste*»“.... Ich, ich hab' nur geschmunzelt, weil
404 ich ganz genau wusste, warum sie das getan haben und ich wusste, warum die
405 Deutschen nicht verstehen. Ich hab'... ich wusste die haben das getan nicht aus
406 Böswilligkeit, sondern weil sie wirklich ähm... die Geschichte von Deutschland anders
407 kennen. Die Bücher im Iran sind anders geschrieben und die Geschichte ist anders

408 geschrieben und sie haben gedacht, ja, was kennen wir aus Deutschland, ja Heil Hitler
409 juhu... (Frau S. lacht) und das, das war nicht böse gemeint. Aber das versteht ein
410 Deutscher nicht. Sie sagen: «*oh perverse Geste*», und wollen darauf hinweisen, dass sie
411 was böses getan haben, aber die Iraner kennen Hitler als einen guten Strategen, der halt
412 nicht geschafft hat, was er wollte. Aber der war Arier. Das versteht man nicht, wenn
413 man hier aufgewachsen ist und hier alles gehört hat. Oder, wenn man im Iran
414 aufgewachsen ist. Das, nur... als „Mittelmensch“, der ich es bin, versteht man das. Ja...

415

416 **Interviewer:**

417 18a. Und wie geht es Ihren Kindern in Deutschland? Unterscheiden sich deren
418 Verhältnis zu Deutschland von Ihrem Verhältnis?

419

420 **Frau S.:**

421 Aber ich hab' keine Kinder (schmunzelt)

422

423 **Interviewer:**

424 19. Wie ist Ihr Verhältnis zu den Iranern in Deutschland heute? Wie erleben Sie sich in
425 der iranischen Gemeinschaft?

426

427 **Frau S.:**

428 Ähm... mein Verhältnis zu den Iranern. Also die Leute, die wir damals kannten, mit
429 denen haben wir keinen Kontakt mehr. Also die vor 15 Jahren, oder so. Und ähm...,
430 wenn ich ab und zu mal Iraner sehe; im Studium oder so begegne, dann reden wir
431 vielleicht auch mal persisch und finden wir es witzig, aber... das vielleicht auch alles,
432 also ähm... vielleicht reden wir übers iranische Essen, oder so. Da haben wir Themen,
433 die vielleicht ein Deutscher nicht hat, aber das, ähm. Äh..also...es ist nicht großartiges.
434 Und ähm... ich hab' ähm... fast nur Kontakt mit meinen Verwandten jetzt. Iranermäßig,
435 ja... kenne ich kaum jemanden. Manchmal kommen halt Leute zu Besuch zu meinem
436 Bruder, oder so und dann gehen mal zusammen irgendwo hin, aber das sind auch Leute,
437 die lange in Deutschland waren. Und eigentlich auch voll integriert sind.

438 Ähm... und äh... zu Konzerten oder so gehe ich nicht mehr (schmunzelt). Ähm, so... ja...

439 Und ansonsten Feste gibt's hier nicht mehr: Leider! Sonst würde ich hingehen. Ja...

440 ähm... deswegen, von iranischer Gemeinschaft kann hier nicht die Rede sein.

441

442 **Interviewer:**

443 20. Was bedeutet für Sie Migration? Was verbinden Sie mit dem Wort Migrant?

444

445 **Frau S.:**

446 Ähm... Migration, Migration, damit verbinde ich Leid. Meistens passiert Leid, damit die
447 Leute gezwungen werden, zu migrieren. Und auch nachdem es passiert, bedeutet es
448 auch viel Leid, weil ähm... weil es eben neue Umgebung ist und viele Probleme sind. Es
449 waren vorher Probleme, und es kommen viele Probleme hinzu.

450 Ich hatte eigentlich viel Glück. Wenn ich mich mit anderen Leuten vergleiche, die unter
451 anderen Umständen hierher gekommen sind. Ich hatte gleich ein zu Hause und ähm...
452 meine Familie war da. Die Leute, die einzeln gekommen sind und ähm ihre Familie
453 hinter sich gelassen haben, finden Schwierigkeiten. Und ähm... im Heim. Ich hab' mir
454 Heime angeguckt. Ich war dort. Und das ist nicht schön (lacht ironisch). Also
455 Migration... ja... mit Leid (schmunzelt). Aber vielleicht auch Hoffnung, weil äh...
456 schließlich hoffen ja die Leute, dass es etwas besser wird in ihrem Leben. Egal, ob sie
457 davor fürchten jetzt in ihrem Heimatland zu sterben, oder davor fürchten, ähm... wegen
458 Armut, oder wegen politischer Verfolgung, was auch immer. Krieg; ich weiß nicht, was
459 für Gründe, aber... deshalb verbinde ich sie auch mit Hoffnung, weil sie auch hoffen,
460 dass es hier besser wird. Ja...

461 Migrant, ja jemand, der migriert. (schmunzelt). Einer, der vermutlich gebrochen die
462 Sprache spricht. Ja, meistens wenig Mittel hat.

463

464 **Interviewer:**

465 21. Was hätte man früher tun können, um Ihnen die Eingewöhnung zu erleichtern?

466

467 **Frau S.:**

468 Ähm... man hat versucht, mir die Eingewöhnung zu erleichtern, indem meine Lehrerin
469 zum Beispiel mich immer gefragt hat, also, bevor ich in eine... Es gab ja mehrere
470 Klassen, und dann hat sie mich immer gefragt: *«hast Du irgendwo eine Freundin, oder
471 so. Sollen wir dich lieber da rein tun, oder da?»* Und die waren sehr entgegenkommend
472 und immer auch gesagt, ja... hier hast Du ähm... zum Deutsch lernen gibt es ein Buch.
473 Ähm... die Lehrer waren sehr... haben versucht, sehr nett zu sein, aber (schmunzelt) sie
474 waren nett und sie haben versucht, es mir zu erleichtern, aber das geht nicht. Da können
475 sie nicht viel machen. Ich weiß nicht. Ich meine sie können den Kindern nicht sagen,

476 was, wie sie sich verhalten sollen. Und vermute ich. Ich vermute - wie ich gesagt hab' -
477 die Eltern von den Kindern zum Teil auch gesagt haben: «*Geh' mal auf das Mädchen*
478 *zu!*» Und ähm... ja... dass man das vielleicht etwas lähmt... Ähm... dadurch, dass ich
479 selbe eine Außenseiterin war, habe ich später immer darauf geachtet, dass., wenn
480 jemand irgendwo außen vor ist, oder sonstiges, immer habe ich ein persönliches
481 Gespräch gesucht. Ähm... aber das ist so was allgemeines. Ähm... man... äh... Jenes
482 Gefühl, dass die Leute versuchen immer die Leute in die Gesellschaft einzubeziehen.
483 Das ist in der Stadt nicht der Fall. Egal, ob so kleine Stadt wie Tübingen.
484 Ich war mal in einem Dorf kurzzeitig. Also eine Woche, oder so. Und die kannten mich
485 alle nicht. Und die haben, die haben mich so aufgenommen. Ich war...ich bin einfach
486 mal mit den Jugendlichen mit. Ich kannte sie nicht. Einfach so mal. Und dann haben sie
487 immer darauf geachtet, dass sie über Themen sprechen, wo ich auch etwas dazu sagen
488 kann. Obwohl sie mich ja eher nicht gekannt haben. Die haben nicht gesagt: «*haja, weiß*
489 *doch noch.... dies und jenes*» Immer versucht, mich zu unterhalten. So zusagen, mit mir
490 zu reden. Und ähm... das fällt irgendwo in...
491 Ja, wenn man jedes Bewusstsein ein bisschen stärkt so. Das ist alles, was man machen
492 kann. (schmunzelt)

493

494 **Interviewer:**

495 22. Und was würden Sie sich heute an Unterstützung für sich und Ihre Familie
496 wünschen?

497

498 **Frau S.:**

499 Ja, ich benötige keine Unterstützung mehr. (Frau S. und Interviewer lachen)

A.2 Kategorisierung Und Thematische Zuordnung

KATEGORISIERUNG UND THEMATISCHE ZUORDNUNG VON KONDENSierten AUSSAGEN			
Interview Nr.: 2	2. Kategorisierung (textförmiger, stärker abstrahierend)	1. Kategorisierung (textnäher, nur leicht abstrahierend)	Textbasis (a) Paraphrase des Kondensates mit Zitaten oder (b) kondensierte Transkription kopieren
Thema (mit Querverweisen)			Memos (Kontext, Intonation, Interpretationsideen)
Sichtweise(n) (1, 3, 4, 5, 9) mit Querverbindungen zu (7 und 13) Empfindungen (6, 7, 8, 11) mit Querverbindungen zu (9, 10) Bewältigungsstrategien (2, 12) mit Querverbindungen zu (3, 4, 5, 6, 13) Soziale Kontakte (10) Integrationsverständnis (13) Querverbindungen zu (2, 12)	<p>(1) Sichtweise</p> <p>(2) niedrige Erwartungshaltung</p> <p>(3) Dankbarkeit</p> <p>(4) Sündenbockfunktion der Ausländer</p> <p>(5) Ausländerfeindlichkeit ist kein deutsches Phänomen</p> <p>(6) guten Umgang erfahren</p> <p>(7) negative Empfindung</p> <p>(8) Vorbehalte gegenüber Ausländer</p> <p>(9) Fremdenangst</p> <p>(10) keine sozialen Kontakte hier</p> <p>(11) Fremdheitsgefühle</p> <p>(12) Einfühlbarkeit</p> <p>(13) Integrationsverständnis</p>	<p>1. Kategorisierung (textnäher, nur leicht abstrahierend)</p> <p>(1) objektiver Sichtweise</p> <p>(2) keine große Erwartungshaltung</p> <p>(3) Dankbarkeit</p> <p>(4) Ausländer sind auf der ganzen Welt Sündenböcke</p> <p>(5) Ausländerfeindlichkeit ist kein deutsches Phänomen</p> <p>(6) Ich wurde verhältnismäßig gut behandelt</p> <p>(7) Ausländer werden als minderwertig und unwürdig beäugt</p> <p>(8) negative und kritische Einstellung gegenüber Ausländer</p> <p>(9) Angst vor Fremden</p> <p>(10) kein privater Kontakt zu Arbeitskollegen</p> <p>(11) Fremdheitsgefühle</p> <p>(12) Verständnis für die Deutschen</p> <p>(13) Notwendigkeit der Anpassung an die deutsche Mentalität</p>	<p>Intuition bzw. Empfindung (Sequenz 7)</p> <p>Zuschreibung; Gefühlsvermittlung (Sequenz 9)</p>
<p>Wenn das Kondensat der Kategorisierung zugrunde gelegt wird, zunächst in der Reihenfolge des Textes bleiben, später vgl. Arbeitshilfe 4, kopierte Textstellen thematisch gruppieren und den Themen zuordnen. Mehrfachzuordnungen möglich (Vgl. Heiners nicht veröffentlichtes Manuskript (o. J.): Arbeitshilfen)</p>			

A.3 Interview-Frageleitfaden

1. Seit wann leben Sie in Deutschland? Und in Reutlingen?
2. Sind Sie direkt aus dem Iran hierher gekommen?
3. Was hat Sie gerade nach Deutschland geführt? Und speziell nach Reutlingen?
4. Wenn Sie sich einmal an Ihre bisherige Zeit in Deutschland zurückerinnern, wie war Ihre Zeit in Deutschland? Erzählen Sie mir bitte von Ihren ersten Eindrücke in Deutschland.
5. Wie war z.B. Ihre erste Begegnung mit den Deutschen?
Können Sie mir bitte diese Situationen erzählen; würden Sie mir Ihre damaligen Gefühle/Empfindungen beschreiben?
6. Wie haben Sie sich damals in der iranischen Gemeinschaft hier gefühlt?
Wie war Ihre erste Begegnung mit Ihren Landsleuten hier? Können Sie mir erzählen, welche Erfahrungen Sie da gemacht haben?
7. Können Sie mir erzählen, wie das für Sie war, in einem fremden Land zu sein, zu leben? Was waren Ihre Gedanken damals?
Beschreiben Sie mir bitte entsprechende Situationen.
8. Was war Ihre wichtigste Erfahrung in Deutschland? Gab es eine Erfahrung, ein Ereignis, das für Sie und für Ihr Leben hier, Ihr Befinden, Ihre Empfindungen, auch nachhaltig, von großer Bedeutung ist? Können Sie mir von diesen Erfahrungen und Erlebnissen erzählen?
9. Können Sie mir von Ihren Erfahrungen mit den öffentlichen Institutionen erzählen?
Wie begegneten z.B. Ihnen die Beamten im Ausländeramt, Einwohnermeldeamt, oder Sozialamt, usw.? Wie haben Sie sich dabei gefühlt? Was waren Ihre ersten Wahrnehmungen?
10. Können Sie sich an Ihre erste Wohnungssuche erinnern? Wie ist sie gelaufen? Spielte dabei Ihre Nationalität eine Rolle? Wie haben Sie sich dabei gefühlt?
11. Wie stellte sich die Arbeitsuche dar? Haben Sie da besondere Erfahrungen gemacht?
Spielte dabei Ihre Nationalität eine Rolle?
Können Sie mir die entsprechende Situation erzählen?
12. Können Sie mir von Ihren Erfahrungen bzw. Ihren Erlebnissen in den öffentlichen Räumen, wie z. B. in einem Restaurant, in einem Kaufhaus, in einem Laden oder Supermarkt, im Sportverein erzählen?
13. Wie fühlen Sie sich allgemein in der deutschen Öffentlichkeit?
14. wenn Sie sich Ihren Arbeitsplatz anschauen, wie würden Sie den Umgang Ihrer Arbeitskollegen mit Ihnen beschreiben? Wie war es damals? Und wie ist es heute?
15. Wie würden Sie Ihre sozialen Kontakte hier beschreiben?

16. Wie erleben Sie sich in Ihrem unmittelbaren sozialen Umfeld? Können Sie mir hierzu von Ihren Erfahrungen erzählen?
17. Würden Sie mir von den Situationen erzählen, die wiederkehrend sind; von den Erfahrungen, die Sie immer wieder machen und von denen Sie glauben, dass sie etwas damit zu tun haben, dass Sie Migrant sind.
18. Wie würden Sie Ihre Zeit heute beschreiben? Wie fühlen Sie sich heute – nach so vielen Jahren – in Deutschland? Machen Sie inzwischen andere oder immer noch dieselben Erfahrungen? Können Sie mir die entsprechenden Situationen erzählen?
- 18a. Und wie geht es Ihren Kindern in Deutschland? Unterscheidet sich deren Verhältnis zu Deutschland von Ihrem Verhältnis?
19. Wie ist Ihr Verhältnis zu den Iranern in Deutschland heute? Wie erleben Sie sich in der iranischen Gemeinschaft?
20. Was bedeutet für Sie Migration? Was verbinden Sie mit dem Wort Migrant? Können Sie mir erzählen, was Sie darunter verstehen?
21. Was hätte man früher tun können, um Ihnen die Eingewöhnung zu erleichtern?
22. Und was würden Sie sich heute an Unterstützung für sich und Ihre Familie wünschen?

A.4 Einverständniserklärung

Hiermit erkläre ich mich damit einverstanden, dass das mit mir am von Herrn Reza Shenavari geführte Interview auf Tonband aufgenommen, vorschriftlich und für Publikationszwecke der wissenschaftlichen Arbeit von Herrn Shenavari verwendet bzw. veröffentlicht wird.

Herr Shenavari hat mir zugesichert, dass er dabei alle meinen persönlichen Daten, die Rückschlüsse auf meine Person zulassen, anonymisieren und ggf. löschen wird.

Datum, Unterschrift (Frau/Herr.....)

Datum, Unterschrift (Reza Shenavari)

VIII Literaturverzeichnis

- „Beckstein warnt vor Dauereinwanderung“ (2000): In: Süddeutsche Zeitung v. 26.02.2000
- „Da kommt mir gleich die Galle hoch“ (1998): Interview mit Gerhard Schröder. In: Die Woche v. 26.11.1998
- „Der Rechtsextremismus ist die größte Gefahr“ (1998): Interview mit Otto Schily. In: Tagesspiegel v. 15.11.1998
- „Kabinett verschiebt Entscheidung über Zuwanderungsgesetz“ (2001): In Süddeutsche Zeitung v. 15.11.2001
- Abgrenzungen - Ausländer in Deutschland (VHS-Video) (1999)
- Agha, T. (1997): Lebensentwürfe im Exil. Biographische Verarbeitung der Fluchtmigration iranischer Frauen in Deutschland. Frankfurt/M.
- Alheit, P. (2002): Biographieforschung und Erwachsenenbildung. In: Margret K./Winfried M. (Hrsg.): Biographische Arbeit. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. Opladen, S. 211-240
- Alheit, P./Dausien, B. (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: Hoerning E. M. (Hrsg.) (2000): Biographische Sozialisation. Stuttgart, S. 257-283.
- Amos, K. (2006): Assimilations-Theorie(n) re-visited: Anmerkungen zum Sprachgebrauch. In: Otto, H.-U./Schröder, M. Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik. Sonderheft 8. Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Multikulturalismus - Neo-Assimilation - Transnationalität. Lahnstein
- Apitzsch, U. (1996a): Biographien und berufliche Orientierung von Migrantinnen. In: Kersten, R./Kiesel, D./Sargut, S. (Hrsg.): Ausbilden statt ausgrenzen. Jugendliche ausländischer Herkunft in Schule, Ausbildung und Beruf. Frankfurt/M., S. 133-148
- Apitzsch, U. (1999): Biographieforschung und interkulturelle Pädagogik. In: Krüger, H. H./Marotzki, W. (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. Opladen, S. 472-486
- Apitzsch, U. (2006): Biographieforschung und interkulturelle Pädagogik. In: Krüger, H. H./Marotzki, W. (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. 2. überarb. Aufl. Wiesbaden, S. 499-512
- Artikel in der „WELT“ vom 12.01.06. URL: <http://www.islam.de/4641.php> [18. September 2007]
- Baacke, D./Schulze, T. (Hrsg.) (1993): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehen. München (Neuausgabe)

- Bade, K. J. (1994): Ausländer, Aussiedler, Asyl in der Bundesrepublik Deutschland. In: Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Aktuell Kontrovers. 3.Auflage, Hannover
- Bade, K. J./Oltmer, J. (Hrsg.) (2003): Aussiedler: Deutsche Einwanderer aus Osteuropa. 2. Aufl., V&R Unipress
- Baros, W. (2006): Neo-Assimilation. Das Ende des Konzeptes der interkulturellen Öffnung? In: Otto, H. U./Schrödter, M. (Hrsg.): Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik. Sonderheft 8. Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Multikulturalismus – Neo-Assimilation – Transnationalität. Lahnstein, S. 65
- Baur, R. S./Chlosta, C./Krekeler, C./Wenderott, C. (1999): Die unbekanntenen Deutschen. Ein Lese- und Arbeitsbuch zu Geschichte, Sprache und Integration russlanddeutscher Aussiedler. Hohengehren
- Beauftragte der Bundesregierung für Ausländerfragen (2000): Jahresbericht. Bonn
- Bericht über anerkannte politische Flüchtlinge in Berlin (1987): Asylberechtigte und Kontingentflüchtlinge. In: Ausländerbeauftragte des Senats (Hrsg.). Berlin
- Berry, J. W. (1990): Psychology of Acculturation. Understanding Individuals Moving Between Cultures. In: Brislin, R. W. (Eds.): Applied Cross-Cultural Psychology. London
- Bogardus, E. S. (1930): A race-relations cycle. In: American Journal of Sociology, 35 (4), S. 612-617
- Bohnsack, R. (2000): Rekonstruktive Sozialforschung. Opladen
- Bölke, S (Diplomarbeit) (1990): Die Würde des Menschen ist verletzbar. EFHS-Reutlingen
- Broschüre des Diakonischen Werkes Württemberg 1998 Broschüre des Diakonischen Werkes Württemberg 1998
- Brüß, J. (Dissertation) (2000): Onlar ve Bis, Wir und Die. Wechselseitige Wahrnehmung und Bewertungen bei Jugendlichen deutscher und türkischer Herkunft“. Universität Bielefeld an der Fakultät für Soziologie. Fachbereich Sozialwissenschaften. URL: <http://bieson.uni-bielefeld.de/volltexte/2004/458/pdf/0031.pdf> [13. August 2007]
- Bukow W. D./Nikodem, C./Schulze, E./Yildiz, E. (Hrsg.) (2007): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Zum Umgang mit Differenzen. Wiesbaden
- Bundesministerium des Inneren (Hrsg.) (1998): Ausländer- und Asylpolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn
- Bund-Länder-Kommission zur Fortentwicklung einer umfassenden Konzeption der Ausländerbeschäftigung (1977): Vorschläge. Bonn

- Bündnis 90/Die Grünen/Sozialdemokratische Partei Deutschlands (1998): Aufbruch und Erneuerung. Deutschlands Weg ins 21. Jahrhunderts. Koalitionsvereinbarung zwischen der Sozialdemokratischen Partei Deutschland und Bündnis 90/Die Grünen. Bonn, IX
- Christlich Soziale Union (1998): Offensiv ins neue Jahrhundert. Mit Bayern gewinnt Deutschland. Entschließung des CDU-Parteiausschusses v. 22.05.1998. Ingolstadt
- Daneshjoo, S. (Dissertation) (2003): Der Grad der sozialen Integration iranischer MigrantInnen in der Bundesrepublik Deutschland in Abhängigkeit von ihren Lebensgewohnheiten. Ein Statusbericht am Beispiel des Ernährungs- und Konsumverhaltens von im Bundesland Hessen lebenden IranerInnen. Justus-Liebig-Universität Giessen vom Fachbereich Agrarwissenschaften, Ökotrophologie und Umweltmanagement. URL: http://deposit.d-nb.de/cgi-bin/dokserv?idn=968399991&dok_var=d1&dok_ext=pdf&filename=968399991.pdf [17. Juni 2006]
- Diakonisches Werk Württemberg. Abteilung Migration und Ökumene (Hrsg.) (1998): Broschüre
- Dietz, B. (1995): Zwischen Anpassung und Autonomie. Russlanddeutsche in der vormaligen Sowjetunion und in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin
- Dietz, B. (1997): Jugendliche Aussiedler. Ausreise, Aufnahme, Integration. Berlin
- Dietz, B./Hilkes, P. (1992): Russlanddeutsche. Unbekannte im Osten. Geschichte, Sozialisation, Zukunftsperspektiven. München
- Duden (2001): Duden - Das Fremdwörterbuch. Mannheim
- Egger, R. (1996): Bildungsverläufe im Wandel. Biographische Sichtweisen in der Erwachsenenbildung. Ein Forschungsbericht. In: Grundlagen der Weiterbildung. Nr.7, S.43-46.
- Eisenstadt, S. N. (1954): The Absorption of Immigrants. A Comparative Study Based Mainly on the Jewish Community in Palestine and the State of Israel. London.
- Eisfeld, A. (Hrsg.) (1999): Die Russlanddeutschen. Studienreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat. 2. Ausgabe, München
- Erl, A./Gymnich, M. (2007): Interkulturelle Kompetenzen. Erfolgreich kommunizieren zwischen den Kulturen. Stuttgart
- Esser, H. (1981): Aufenthaltsdauer und die Eingliederung von Wanderern. Zur theoretischen Interpretation soziologischer Variablen. In: Zeitschrift für Soziologie, 10 (1), S. 76-97
- Faraji, H. (Dissertation) (1996): Iranisches Leben in Hamburg. Universität Hamburg
- Feithen, R. (1985): Arbeitskräftewanderungen in der Europäischen Gemeinschaft. Bestimmungsgründe und regionalpolitische Implikationen. Frankfurt/M.; New York

- Fischer, W./Kohli, M. (1987): Biographieforschung. In: Voges, W. (Hrsg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen, S. 25-49
- Flick, U. (1995). Qualitative Forschung. Theorien, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek
- Flick, U. (1996): Psychologie des technisierten Alltags. Soziale Konstruktion und Repräsentation technischen Handelns. Opladen
- Flick, U./Kardorff, E. V./Keupp, H./Rosenstiel, L. V./Wolff, S. (Hrsg.) (1995). Handbuch Qualitativer Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. 2. Aufl., München
- Freckmann, H. (1989): Leitfaden zum Asylrecht. Frankfurt/M.
- Fuchs-Heinritz, W. (2000): Biographische Forschung. 2. überarb. und erw. Aufl., Opladen
- Ghasemina, M. (Dissertation) (1996): Iraner und Iranerinnen in Deutschland. Migrationsgeschichte, Lebenssituation und Integrationsprobleme. Hannover
- Glaser, B. G./Strauss, A. L. (1979): Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie. Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung. In: Hopf, C./Weingarten, E. (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart
- Glaser, B. G./Strauss, A. L. (1977): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. 8. Aufl., Chicago
- Glinka, H. J. (1998): Das narrative Interview. Eine Einführung für Sozialpädagogen. Weinheim; München
- Gordon, M. M. (1964): Assimilation in American Life. The Role of Race, Religion, & National Origins. Oxford Univ. Press. New York
- Gür, N. (Vordiplomarbeit) (2006): Studieren ohne Grenzen. Förderung des Auslandsstudium am Beispiel des ERASMUS/Sokrates-Programms. Johan Wolfgang Goethe-Universität. Frankfurt/M.
- Handan Bal (1996): Zwei Jahrzehnte im Rückblick: Deutschland, kein Wintermärchen. In: Niedersächsisches Sozialministerium (1996): Fremd - na und? Medien und interkultureller Alltag. Beiträge zur interkulturellen Woche 1995 in Niedersachsen. Niedersachsen
- Hansen, M. L. (1948): The Immigrant in American History. Cambridge; MA.
- Heckmann, F. (1981): Die Bundesrepublik: Ein Einwanderungsland? Zur Soziologie der Gastarbeiterbevölkerung als Einwandererminorität. Stuttgart
- Heckmann, F./Tomei, V. (1999): Einwanderungsgesellschaft Deutschland. Zukunftsszenarien: Chancen und Konfliktpotentiale. In: Enquete-Kommission „Demographischer Wandel“ des Deutschen Bundestags (Hrsg.): Herausforderungen unserer älter werdenden Gesellschaft an den Einzelnen und die Politik. Studienprogramm. Heidelberg, S. 825-912.

- Hegemann, T./Salman, R. (2001): Transkulturelle Psychiatrie. Konzepte für Arbeit mit Menschen aus anderen Kulturen. Bonn
- Heiner, M. (2004): Professionalität in der Sozialen Arbeit. Theoretische Konzepte, Modelle und empirische Perspektiven. Stuttgart
- Heiner, M. (2007): Soziale Arbeit als Beruf. Fälle - Felder - Fähigkeiten. München
- Heiners nicht veröffentlichtes Manuskript (o. J.): Interpretation qualitativer Interviews. Ein kasuistischer Ansatz.
- Hell, M. (2005): Einwanderungsland Deutschland? Die Zuwanderungsdiskussion 1998-2002. Wiesbaden
- Henseler, J. (Habilitationsschrift) (2006): Mobilität und Migration in der Einwanderungsgesellschaft. Zur Bestimmung von sozialer Integration und kollektivem Lernen. Versuch einer allgemeinen Theorie der Sozialpädagogik. Fachbereich Erziehungswissenschaften der Universität Erfurt. URL: <http://www.db-thueringen.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-11077/henseler.pdf> [11. Mai 2007]
- Hesse-Lehmann, K. (Dissertation) (1993): Iraner in Hamburg. Verhaltensmuster im Kulturkontakt. Instituts für Volkskunde der Universität *Hamburg* Berlin; Hamburg
- Heun, H. D./Kallert, H./Bacherl, C. (1992): Jugendliche Flüchtlinge in Heimen der Jugendhilfe. Situation und Zukunftsperspektiven. Freiburg
- Hidarnejad, H. (Aufsatz) (2001): Sozialarbeit mit iranischen Asylbewerbern und Asylberechtigten. Dortmund URL: www.fluechtlingsrat-nrw.de/download/sozialarbeit_hidarnejad.doc [03. Juni 2006]
- Hitzler, R. (1982): Den Gegen-Stand verstehen. Zur Idee des Individuellen in der Sozialwissenschaft. In: Soziale Welt (Zeitschrift), Heft 2, S. 136-156
- Hoerning, E. M. (1989): Erfahrungen als biographische Ressourcen. In: Alheit, P./Hoerning, E. M. (Hrsg.): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankfurt; New York, S. 148-163
- Hoffmann-Nowotny, H.-J. (1990): Integration, Assimilation und „plurale Gesellschaft“. Konzeptuelle, theoretische und praktische Überlegungen. In: Charlotte H./Detlev B. R. (Hrsg.): Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland. Boppard am Rhein, S. 15-31
- Hoffmann-Riem, C. (1980). Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, S. 339-372
- Holzcamp, K. (1993): Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung. Frankfurt/M.
- Janat Makan, M. R. (Dissertation) (1997): Der Integrationsprozeß bei iranischen Immigranten in der Bundesrepublik Deutschland. Philipps-Universität Marburg/Lahn

- Jannat, M. (Dissertation) (2005): Iranische Flüchtlinge im deutschen Exil. Probleme einer Abstiegssituation. Philipps-Universität Marburg/Lahn
- Kallert, H. (1993): Mädchen als Flüchtlinge im Heim. Weibliche unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Heimen und Wohngruppen der Jugendhilfe. Frankfurt/M.
- Kohl, H. (1991): Regierungserklärung v. 30.01.1991, BT-Plenarprotokoll 12/5
- Kohli, M. (1981): Wie es zur „biographischen Methode“ kam und was daraus geworden ist. Ein Kapitel aus der Geschichte der Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie 10, S. 273-293
- Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.) (1984): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart
- Koordinierungskreis und Länderausschuss „Ausländische Arbeitnehmer“ beim Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (1972): Grundsätze zur Eingliederung ausländischer Arbeitnehmer. Bonn
- Kruse, J. (2004): Reader zu Seminar „Einführung in die Qualitative Interviewforschung“. Freiburg. URL: <http://www.sozioogie.unifreiburg.de/Personen/kruse/UniHomepage/Workshops/WeitereAngabote.html> [12. April 2006]
- Kühn, H. (1979): Stand und Weiterentwicklung der Integration der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familien in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn
- Lajjos, K. (Hrsg.) (1998): Die ausländische Familie. Ihre Situation und Zukunft in Deutschland. Opladen
- Lamnek, S. (1995/1): Qualitative Sozialforschung. Methoden und Techniken. Weinheim
- Lamnek, S. (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 4. Aufl., Weinheim
- Leitlinien zur Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer (1973): In: Weidenhörner, W.: Aktionsprogramm zur Ausländerbeschäftigung. In: Bundesarbeitsblatt, 7/8, S.351
- Leuninger, H. (1999): Asylrecht und Menschenrechte. Einleitung. URL: <http://www.proasyl.de/texte/hl/menschenr-eu.htm#ein> [16. April 2008]
- Leuninger, H. (1999): Das Grundgesetz. In: Internetversion vom Artikel: Asylrecht und Menschenrechte. Die Bundesrepublik im Rückwärtsgang. URL: http://www.leuninger-herbert.de/herbert/archiv/asyl/99_Asylrecht_in_Europa.htm#_Toc47483094 [16. April 2008]
- Leuninger, H. (1999): Das neue Asylrecht - ein Rückschritt. Der bewußte Schritt zurück. In: Internetversion vom Artikel: Das Grundrecht auf Asyl als Menschenrecht. Zur Geschichte seines Aus- und Abbaus. URL: http://www.leuninger-herbert.de/herbert/archiv/asyl/98_weed.htm [16. April 2008]
- Lutz, H. (2000): Biographisches Kapital als Ressource der Bewältigung von Migrationsprozessen. In: Gogolin, I./Bernhard N. (Hrsg.): Migration, gesellschaftliche Differenzierung und Bildung. Opladen, S. 179-213.

- Meier-Braun, K. H. (2002): Deutschland, Einwanderungsland. Frankfurt/M.
- Migrationsbericht (2006): Migrationsbericht des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge im Auftrag der Bundesregierung.
- Müller, E.-M. (Referat) (2000): Zum Begriff der Einwandererkolonie und des Ghettos. Ein Kurzvortrag. Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover (Institut für Soziologie)
- Nghia, M. (2005): The Vietnamese boat people, 1954 and 1975-1992. McFarland Verlag
- Nieke, W. (2006): Anerkennung von Diversität als Alternative zwischen Multikulturalismus und Neo-Assimilationismus? In.: Otto, H.-U./Schrödter, M. (Hrsg.): Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik. Sonderheft 8. Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Multikulturalismus - Neo-Assimilation - Transnationalität. Lahnstein
- Nirumand, B./Yonan, G. (1994): Iraner in Berlin. In: Bericht des Ausländerbeauftragten des Senats (Hrsg.). Berlin
- Oswald, I. (2007): Migrationssoziologie. Konstanz
- Park, R. E. (1930): Assimilation, Social. In: Seligman, E./Johnson, A. (Eds.): Encyclopedia of the social sciences. Vol 2, New York
- Park, R. E. (1926): Race and Culture. Essays in the Sociology of Contemporar Man. Free Press of Glencoe.
- Park, R. E. (1964): On Social Control and Collective Behavio. Chicago
- Park, R. E./Burgess, E. W. (1921): Introduction to the science of sociology. Chicago
- Patton, M.Q. (1990): Qualitative Sampling and Research Methods. 2. Aufl., London
- Pfaff , V. (1999): In: Leuninger, H. (Hrsg.): Das Grundrecht auf Asyl als Menschenrecht. Zur Geschichte seines Aus- und Abbaus. Das neue Asylrecht - ein Rückschritt. „Der Verfassung gemäß“. URL: http://www.leuninger-herbert.de/herbert/archiv/asyl/98_weed.htm [16. April 2008]
- Price, C. (1969): The study of assimilation. In: Jackson, J- A. (ed.): Migration. Cambridge, UK., S. 181-237
- Raschke, J. (2001): Die Zukunft der Grünen. Frankfurt
- Rau, J. (2004): Ohne Angst und ohne Träumereien. Gemeinsam in Deutschland leben. Berliner Rede im Haus der Kulturen der Welt. v. 12.05.2000. URL: http://www.bundespresident.de/top/dokumente/Rede/ix_11961.html. [14. Juli 2004]
- Reichow, H. (1992): Zukünftige Wanderungsbewegungen und ihre Ursachen. In: Winkler, B. (Hrsg.): Zukunftsangst Einwanderung. München, S. 45-60

- Schäuble, W. (2008): Migrationspakt soll Einwanderung in die EU steuern. Wir machen aus Europa keinen Bunker v. 08.07.2008. URL: http://www.welt.de/welt_print/article2188942/Migrationspakt_soll_Einwanderung_in_die_EU_steuern.html. [16. November 2008]
- Schmalz-Jacobsen, C. (1995): Vorwort. In: Beauftragte der Bundesregierung für die Belange der Ausländer (Hrsg.) (1995): Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange der Ausländer über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik. Bonn
- Schnell, R./Hill P./Esser E. (1995): Methoden der Empirischen Sozialforschung. München
- Schönpflug, U/Phalet, K. (2008): Migration und Akkulturation. URL: http://www.ruhr-uni-bochum.de/epsy/KulturNetz/Ute%20Schoenpflug_Ueberblick.pdf. [24. Juni 2008]
- Schröder, G. (1998): Regierungserklärung v. 10.11.1998. BT-Plenarprotokoll 14/3
- Schröder, G. (2000): Rede bei der Eröffnungsfeier der Cebit 2000 v. 23.02.2000. Hanover. URL: <http://www.bundeskanzler.de/Reden-.7715.6395/a.html>,Stand. [06. Juli 2004]
- Schuckar, M. (1988): Kein Ort - Nirgends? Politische Emigrantinnen aus dem Iran in der Bundesrepublik Deutschland. In: IZA 3/1988
- Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. Neue Praxis (13)
- Seifert, W. (2000): Geschlossene Grenzen - offene Gesellschaften? Migrations- und Integrationsprozesse in westlichen Industrienationen. Frankfurt/M.; New York
- Shaw, C. R. (1930): The Jack Roller. A Delinquent Boy's Own Story. Chicago
- Shaw, C. R. (1931): The Natural History of a Delinquent Career. New York
- Siebel (1997): Die Stadt und die Zuwanderer. In: Häußermann, H./Oswald I. (Hrsg.): Zuwanderung und Stadtentwicklung. Opladen; Wiesbaden
- Stoiber, E. (2001): Ja zur wehrhafter Demokratie und Leitkultur. Regierungserklärung des Bayerischen Ministerpräsidenten v. 09.10.2001. URL: <http://www.csu-landtag.de/htmllexport/2493.html>. [18. September 2004]
- Strohmeier, K. P. (2006). Segregation in den Städten. Bonn, Friedrich-Ebert-Stiftung
- Thomas, A. (2005): Grundlagen der interkulturellen Psychologie. Nordhausen
- Thomas, W. I./Znaniecki, F. (1958/1): The Polish Peasant in Europe and America. New York
- Treibel, A. (1990): Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung und Gastarbeit. Weinheim; München.
- Treibel, A. (1999): Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. Weinheim; München

Treibel, A. (2001): Migration. In: Schäfers, B./ Zapf, W. (Hrsg.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. 2., überarb. Aufl., Opladen, S. 472-481

URL: <http://www.IID.de>. [09. Juli 2006]

URL: http://cdl.niedersachsen.de/blob/images/C45249582_L20.pdf, S. 49 [06. August 2008]

URL: http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Cap_Anamur&oldid=44978856 [11. August 2008]

URL: http://de.wikipedia.org/wiki/Chicagoer_Schule_%28Soziologie%29 [25. Mai 2008]

URL: <http://de.wikipedia.org/wiki/Umweltfl%C3%BCchtling> [05. März 2007]

URL: <http://lexikon.meyers.de/meyers/Segregation> [11. August 2008]

URL:
<http://www.bundesregierung.de/Webs/Breg/DE/Bundesregierung/BeauftragtefuerIntegration/Integration/NationalerIntegrationsplan/nationaler-integrationsplan.html> [03. Dezember 2008]

URL: <http://www.ekd.de/EKD-Texte/44651.html> [16. August 2007]

URL: <http://www.ekd.de/EKD-Texte/migration/welcome.html> [16. August 2007]

URL: <http://www.fes.de/fulltext/asfo/00267004.htm> [23. April 2007]

URL: http://www.fr-online.de/in_und_ausland/politik/aktuell/?em_cnt=1364063 [19. Juli 2008]

URL: <http://www.nds-fluerat.org/pressemitteilungen/morgen-im-bundesrat-die-mogelpackung-zuwanderungsänderungsgesetz/> [26. Oktober 2007]

URL: <http://www.netzeitung.de/politik/deutschland/376050.html> [12. Oktober 2007]

URL: http://www.pflegewiki.de/wiki/Episodisches_Interview [11. März 2006]

URL: http://www.pflegewiki.de/wiki/Samplingverfahren_der_qualitativen_Forschung [02. Mai 2007]

URL: <http://www.pi-news.net/wp/uploads/2008/02/muslimtest.pdf> [05. Mai 2008]

URL: <http://www.proasyl.de/de/informationen/asyl-in-europa/sichere-drittstaaten/index.html> [30. September 2006]

URL: <http://www.proasyl.de/de/informationen/asyl-von-a-bis-z/index.html#c235> [30. September 2006]

URL: <http://www.proasyl.de/lit/leitfad/k.htm> [30. September 2006]

URL: <http://www.proasyl.de/lit/leitfad/m.htm> [30. September 2006]

URL: <http://www.spiegel.de/politik/debatte/0,1518,396185,00.html> [13. Mai 2006]

URL:

http://www.welt.de/politik/deutschland/article1349362/Die_schrecklichen_Tage_von_Rostock.html [13. Dezember 2007]

URL: <http://www.zoellner-online.org/uni05SS-k-hz.pdf>, S. 1 [01. Mai 2008]

URL: http://www.tagesschau.de/aktuell/meldungen/0,,OID5938684_REF1,00.html [13. Februar 2007]

URL: www.pro-soz-arb.de [28. Juli 2008]

Von Loeper, A. (2007): E-Mail-Newsletter. Zuwanderungsänderungsgesetz beschlossen. URL: <http://www.akasyl-bw.de/seiten/enews/enews108.htm#1> [06. Juli 2007]

Walter, J./Grübl, G. (1999): Junge Aussiedler im Jugendstrafvollzug. In: Bade, K. J./Oltmer, J. (Hrsg.): Aussiedler: deutsche Einwanderer aus Osteuropa. Osnabrück, S. 177-189

Wirth, L. (Dissertation) (1928): The Ghetto. Chicago

Wolf, B. (2007): Die vietnamesische Diaspora in Deutschland. Struktur und Kooperationspotential mit Schwerpunkt auf Berlin und Hessen. In: Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) GmbH. Abteilung Wirtschaft und Beschäftigung. Sektorvorhaben Migration und Entwicklung (Hrsg.). Eschborn, S. 2-10

Yeshurun, S./Nell, W. (2008): Suche nach neuen Wegen. Die Gestaltung der Einwanderungssituation in Deutschland. In: Nell, W./Yeshurun, S.: Arbeitsmarkt, Migration, Integration in Europa. Ein Vergleich. Schwalbach, S. 144-173

Zimmermann, K. F. (1999): Aussiedler seit 1989. Bilanz und Perspektiven. URL: <ftp://ftp.iza.org/dps/dp50.pdf> [1.7.04]

Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere an Eides statt, dass ich die vorliegende Dissertation nicht schon an anderer Stelle als Qualifikationsarbeit eingereicht habe, und dass ich sie selbständig ohne unerlaubte Hilfe und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe.

Alle Stellen, die wörtlich oder sinngemäß aus Veröffentlichungen oder aus anderweitigen fremden Äußerungen entnommen wurden, habe ich unter Quellenangaben als solche einzeln kenntlich gemacht.

Reutlingen, den 22.09.2009

Reza Shenavari